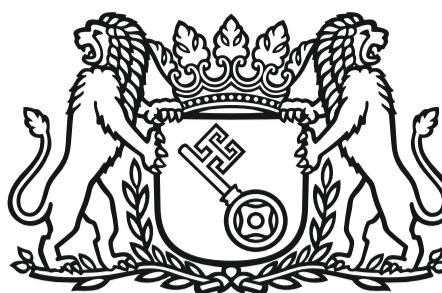


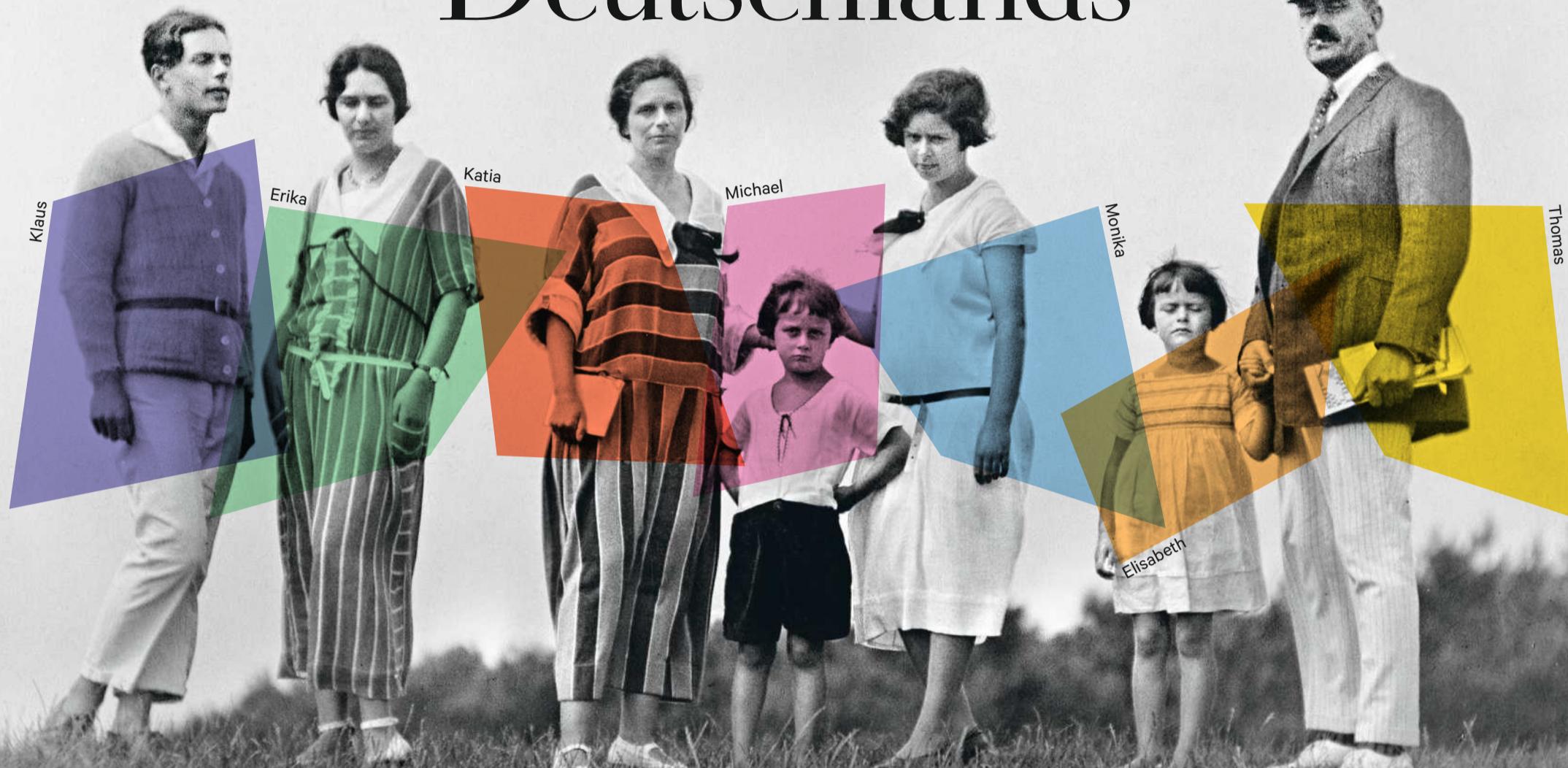
Die neue Ausgabe.
Jetzt bestellen!
www.zeit.de/wm-neu

DIE ZEIT



Die aufregendste Familie Deutschlands

Titelfoto: Karl Schenker/Ullstein, illustriert bearbeitet von DZ (v.l.: Klaus, Erika, Katia, Michael, Monika, Elisabeth und Thomas Mann auf Hiddensee, um 1924)



Die Manns vereinen alles auf sich, was die Psychologie an toxischen Beziehungen, an Abgründen und Begabungen kennt. Eine Familienaufstellung von Florian Illies FEUILLETON

KOALITION IN DER KRISE

Eher Psychologie

In der ratlosen Union wird über eine Minderheitsregierung geunkt.
Das ist im besten Falle Unfug VON TINA HILDEBRANDT

Wie Ampel ist die Bundesregierung? Ein halbes Jahr nach ihrem Beginn steht diese Frage im Raum. Gemeint ist: Wie wacklig ist die Bundesregierung, wie bedroht, wie kaputt?

Anlässe für solche Fragen schaffen Umfragen, in denen die SPD seit ihrem rekordschwachen Ergebnis von 16,4 Prozent bei der Bundestagswahl weiter schrumpft und die CDU mit der AfD um Platz eins als stärkste Partei ringt. Mal liegt die Union vorn, mal die AfD.

Anlässe schafft die Koalition auch immer wieder selbst. Wenn sie wochenlang streitet, ob das Stadtbild in Deutschland das Problem ist oder doch eher Friedrich Merz. Wenn CDU/CSU-Fraktionschef Jens Spahn sagt: »Wir werden nicht gemeinsam sterben mit denen«, gemeint ist die SPD. Wenn die CDU ihren Außenminister bis an den Rand eines Rücktritts bringt, weil der die Realitäten in Syrien beschrieben hat. Wenn Sozialdemokraten ankündigen, sie würden die Änderungen beim Bürgergeld zu Fall bringen, und christdemokratische Abgeordnete die Rentenreform kippen wollen. Und so weiter und so fort.

Der Appell, die Streiterei müsse aufhören, bleibt folgenlos. Ohnehin hat nicht der Streit die schlechten Umfragen verursacht, sondern die prekäre Lage der Volksparteien den Streit. Es handelt sich um Symptome von Nervosität, Stress, blanker Angst.

Kein Rezept hat bisher gegen den Aufstieg der AfD geholfen

Die Nervosität ist auch deshalb so groß, weil die wirtschaftliche Lage nach wie vor schlecht ist, der Reformherbst im Nebel verschwindet und im kommenden Jahr Landtagswahlen anstehen, das Zeug haben, unkalkulierbare politische Zentrifugalkräfte freizusetzen.

Nur einer Partei geht's richtig gold: der AfD. Egal, wie schlamm oder harmlos man sie findet, eins ist nicht zu bestreiten: Kein Rezept hat bislang gegen ihren Aufstieg geholfen. Ignorieren, attackieren, entlarven wollen – nichts davon hat funktioniert. Vor allem Letzteres nicht, denn die AfD selbst bestreitet gar nicht, was ihre Gegner ihr vorwerfen. Sie ist entwaffnend ehrlich.

Was also tun? Der Befund setzt Fantasien frei. Minderheitsregierung! So lautet die Antwort, die

von einigen in der CDU und um die CDU herum gegeben wird. Je weiter die Befürworter vom Zentrum der Politik entfernt sind, umso attraktiver scheint ihnen das Experiment. In anderen Ländern sei das ganz normal, heißt es, nur die Deutschen mit ihren Angstneurosen witterten gleich wieder den Untergang der Republik. Die Sehnsucht hinter der Idee: Endlich wäre man den lästigen Koalitionspartner los.

Technisch wäre eine Minderheitsregierung machbar. Anders als nach Neuwahlen bräuchte man dazu nicht einmal den Bundespräsidenten, Friedrich Merz könnte einfach die Minister der SPD entlassen und weiterregieren. Damit ist man allerdings wieder bei der Ausgangsfrage angelangt: Was unterscheidet Schwarz-Rot von der Ampel? Im Kern vor allem eins: Zur Ampel gab es mögliche Koalitionsalternativen ohne die AfD, zu Schwarz-Rot gibt es sie nicht.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat zum 9. November eine Rede gehalten, die viele als kaum verhohlene Aufforderung verstanden haben, ein Verbotsverfahren gegen die AfD einzuleiten. Es stimmt, Steinmeier will das Instrument eines Verbots nicht vom Tisch nehmen. Doch dem Bundespräsidenten ging es mit seiner Rede noch um etwas anderes. Er wollte die politische Mitte aufrütteln und drängte «explizit» deren linken Teil zugleich zu verbaler Mäßigung. Wer jede unliebsame Äußerung pauschal als «rechtsextrem» diskreditiere, gefährde selbst die Brandmauer. Das ging auch in Richtung seiner eigenen Partei.

Was folgt daraus? Noch hat der Populismus keine Mehrheit, die Mitte sehr wohl. Diese freiwillig aufzugeben, würde heißen, sich selbst aufzugeben.

Wöher sollten denn die Mehrheiten kommen, die eine Minderheitsregierung immer wieder bräuchte? Wie soll eine Regierung ohne Mehrheit sich behaupten gegen Russlands Aggression, im Konzert der Europäer, im Ringen mit einem wirtschaftlich expansiven China? Wer glaubt wirklich, dass Entscheidungen mit wechselnden Mehrheiten schnell getroffen werden?

Die Minderheitsregierung ist im besseren Fall eine Entlastungsfantasie, mehr Psychologie als Politik. Im schlechteren Fall das Durchgangsstadium zu einer schwarz-blauen Koalition. Und damit zu einer anderen Republik. Man sollte das wirklich sein lassen.

ABSCHIED EINER PARTEICHEFIN

Die Unvollendete

Sahra Wagenknecht zieht sich zurück. Doch was bleibt von ihr, die zeitweilig viele Menschen fasziniert hat? VON ANNE HÄHNIG

Talent zu haben allein, bedeutet noch nicht viel, vor allem nicht zwangsläufig viel Gutes. Und trotzdem: Ein Talent wie Sahra Wagenknecht findet sich selten in der Politik. Von ihr ging lange eine Faszination aus. Die wirkte selbst auf Menschen, die weder vom Sozialismus träumen noch Russland besonders nahestehen. Es gab Zeiten, da war Wagenknecht die beliebteste Politikerin des Landes.

Sie schaffte das nicht mit überschießendem Charme, auch nicht mit Volksnähe und schon gar nicht mit Witz. Sondern mit empörten vorgetragenen, manchmal nur vermeindlichen Sachargumenten. Und mit einer demonstrativen Ablehnung aller Gefälligen, gar Sympathischen. Gerade in ihrem Nicht-Gefallen-Wollen gefiel Sahra Wagenknecht den Leuten. Ihr Image war das der Überzeugten ohne die Angst, am Ende als Außensteiner dazustehen oder dargestellt zu werden.

Aber dieses Image war ein Ideal. Und das hat Wagenknecht mit dem Sozialismus gemein: Irgendwann fällt auf, dass das Ideal nicht zur Wirklichkeit passt. Als Chefins des von ihr geschaffenen Bündnisses Sahra Wagenknecht (BSW) erwies sie sich nicht als Standhafte, sondern als Flatterhafte. Als Politikerin, die meinte, sie könne völlig gegensätzliche Dinge zur selben Zeit erzählen.

Gleichzeitig sei ihr Rückzug gar kein Rückzug, sagt sie. Na klar

Ein Bündnis für Meinungsvielfalt und echten Pluralismus sei das BSW, behauptete sie. Nur um dann strenger als jede andere Partei auszusortieren, wer überhaupt Mitglied werden darf. Außerdem präsentierten ihre wichtigsten Wahlkämpferinnen in Sachsen und Thüringen das BSW als Anti-AfD-Partei. Aber dann war Wagenknecht doch sehr erbost darüber, dass ihre Mitstreiterinnen sich in Anti-AfD-Koalitionen wiederfinden.

Am Montag nun hat Wagenknecht angekündigt, nicht mehr für den Vorsitz des BSW zu kandidieren. Umbenannt werden soll die Partei auch. Ihr möglicher neuer Name klingt wie eine Spartengewerkschaft aus den Siebzigerjahren: Bündnis Soziale Gerechtigkeit und Wirtschaftliche Vernunft.

Gleichzeitig sei dieser Rückzug gar kein Rückzug, erklärte Wagenknecht. Und das war symptomatisch, denn bei ihr soll oft beides wahr

sein: die Behauptung genauso wie ihr Gegenteil. Fehlt Sahra Wagenknecht der innere Kompass? Vor allem fehlt ihr die Einsicht, sich zuletzt in zwei zentralen Fragen übel geirrt zu haben.

Den einen Irrtum hat sie mit vielen anderen Spitzenpolitikern gemein. Sie wollte Russlands Aggressivität nicht wahrhaben. Wenige Tage vor Beginn der Völklinvision in der Ukraine sagte sie: »Wir können heilfroh sein, dass der Putin nicht so ist, wie er dargestellt wird, nämlich ein durchgeknallter russischer Nationalist, der sich daran berauscht, Grenzen zu verschieben.« Russland habe »faktisch kein Interesse daran, in die Ukraine einzumarschieren, natürlich nicht«. Autsch.

Wagenknechts Blick auf Russland ist seither merkwürdig beschwichtigend geblieben. Sie glaubt, Deutschland zu schützen, indem sie vor einer Militarisierung warnt. Das ist ungefähr so, als würde man sich vor Einbrechern absichern, indem man nachts die Haustüren offen lässt.

Dabei hätte Wagenknecht das Land diskursiv weiterbringen können. Was ließe sich zum Beispiel jenen Bürgern sagen, die Angst vor Russland haben und daran zweifeln, dass beides zugleich geht – die Ukraine mit aller Kraft unterstützen und währenddessen selbst verteidigungsfähig werden? Wie kann das gelingen? Keine Antwort vom BSW dazu.

Fehlgang ist auch die Anwerbung einer Klientin, die Wagenknecht doch unbedingt erobern wollte: bisherige Anhänger der AfD. Lange glaubte sie wirklich, sie könne dem Aufstieg des Rechtspopulismus etwas entgegensetzen. Als einzige relevante politische Kraft kopierte ihre Partei die AfD in ihrer Kernforderung. Stärkung des Nationalstaats, Abwendung vom Multilateralismus: Davon lebt die AfD seit mehreren globalen Krisen. Im BSW hoffte man, dass es Bedarf nach einer Alternative zur Alternativen gibt – ähnlich im Inhalt, aber etwas anständiger im Ton.

Wenn Deutschland Wagenknecht etwas zu verdanken hat, dann, dass auch diese Strategie gegen den Rechtspopulismus nun als erprobt gelten darf. Und als unaufgänglich. Das BSW erzielte seine Erfolge kaum auf Kosten der AfD, sondern neben ihr. Und Wagenknecht selbst ist nun zugleich links außen und rechts außen. Vor allem aber: draußen. Und so bleibt ihre Karriere ewig unvollendet.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen



Das Bild einer First Lady

Die Künstlerin Rama Duwaji wird jetzt als Frau des New Yorker Bürgermeisters Zohran Mamdani ausgestellt

Feuilleton, S. 51



Wer die Mitte nicht ehrt ...

Olaf Scholz im ersten Interview nach seiner Kanzlerschaft und Wolfram Weimer mit einem dramatischen Aufruf

Politik, S. 2 und 6



Ausgewufft

Achtung, alle Hundesteuersünder in Süderbrarup bei Flensburg mal aufgepasst: Eure Gemeinde will eine Hundezählung vornehmen, um euch zur Kasse zu bitten. Wer nicht erwischen werden will, sollte seinen Hund auf den Hausbesuch vorbereiten. Nicht bellen, wenn's klingelt. Sofort unter dem Sofa verstecken. Und dort auch nicht still vor sich hin pupsen: Vom Amt kommen wahre Spürnasen!

Kleine Bilder (v. o.):
Instagram/ramaduwa; Peter Rigaud/Laif;
Gene Glover/Agentur Focus; Getty Images

Zeitung Verlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ISBN 978-3-68987-037-9

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSTRALAND:
DK 99,95/FIN 11,50/EU 8,90/
CAN 8,90/F 8,90/NL 8,90/
A 7,50/CH 9,50/I 8,90/GR 8,90/
B 8,50/P 8,90/L 8,50/H 4690/

Nº 48



»Es war die Ehre meines Lebens«

Olaf Scholz meldet sich zurück – mit Plänen für die Zeit nach dem Amt, einer Vision für das Land und einer Botschaft für Friedrich Merz

Ein Neubau mit bunter Glasfassade in Berlin, nicht weit vom Reichstag. Olaf Scholz ist hier mit seinen Mitarbeitern eingezogen, weil ein Teil der Abgeordnetenbüros saniert wird. Drei Jahre hat Scholz, 67, das Land regiert, dann brach die Ampel auseinander. Heute ist er direkt gewählter Bundestagsabgeordneter des Wahlkreises Potsdam-Mittelmark II – Teltow-Fläming II. Nach dem Ausscheiden aus dem Amt hat sich Olaf Scholz eine sechsmonatige Schweißperiode verordnet und die Öffentlichkeit gemieden. Die Zeit der Zurückhaltung ist vorbei, das wird schnell klar, Scholz will sich wieder einmischen.

DIE ZEIT: Wie dürfen wir Sie ansprechen: Herr Bundeskanzler? Herr Altbundeskanzler? Herr Scholz?

Scholz: Scholz ist völlig okay.

ZEIT: Wie geht es Ihnen, Herr Scholz?

Scholz: Ich bin froh, dass die SPD weiter in der Regierung dabei ist. Dadurch ist gesichert, dass die Fortschritte, die wir in den vergangenen Jahren erreicht haben, nicht rückgewickelt werden. Ich bin auch froh, dass der alte Bundestag eine sehr weitreichende Grundgesetzänderung beschlossen hat, die für die Verteidigungsausgaben und die Infrastruktur den nötigen Finanzspielraum geschaffen hat.

Wir sollten nicht vergessen: Ich habe die letzte Regierung beendet, weil es keine Einigung über in etwa 15 Milliarden Euro zur Finanzierung zusätzlicher Maßnahmen für die Ukraine und die Ukrainer in Deutschland gegeben hat.

ZEIT: Wir stellen fest: Auch als ehemaliger Kanzler sprechen Sie nicht gerne über sich persönlich.

Scholz: Mir geht es darum, zu einem öffentlichen Gespräch über Politik beizutragen, über die wirklich großen Fragen, die uns alle bewegen. Für das Bedürfnis nach Klatsch oder einem schnellen, am liebsten negativen Kommentar über die Regierung stehe ich nicht zur Verfügung.

ZEIT: Dann schauen wir zunächst noch einmal auf Ihre Regierungszeit: Hätte der Bruch der Ampel verhindert werden können?

Scholz: Wenn mein Vorschlag, die nötigen Mittel für die Ukraine durch einen Überschreitungsbeschluss im Rahmen der Schuldenbremse zu finanzieren, also eine zusätzliche Kreditaufnahme, aufgegriffen worden wäre. Die Alternative wären ja Kürzungen bei den Bürgerinnen und Bürgern unseres Landes oder weniger Investitionen gewesen. Dafür gab es aus meiner Sicht keinen Grund. Es ist ein bisschen ironisch, dass wir jetzt durch die noch vom alten Bundestag nach der Wahl beschlossene Grundgesetzänderung auf zwölf Jahre gerechnet 500 Milliarden für die Infrastruktur einsetzen können und – wenn man grob schätzt – wahrscheinlich noch einmal 500 Milliarden für die Verteidigung.

ZEIT: Gibt es nichts, was Sie bedauern? Eigene Fehler?

Scholz: Es hat am Ende nicht mehr gepasst, weil es kein gemeinsames Grundverständnis mehr gab über die Richtung, die einzuschlagen ist.

ZEIT: Ärgert es Sie, dass die neue Regierung über den finanziellen Spielraum verfügt, der Ihnen versagt wurde?

Scholz: Nein. Das Ergebnis ist ja ganz in meinem Sinne. Ich werde dazu beitragen, dass die aktuelle Koalition erfolgreich ist.

ZEIT: Hat sich Ihr Blick auf das Land mit dem Abstand vom Amt verändert?

Scholz: Mir ist aus der Betrachterperspektive noch deutlicher geworden, wie wenig man in der medialen Begleitung der Politik von dem mitbekommt, um das es wirklich geht. Es gibt etwa lange Artikel über das Thema Migration, in denen nichts über konkrete Gesetzesvorhaben steht.

Stattdessen wird darüber diskutiert, was man sagen darf oder nicht. Die irreguläre Migration ist im vergangenen Jahr deutlich zurückgegangen und seit Monat für Monat – als Folge von Entscheidungen, die die Regierung auf meinen Wunsch hin getroffen hat. Das ist doch eigentlich eine interessante Tatsache.

ZEIT: Den Rückgang nimmt auch die amtierende Bundesregierung für sich in Anspruch. Es nützt aber weder der CDU noch der SPD. Dafür steigen die Zustimmungswerte für die AfD. Wie erklären Sie sich das?

Scholz: Der Erfolg rechtspopulistischer Parteien ist kein Phänomen, das auf Deutschland beschränkt ist. Wir sehen das in den USA und Großbritannien, aber auch in Finnland, in Schweden, in den Niederlanden oder in Österreich. In Norwegen wäre bei den letzten Wahlen eine rechtspopulistische Partei beinahe die führende Regierungspartei geworden. Aus meiner Sicht hat das etwas mit der Verunsicherung in den Gesellschaften zu tun. Der Politologe Ivan Krastev hat gesagt, Europa sei die Zukunft abhandengekommen. Das ließe sich auch gut für die USA sagen. Wir sind Zeuge großer Veränderungen durch den Aufstieg der Länder des Globalen Südens, die Digitalisierung, die Alterung der westlichen Gesellschaften, den Klimawandel. Ich glaube, es ist schwierig, eine Gesellschaft zusammenzuhalten, die sich keine bessere Zukunft vorstellen kann. Die große Frage ist, wie es gelingen kann, wieder ein Gefühl der Zuversicht zu etablieren.

ZEIT: Und wie gelingt das?

Scholz: Eins ist unabdingbar: Der Staat muss effizienter werden. Bahnstrecken sollten in fünf

Errichtung der Flüssiggasterminals an den norddeutschen Küsten oder dem jetzt final beschlossenen Bau-Turbo. Aber das reicht bei Weitem nicht aus.

ZEIT: Sind die westlichen Demokratien überhaupt noch in der Lage, solche weitreichenden Veränderungen schnell genug herbeizuführen?

Scholz: Davon bin ich überzeugt. Wir haben in der Bundesrepublik nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in den Städten jährlich Hunderttausende neue Wohnungen gebaut. Das geht auch wieder. Es geht eher darum, dem durch demokratische Wahlen ermittelten Willen im Dickicht der rechtlichen Vorgaben wieder mehr Geltung zu verschaffen. Es sollte nicht mehr möglich sein, mit jahrelangen Prozessen alles aufzuhalten.

ZEIT: Die neue Regierung versucht das, so wie Ihre es versucht hat, und ist nach drei Monaten schon so unbeliebt wie die Ampel nach drei Jahren.

Scholz: Eins ist unabdingbar: Der Staat muss effizienter werden. Bahnstrecken sollten in fünf

Entspannungspolitik von Brandt und Schmidt. Dazu haben wir 2022 das Sondervermögen für die Bundeswehr und nun auch die Ausnahme von der Schuldengrenze für die Bundeswehr beschlossen. Auch andere Nato-Staaten erhöhen die Verteidigungsausgaben mit dem Ziel, einen Krieg zu verhindern.

ZEIT: Sie haben von einem Kraftakt gesprochen, den das Land vor sich habe. Selbst wenn die neue Regierung jetzt Reformen anpackt: Für viele Leute wird das erst einmal mit Leistungseinschränkungen einhergehen – bei der Rente, bei der Pflege, bei der Gesundheit.

Scholz: Wenn man den Sozialstaat zerstört, wird man die Spaltung der Gesellschaft vertiefen. Deshalb muss es vor allem darum gehen, die staatlichen Leistungen effizienter zu machen. Wir haben beispielsweise noch in meiner Amtszeit eine große Reform der Krankenhäuser auf den Weg gebracht, die dazu führen wird, dass es zwar weniger Standorte, aber qualitativ bessere medizinische Leistungen für die Patienten gibt. Der Sozialstaat ist leistungsfähig und kann

ZEIT: Sie glauben weiterhin, die Herausforderungen durch die neue Weltlage lassen sich ohne Zuminutungen in den Griff bekommen?

Scholz: Wachstum ist keine Zuminut und das Löschen von Wachstumsbremsen auch nicht. Ich kann keine Zuminut darin erkennen, dass in Europa Milliarden in künstliche Intelligenz und in Rechenzentren investiert werden, weil wir falsche Regeln ändern und auch den Kapitalmarkt reformieren. Oder dass wir beim Ausbau der Infrastruktur vorankommen. Es gibt Leute, die die Bahn nicht mögen, die gegen Flughäfen sind oder eine Hafenerweiterung ablehnen. Wo Menschen zusammenleben, gibt es Konflikte. Aber ich würde das nicht als Zuminut beschreiben. Wachstum ist die Zukunft.

ZEIT: Die Zuminut liegt vielleicht darin, dass Menschen durch künstliche Intelligenz ihren Arbeitsplatz verlieren.

Scholz: Klar. Gleichwohl bleibt es wichtig, zu sagen, dass wir gerade in Deutschland immer dann am besten gefahren sind, wenn wir an der Spitze der technologischen Entwicklung gestanden haben – darauf setzend, dass dann genügend qualifizierte neue Arbeitsplätze entstehen. Bisher ist das ja bei uns erfolgreicher als in vielen anderen Ländern gelungen.

Das ist keine Garantie dafür, dass es so bleibt – und wer da beschönigend spricht, spricht falsch. Aber es ist jedenfalls ein Ausgangspunkt dafür, dass wir auch in Zukunft technologisch vorne dabei sein können – und dass es dann eben doch genügend gute bezahlte Arbeitsplätze für die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes geben wird.

ZEIT: Im Moment hat man den Eindruck, dass die von Ihnen als rückwärtsgewandt beschriebene Alternative bei den Wählern attraktiver ist.

Scholz: Diese Einschätzung teile ich nicht. Ich bin der einzige direkt gewählte Bundestagsabgeordnete einer Partei der Mitte außerhalb Berlins in Ostdeutschland. Abgesehen von zwei Mandaten für die Partei Die Linke gingen alle anderen Direktmandate an die AfD. Aber: Hätten wir in allen Wahlkreisen zwei Wahlgänge mit einer Stichwahl gehabt, wie in Frankreich, dann hätte sie sehr viel schlechter abgeschnitten. Wenn die anderen Parteien zusammenstehen, kann sich die AfD meistens nicht durchsetzen.

ZEIT: Wofür ist das ein Argument?

Scholz: Das Argument lautet: Wir sind mehr. Auch wenn die AfD 25 Prozent bekommt: Wir sind mehr. Ein Teil des politischen und auch des publizistischen Spektrums wünscht sich vielleicht eine Koalition aus Union und AfD. Damit würde man aber den Nachkriegskonsens aufkündigen, der die pluralistische Identität unseres Landes bestimmt hat. Das wäre ein schwerer Fehler. Und es ist richtig, dass die Union das für sich ausschließt.

ZEIT: Sie sind jetzt seit einem halben Jahr nicht mehr Kanzler. Haben Sie das Ende Ihrer Amtszeit gut verkraftet?

Scholz: Es war die Ehre meines Lebens, Deutschland als Kanzler zu dienen. Aber wer öffentliche Ämter anstrebt, sollte sich am besten von Anfang an darüber klar sein, dass man sie irgendwann nicht mehr ausübt. Das war bei mir so. Sicher, wenn die Regierungsarbeit eine Legislaturperiode später zu Ende gegangen wäre, wäre es auch nicht schlecht gewesen. Dass ich, wenn die Gesundheit mitspielt und nichts Schlimmes passiert, in jedem Fall noch sehr lange Zeit ein ehemaliger Kanzler der Bundesrepublik Deutschland sein werde, war mir aber immer klar. Ich bin der Überzeugung, dass man auch noch Verantwortung für das Land hat, wenn man das aktive Amt als Regierungschef nicht mehr ausübt, und sich auch entsprechend verhalten sollte.

ZEIT: Was haben Sie vor?

Scholz: Ich habe mir vorgenommen, regelmäßig zu publizieren – nicht nur Erinnerungen, sondern auch über die Themen, die mich umtreiben, wie zum Beispiel die Frage, was der Aufstieg der Staaten des Globalen Südens für die Weltordnung bedeutet.

ZEIT: Werden Sie ein Buch schreiben?

Scholz: Unbedingt! Und es wäre nicht mein erstes. Die Fragen stellten Tina Hildebrandt und Mark Schieritz



Will künftig mehr schreiben: Altkanzler Scholz

Jahren fertig werden und nicht in 15. Ein Beispiel: Der Hamburger Hochbahnhof ist Anfang des vorigen Jahrhunderts in wenigen Jahren errichtet worden. Die neue S-Bahn in den Hamburger Osten, die ich noch als Bürgermeister auf den Weg gebracht habe, wird wohl erst Ende dieses Jahrzehnts fertig. Und alle haben zügig gearbeitet. Es ist unser heutiges Planungsrecht, das alles bremst, wie übrigens auch anderswo – etwa in den USA.

ZEIT: Wenn die Bahn wieder pünktlich fährt, wählen weniger Leute die AfD?

Scholz: Ach was, und allein der AfD wegen sollte man gar nichts machen. Man muss das tun, was nötig ist. Aber wir brauchen eben eine – klimafreundliche – Wachstumsagenda, um die Zukunft zu gewinnen. In den USA führen progressive Demokraten ebenfalls diese Debatte. Man lese nur Ezra Klein und Derek Thompson zum Wohlstand. Hier wie dort sind Genehmigungsverfahren seit dem Ende der 1960er-Jahre in der Lage sein, die Nato, uns also, direkt anzugreifen. Sie haben den russischen Präsidenten getroffen: Rechnen Sie damit, dass er es tut?

ZEIT: Den Rückgang nimmt auch die amtierende Bundesregierung für sich in Anspruch. Es nützt aber weder der CDU noch der SPD. Dafür steigen die Zustimmungswerte für die AfD. Wie erklären Sie sich das?

Scholz: Ein Blick in die Geschichte und gerade die deutsche zeigt, dass es Kippunkte gibt. Ich glaube aber, dass wir es schaffen können, die richtige Richtung einzuschlagen. Es gibt zwei Alternativen: eine zukunftsorientierte, die die berechtigte Hoffnung auf ein besseres Leben vermittelt. Und eine rückwärtsgewandte, die sich Feinde sucht – im Inneren und im Außen. Den zweiten Weg sollten wir nicht beschreiten. Und wir dürfen nicht vergessen, Deutschland ist in der letzten Zeit erheblich herausgefordert worden. Erst durch Corona und dann durch den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine mit seinen Folgen, zu denen die Notwendigkeit gehört, sich wegen eines imperial agierenden Russlands besser zu rüsten. Nun kommen die Verwerfungen an den Weltmärkten durch amerikanische Zölle und aggressive chinesische Industriepolitik hinzu. Diese Herausforderungen zu bewältigen, bleibt ein Kraftakt.

ZEIT: Es ist immer wieder die Rede davon, Wladimir Putin könnte spätestens in vier Jahren in der Lage sein, die Nato, uns also, direkt anzugreifen. Sie haben den russischen Präsidenten getroffen: Rechnen Sie damit, dass er es tut?

Scholz: Es ist jedenfalls richtig, dass wir wieder so viel für Verteidigung ausgeben wie zu Zeiten der

durch Effizienzverbesserungen zukunftsfähig gemacht werden. Nichts anderes steht hinter den Bemühungen der Arbeitsministerin, die Vermittlung von Grundsicherungsempfängern in den Arbeitsmarkt strikter und wirkungsvoller zu gestalten.

ZEIT: Das sehen viele Ökonomen anders. Sie sagen: Es sind deutliche Leistungskürzungen im Sozialwesen nötig, weil durch die von Ihnen angesprochenen Effizienzgewinne nicht genug Geld hereinkommt und im nächsten Bundeshaushalt eine Lücke von rund 30 Milliarden Euro klapft. Einer der Kritikpunkte an Ihrer Amtszeit war gerade, den Menschen nicht gesagt zu haben, dass die Zeitenwende auch für sie mit Einbußen verbunden sein wird. Was sagen Sie dazu?

Scholz: Dass Reformpolitik bedeutet, dass sich Rentner, Kranke oder Pflegebedürftige schlechterstellen, ist doch pure Ideologie. Ich bin von 50 Jahren in die Politik eingetreten, um mich für Gerechtigkeit einzusetzen. Man muss sich nur einmal klarmachen, wo wir stehen. In Frankreich wird darüber gesprochen, die Rente mit 64 zurückzunehmen. Wir haben die Rente mit 67 schon lange beschlossen.

Die Fragen stellten Tina Hildebrandt und Mark Schieritz

Die Marximalistin

Ines Scherdtner will die Linke linker machen – und zugleich lässiger. Deswegen fährt die Parteichefin nach New York, um von Zohran Mamdani zu lernen VON FRITZ ZIMMERMANN

Sie rennt den Wagen auf dem Bahnsteig hinterher, aber der Zug fährt ohne sie ab. Sie hetzt zum Gate am Flughafen, aber das Flugzeug erreicht sie nicht mehr. Sie verpasst den Bus, den sie doch eigentlich bekommen wollte. Ines Scherdtner, die Parteichefin der Linken, hat einen wiederkehrenden Traum. Und immer geht es um verpasste Gelegenheiten.

An einem Abend Ende Oktober steht Scherdtner in Brooklyn auf einem Bahnsteig der New Yorker U-Bahn. Sie hat den Abend in einer Bar verbracht, wo Unterstützer des sozialistischen Bürgermeisterkandidaten Zohran Mamdani ein Public Viewing der letzten Fernsehdebatte veranstaltet hatten. Jetzt geht es zurück ins Hotel.

»Das sind dieselben Talking-Points wie bei uns«, sagt Scherdtner auf dem Bahnsteig zum Berliner Linken-Vorsitzenden, der sie auf der Reise begleitet. Die Gegner würfen Mamdani dieselben Dinge vor, die auch sie in Deutschland hörten: Antisemitismus, keine Erfahrung, Sozialismus, »alles free, free, free«, sagt Scherdtner. »Da weißt du schon, wie das laufen wird nächstes Jahr.«

In Berlin wird dann ein neuer Bürgermeister gewählt – und die Linke geht mit einer eigenen Kandidatin ins Rennen. Man habe aber auch die Schwächen der Kampagne gesehen, sagt Scherdtner, bei der Sicherheitspolitik zum Beispiel. Mamdani hatte auf die Frage, wie er die U-Bahnhöfe sicherer machen wolle, geantwortet, er werde mehr Sozialarbeiter einstellen. »Das würde meine Familie jetzt auch nicht überzeugen«, sagt Scherdtner. Dann kommt die Bahn, und Scherdtner steigt ein.

Es ist in diesen Tagen im Oktober schon abschbar, dass Zohran Mamdani zwei Wochen später zum Bürgermeister von New York gewählt werden wird. Die Umfragen sagen einen deutlichen Sieg voraus. Ein Erfolg, der Linken auf der ganzen Welt neue Hoffnung einhauchen wird. Für sie wird Mamdani zum Beweis, dass man nicht wehrlos ist gegen die Rechtspopulisten. Zeigt er nicht, dass es eine linke Alternative gibt zu Trump und AfD?

Für eine Woche ist Ines Scherdtner deshalb in New York. Sie ist gekommen, um sich den Wahlkampf anzuschauen. Sie spricht mit Abgeordneten und Strategen aus dem Mamdani-Lager. Den Kandidaten selbst trifft sie nicht. In der heißen Phase des Wahlkampfs keine Chance. Am Sound der Reise ändert das nichts: Wir gewinnen! Erst in New York, dann in Berlin. Wenn Mamdani im Herzen des Kapitalismus gewinnen könne, meldet Scherdtner über Instagram nach Deutschland, dann kann die Linke das auch.

Mamdani war vor wenigen Monaten noch nahezu unbekannt. Und auch Scherdtners Name könnte bis vor einiger Zeit kaum jemand. Immer häufiger aber sitzt sie nun in Talkshows, immer stärker prägt sie das Bild der Linken, nach außen, aber vor allem nach innen. Seit sie die Partei zusammen mit Jan van Aken vor einem Jahr übernommen hat, versucht Scherdtner die Linke Stück für Stück neu auszurichten und den Erfolg in Strukturen zu gießen. Ihr Ziel: eine moderne linke Partei. Erfolgreich, freundlich, ideologisch gefestigt und in der Sache unerbittlich. Lässigkeit im Klassenkampf. Das Mamdani-Modell. Kann Scherdtner damit Erfolg haben?

An einem Nachmittag zu Beginn ihrer Reise spaziert Ines Scherdtner durch einen dieser herrlichen New Yorker Parks. Sattes Grün, öffentliche Tennisplätze, nicht alles ist schlecht am Kapitalismus. Es geht im Gespräch, mal wieder, um die Frage, ob die Linke die AfD zurückdrängen kann und wenn ja: wie? Ines Scherdtner klingt, wie immer in dieser Sache, merkwürdig selbstbewusst. »Diese Ratlosigkeit, die das Bürgertum hat, die hatte ich nie«, sagt sie. Für Scherdtner ist die Antwort vollkommen offensichtlich: »Left-wing populism«. Die Linke braucht das, was Mamdani auch macht. Ihre Antwort auf Populismus ist: Populismus. Feuer muss man mit Feuer bekämpfen. So sieht sie das.

Bevor sie Politikerin wurde, arbeitete sie für linke Theorie-Zeitschriften

Für Scherdtner ist der Trip nach New York die erste offizielle Auslandsreise als Parteivorsitzende. Schon lange vor Mamdani waren die USA für Scherdtner eine Art Sehnsuchtsort. Die Präsidentschaftskandidatur von Bernie Sanders 2016, die Erfolge der Parteilinken Alexandria Ocasio-Cortez – für Scherdtner eine entscheidende Wende. Denn die Sozialisten aus Amerika zeigten: Man kann links sein, ohne Angst zu haben, dabei erwirtschaft zu werden. »Es kommt darauf an, die Kommunikation zu verändern«, sagt Scherdtner. Milliardäre besteuern? Ja, natürlich. Mieten deckeln? Selbstverständlich. Verteilungskonflikte sind für sie das Zentrum von Politik.

Beim Spaziergang in New York berichtet Ines Scherdtner von ihrem Traum mit dem Flugzeug. Sie erzählt davon, als es um ihren politischen Ansatz geht. Sie betrachtet Politik als Ablauf von historischen Gelegenheiten, die man ergreift oder vergibt. Noch heute ärgert sie sich etwa, dass die Grünen im Frühjahr dem Sondervermögen zustimmten, ohne als Gegenleistung eine Reform der Schuldenbremse durchzusetzen. »Das ist dann

vielleicht das Leninistische daran«, sagt Scherdtner und lacht in den New Yorker Nachmittag. In der Theorie Lenins entsteht Geschichte durch revolutionäre Sprünge.

Es passiert häufiger, dass Ines Scherdtner in politischen Alltagsgesprächen plötzlich einen sozialistischen Denker erwähnt. Sie bezeichnet sich selbst auch oft als Marxistin. Und man stolpert kurz. Darf sie das? So ein offenes Bekenntnis war in der deutschen Spartenpolitik schließlich aus guten Gründen lange kaum verbreitet. Bei Scherdtner, geboren 1989, wirkt es merkwürdig normal. Als würde sie ihre Lieblingsfarbe nennen.

Scherdtner koordinierte schon während des Studiums die Redaktion der marxistischen Theorie-Zeitschrift *Das Argument*. Sie gründete dann die deutsche Ausgabe der sozialistischen Zeitung *Jacobin*, die in den USA erfolgreich ist. Sie orientiert sich an Antonio Gramsci und seiner Theorie der kulturellen Hegemonie, wonach sich Wandel vor allem durch eine Veränderung des Bewusstseins vollzieht, an Rosa Luxemburg und ihrem Glauben an die Revolution. In die Linke trat sie erst 2023 ein, als die Partei am Boden lag. Eine historische Gelegenheit: Ein Jahr später war sie Parteivorsitzende.

Wenn man Scherdtner eine Weile begleitet, zieht sich ein fast schon provozierender Zukunftsglaube durch die Gespräche. Weder die Landtagswahlen im nächsten Jahr mit den bevorstehenden Erfolgen der AfD, noch die Konflikte in ihrer notorisch streitsüchtigen Partei scheinen sie nervös zu machen. Nicht alle Linken-Abgeordneten wollen ihre Diäten wie Scherdtner selbst auf das Durchschnittsgehalt deckeln? Die Idee ist trotzdem richtig. Die Landesverbände entscheiden nicht nach den Vorstellungen der Parteiführung? Versteht sie, aber das muss besser werden. Vermutlich hilft ihr die ideologische Unterkellerung dabei. Aber ist das alles?

Ihren Wahlkreis in Berlin-Lichtenberg gewann sie gegen Beatrix von Storch

Am Mittwochnachmittag der vergangenen Woche verlassen Jan van Aken und Fraktionschefin Heidi Reichlinnek das Bundestagsbüro von Ines Scherdtner. Das Thema Gaza schüttelt die Linke wieder einmal durch. Diesmal war es die Jugendorganisation der Partei, die in einem Beschluss vom angeblich »kolonialen und rassistischen Charakter des israelischen Staatsprojektes« sprach. Damit zielte sie mitten hinein in einen Konflikt innerhalb der Linken, bei dem sich Unterstützer Israels und ein propalästinensischer Flügel zunehmend unversöhnlich gegenüberstehen. Scherdtner hatte einige Wochen zuvor selbst für Aufregung gesorgt, als sie von einem »Genozid« in Gaza redete, obwohl die Partei bis dahin in einer mühsam austarierten Sprachregelung auf den Begriff verzichtet hatte. Sie verwies auf Umfragen, wonach sie mit ihrer Haltung viele Menschen hinter sich habe. Von den Ausführungen der Jugendorganisation jedenfalls distanziert sich die Parteiführung nach einer weiteren Vorstandssitzung am Abend. Der Antrag sei nicht mit den Positionen der Linken vereinbar.

Nach der Sitzung mit ihren Kollegen empfängt Ines Scherdtner zum Gespräch. Es ist der Tag nach Mamdanis Wahlsieg in New York, sie habe aber noch gar nicht so viel lesen können, sagt Scherdtner. Sie sei den ganzen Tag in Sitzungen gewesen. In einem vorbereiteten Video auf Instagram gratulierte sie aber bereits gemeinsam mit Elif Eralp, der Bürgermeister-Kandidatin für die Berlin-Wahl – und einer Konfettikanone. Die Kandidatin erklärt darin auf Englisch noch einmal, wie Mamdani das Leben der Menschen verbessern werde, was etwas merkwürdig ist, denn sie richtet sich ja an ihn selbst. Auch Scherdtner ruft, ebenfalls auf Englisch, Glückwünsche in die Kamera. Es ist gar nicht so einfach, aus dem Stand lässig zu sein.

In dem Gespräch im Büro soll es noch einmal um den Kern von Scherdtners Politik gehen. In New York hatte eine Mamdani-Strategie berichtet, dass er vor allem von Menschen mit einem Jahresgehalt zwischen 50.000 und 200.000 Dollar gewählt werde. Die reicherer Wähler unterstützen andere Kandidaten, das ist wenig überraschend. Aber auch die ärmeren stimmen gegen den Sozialisten. Scherdtner hatte geantwortet, vor demselben Problem stünden sie auch in Deutschland.

Ihren Wahlkreis in Berlin-Lichtenberg gewann Ines Scherdtner bei der Bundestagswahl gegen Beatrix von Storch von der AfD. Nach der Wahl konnte sie sehen, woher die Stimmen kamen, die sie in den Bundestag brachten. Welche Straßenzüge für die Linke stimmten – und welche nicht. Und auch sie verdankt ihren Erfolg dem Zuwachs im rot-grünen Milieu, nicht bei den Arbeitern. Vom Verteilungskampf der Linken fühlen sich offenbar vor allem die angesprochenen, die etwas abzugeben haben. »Das muss für uns das allergrößte Problem sein«, sagt Ines Scherdtner in ihrem Büro. Aber warum eigentlich?

Auf dem letzten Parteitag im Mai hielt Ines Scherdtner zur Eröffnung eine Rede, die sie biografisch begann. »Arme Menschen sterben früher«, sagte sie, »mein Vater ist einer von ihnen.« Fragt man Scherdtner nun im Büro, was dieser Satz bedeutet, ringt die sonst so kontrollierte Parteivorsitzende um Fassung.



Ines Scherdtner in ihrem Büro vor den Porträts von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht

Vor zehn Jahren sei ihr Vater mit nur 60 Jahren gestorben, erzählt Scherdtner mit stockender Stimme. Sie war damals schwanger. Ihr Vater war gelernter Schiffskoch, arbeitete später als Heizer. Nach der Wende, Ines Scherdtner war noch ein Kleinkind, zog die Familie aus Werda in Sachsen nach Hamburg, wo der Vater als einfacher Justizbeamter im Amtsgericht Arbeit fand. Dass vor allem Männer aus der Arbeiterschicht eine geringere Lebenserwartung haben, sagt Scherdtner, das wisse man ja. Es sei aber etwas anderes, wenn man die Menschen auch kenne.

Als der Krebs gestreut hatte, der Körper des Vaters voller Metastasen war, da habe es, so erinnert sich Scherdtner, auch noch Schwierigkeiten mit der Krankenversicherung gegeben. Für die Bestattung hätten sie und ihre Schwester schließlich das letzte Geld zusammengekramt. »Es gibt Leute, die haben so wenig, dass sie nicht mal ihre eigene Beerdigung bezahlen können«, sagt Scherdtner. Das mit dem Sozialismus, sagt sie, das sei bei ihr eben nicht nur eine »Kopfgeburt«.

Man sollte sich diese Geschichte merken, wenn man verstehen will, wie Ines Scherdtner Politik macht. Warum sie die Regierung für Sozialkürzungen kritisiert. »Sie verachten unsere Leute, und deswegen verachten wir ihre Politik«, sagt Scherdtner in ihrer Rede auf dem Parteitag. Ihre Leute, wie

Scherdtner sie nennt, sind der Fixpunkt ihres politischen Denkens.

In Zukunft soll es in der Linken deshalb eine verpflichtende Arbeiterquote geben. Scherdtner veranstaltet eine regelmäßige Sozialspreestunde, in der sie Menschen auch finanziell hilft, wenn sie in Schwierigkeiten geraten. Sie klingelt an Haustüren und bietet den Mieter an, ihre Heizkostenabrechnung zu prüfen. Man könne 100 bis 300 Euro wiederbekommen, sagt sie dann, das sei doch gar nicht schlecht so kurz vor Weihnachten. In der vergangenen Woche startete die Linke eine Kampagne gegen Mietwucher und zieht in Berlin mit der Forderung in den Wahlkampf, Wohnungsunternehmen zu enteignen. Viele Ökonomen halten das für eine schlechte Idee, weil sie an der Knappheit des Wohnraums nichts ändern werde.

Aber aus Scherdtners Sicht hat die Marktwirtschaft das Wohnungsproblem eben nicht gelöst. Feuer mit Feuer.

Scherdtner will, wie sie sagt, das progressive Lager erweitern. Mit anderen Worten: Sie will die Wähler der AfD und vor allem die Nicht-Wähler zu Linken holen. Das ist das Ziel.

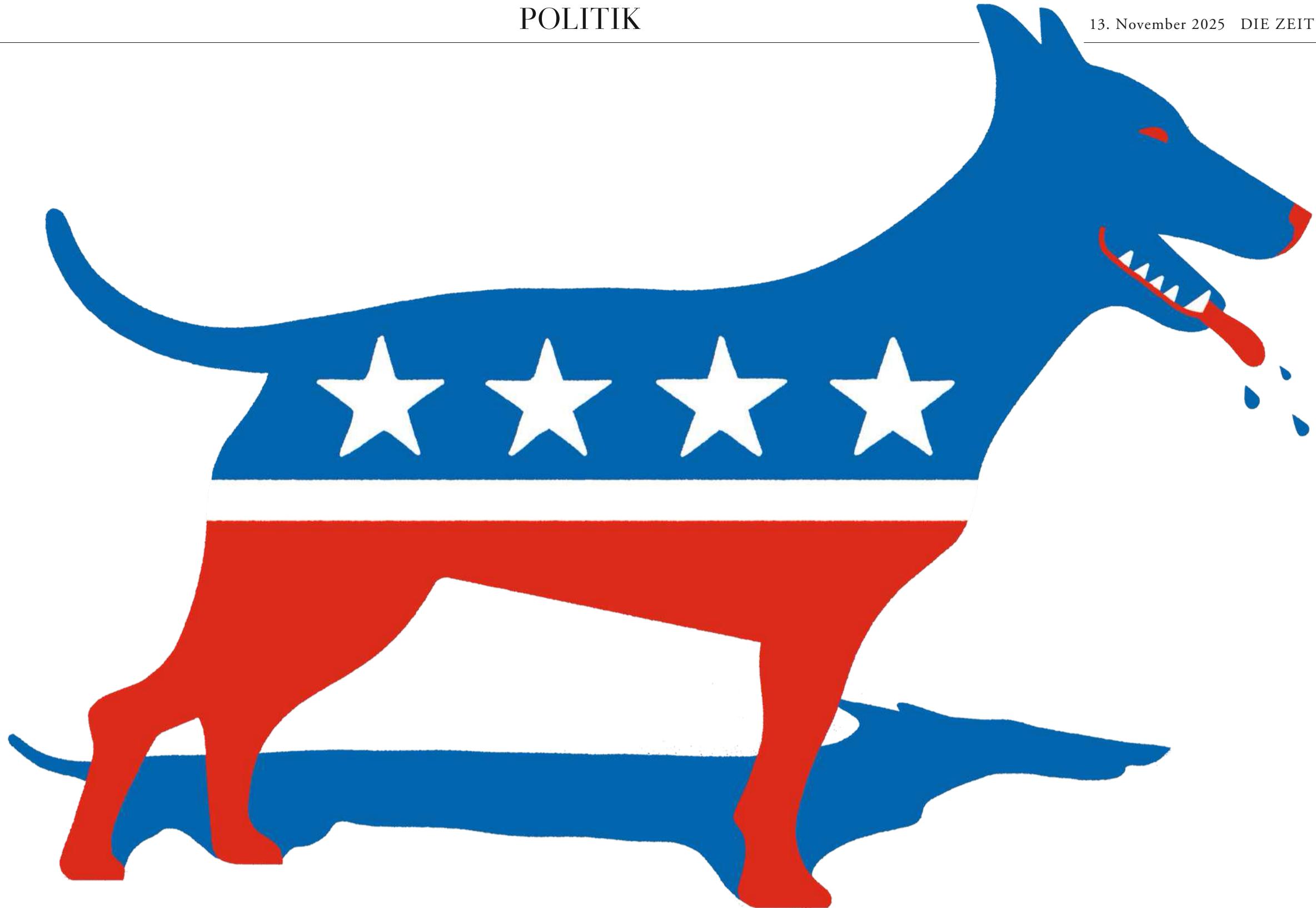
Und dann?

Auf der Reise in New York wird Ines Scherdtner auch von Stefan Liebich begleitet. Liebich saß früher für die Linke im Bundestag, ein sogenannter Refor-

mer, der stets dafür warb, regierungsfähig zu sein. Mittlerweile leitet er das Büro der Rosa Luxemburg Stiftung in New York. Liebich hat Termine für Scherdtner organisiert und hält zu Beginn der Treffen eine kurze Einführung. Darin erklärt er den US-Linken, dass in Berlin Wählen anständen und die Linke das rot-rot-grüne Lager anführen und die Bürgermeisterin stellen könne. Ines Scherdtner schaut dabei jedes Mal etwas gezwungen zu Boden, vermutlich, um nicht laut zu seufzen. Denn Scherdtner hält die Sehnsucht nach Rot-Rot-Grün fürfolklore.

Sie wisst, sagt Scherdtner, dass sehr viele Menschen Hoffnung in dieses Bündnis projizieren. Und natürlich sei die Regierungsbeteiligung der AfD ein »Horror-Szenario«, dem man etwas entgegensetzen müsse. Aber es müsse eine ernsthafte Idee davon geben, was man verändern wolle. Und sie habe da »überhaupt gar kein Vertrauen« in SPD und Grüne. Wenn es ihr nur darum ginge, das Schlimmste zu verhindern, sagt Scherdtner, dann könnte sie auch Sozialdemokratin sein. Aber: »Das reicht doch nicht!«

Wenn sie so redet, dann klingt Ines Scherdtner nicht wie jemand, der das progressive Lager erweitern will, sondern wie jemand, der glaubt, dass es gar kein progressives Lager gibt. Es ist ein schmaler Grat zwischen Angstfreiheit und Rechthaberei. Den Traum mit dem Flugzeug, sagt Ines Scherdtner, den habe sie schon länger nicht mehr geträumt.



Der will nur spielen

Ein Jahr nach dem Sieg von Donald Trump schien es so, als würden die Demokraten endlich angreifen.

Dann kamen sie sich selbst in die Quere von Anna Sauerbrey und Xifan Yang

Man möchte diesen Text über den Zustand der Demokraten gut ein Jahr nach dem Wahlsieg von Donald Trump mit einem tiefen Seufzen beginnen.

Dieser Text hätte mit Hoffnung beginnen können: Hoffnung darauf, dass Donald Trump doch nicht unbesiegbar ist. Man hätte am Dienstag, den 4. November anfangen können, mit einer Szene von einer Wahlparty in Richmond, Virginia, wo es den Sprecher des dortigen Parlaments kaum hinter dem Rednerpult hielte, als er der Menge zuriuft: »Democrats, we are baaack!« Denn in Virginia, New York, New Jersey und Kalifornien haben die Demokraten am 4. November Wahlen gewonnen, teils haushoch.

Die Partei hat es allerdings geschafft (hätte, hätte, Fahrradkette), nicht einmal eine Woche später schon wieder wie jene orientierunglose Truppe auszusehen, als die sie einen Großteil des ersten Jahres nach der Wahl von Trump durch Amerika sputzte.

Und das kam so: Die Vereinigten Staaten befinden sich, Stand 11. November, im längsten Shutdown der Geschichte. Die Demokraten verweigerten Ende September ihre Zustimmung zu einem neuen Haushalt, und so ist die Regierung seither zahlungsunfähig. Für viele Amerikaner ist das schmerhaft. Gehälter im öffentlichen Dienst werden nicht mehr ausgezahlt, die Ärmsten hätten womöglich bald keine Lebensmittelhilfen mehr erhalten. Für die Demokraten allerdings, die in beiden Parlamentskammern in der Minderheit sind, ist die Zustimmung zum Haushalt auch das letzte Machtmittel, das ihnen bleibt. Sie versuchten, damit Kompromisse bei den Krankenkassenzuschüssen zu erringen, die die Republikaner drastisch kürzen, was Millionen Familien Tausende Dollar im Jahr kosten wird. Die Wähler schienen diesen Einsatz zu schätzen, trotz der Unbill des Shutdowns, und schenkten den Demokraten am 4. November einen gigantischen Wahlsieg, zum Beispiel in Virginia. Am 9. November allerdings scherten acht demokratische Senatoren aus und stimmten einem Vorschlag zu, den Shutdown zu beenden – ohne den Republikanern auch nur eine einzige Konzession abgerungen zu haben.

Anderer Demokraten reagierten wütend. Von einem »Fehler« sprach der Senator Chris Murphy. Von »Verrat an Millionen von Amerikanern« der Abgeordnete Greg Casar aus Texas.

Um zu verstehen, wie es der Partei wirklich geht und warum in alldem trotzdem Hoffnung steckt, muss man rauszoomen und zurückschauen.

In jenen Sommer, der zwischen Donald Trumps Amtsantritt im Januar und diesen turbulenten Novemberwochen liegt.

Eine Turnhalle in der Gemeinde Lenore, West Virginia, der 9. August. Wie eine etwas missmutige Krähe sieht der dünne Mann aus, der sich unter Basketballkörben und einer US-Flagge vor ein paar Hundert Menschen aufbaut: Bernie Sanders, 84 Jahre alt, Senator, linke Kultfigur. Als Sohn polnischer

Einwanderer wisse er, was es bedeute, »von einem Gehaltsscheck zum nächsten zu leben«. Deshalb sei der »Big Beautiful Bill Act«, das Monstergesetz, mit dem die Regierung Trump alle möglichen Sozialleistungen kürzt, »das gefährlichste Gesetz, das jemals erlassen wurde«. Jubel und Applaus.

Lenore liegt in einer früheren Kohleregion, einstiges Demokratenland. Hier verschanzten sich in den 1920er-Jahren Bergarbeiter mit Maschinengewehren in den Hügeln, um für bessere Löhne und ein würdiges Leben zu kämpfen. Heute ist West Virginia Trumpland. In dem Wahlkreis um Lenore holte er 2024 bei den Präsidentschaftswahlen 86,3 Prozent der Stimmen. Sanders' Reise ins tiefste amerikanische Hinterland ist als Symbol gedacht: Die Demokraten wollen zurück zu den Wurzeln.

Die Demokraten hoffen in jenen Sommerwochen darauf. Donald Trump werde sich selbst demonstrieren. Durch die Big Beautiful Bill, die die Republikaner vor der Sommerpause verabschiedet haben, werden Millionen Amerikaner ihre Krankenversicherung und ihre Lebensmittelhilfen verlieren, sagen Experten. Ein schreckliches Gesetz, sagen demokratische Parteistrategen. Zynisch betrachtet allerdings: ein politisches Geschenk.

abreißen wie den Ostflügel des Weißen Hauses, auf brutale Weise Migranten deportieren und politische Feinde verfolgen. Die Demokraten werden derweil im Umfragekeller depressiv. Bis zum 4. November.

Überraschend stark gewinnen an diesem Tag mit Abigail Spanberger und Mikie Sherrill, zwei Demokratinnen, die Gouverneurswahlen in Virginia und New Jersey. In New York setzt sich der junge Zohran Mamdani durch. In Kalifornien gewinnen die Demokraten eine wichtige Abstimmung über den Neuzuschliff von Wahlkreisen. Und auch in weniger beachteten Wahlen siegen sie: bei Verfassungsrichterwahlen in Pennsylvania und der Besetzung von Schulbeiräten an vielen anderen Orten im Land.

Neera Tanden, eine Vertraute von Joe Biden, ruft ein paar Tage nach den Wahlen aus dem Auto an. Seit ihrem Ausscheiden aus dem Weißen Haus leitet sie eine der wichtigsten liberalen Denkfabriken des Landes, das Center for American Progress. Tanden ist für ihre kühle Rationalität bekannt, aber auch sie sagt: »Sein Momentum ist gebrochen.« Er, das ist Donald Trump.

Sie zählt auf, warum diese Wahlen ihr Hoffnung machen: 2024 konnte Trump viele Latinos für sich gewinnen, traditionell eine Wählergruppe der Demokraten. Ein Jahr später wählten Latinos nun

abreißend wie den Ostflügel des Weißen Hauses, auf brutale Weise Migranten deportieren und politische Feinde verfolgen. Die Demokraten werden derweil im Umfragekeller depressiv. Bis zum 4. November.

Überraschend stark gewinnen an diesem Tag mit Abigail Spanberger und Mikie Sherrill, zwei Demokratinnen, die Gouverneurswahlen in Virginia und New Jersey. In New York setzt sich der junge Zohran Mamdani durch. In Kalifornien gewinnen die Demokraten eine wichtige Abstimmung über den Neuzuschliff von Wahlkreisen. Und auch in weniger beachteten Wahlen siegen sie: bei Verfassungsrichterwahlen in Pennsylvania und der Besetzung von Schulbeiräten an vielen anderen Orten im Land.

abreißen wie den Ostflügel des Weißen Hauses, auf brutale Weise Migranten deportieren und politische Feinde verfolgen. Die Demokraten werden derweil im Umfragekeller depressiv. Bis zum 4. November.

Überraschend stark gewinnen an diesem Tag mit Abigail Spanberger und Mikie Sherrill, zwei Demokratinnen, die Gouverneurswahlen in Virginia und New Jersey. In New York setzt sich der junge Zohran Mamdani durch. In Kalifornien gewinnen die Demokraten eine wichtige Abstimmung über den Neuzuschliff von Wahlkreisen. Und auch in weniger beachteten Wahlen siegen sie: bei Verfassungsrichterwahlen in Pennsylvania und der Besetzung von Schulbeiräten an vielen anderen Orten im Land.

treffen ist dieses Mal hochemotional: Es werden Reden zum Gedenken an die Politikerin Melissa Hortman und ihren Ehemann gehalten, die im Juni in Minneapolis von einem rechtsevangelikalen Attentäter erschossen wurden. Delegierte erzählen mit Tränen in den Augen von Razzien gegen Migranten in ihrem persönlichen Umfeld. Die Parteiführung versucht, die angestaute Verzweiflung in produktive Wut umzuwandeln. »Der Wahlkampf für 2028 beginnt jetzt«, sagt der DNC-Vorsitzende Ken Martin und fordert: Schluss mit dem Selbstmitleid.

Martin zieht von Ausschuss zu Ausschuss:

»Sprecht mit Leuten, mit denen ihr bisher nicht gesprochen habt.« Die Parteiführung will die Demokraten dazu bewegen, sich wieder materiellen Themen zuzuwenden. Schluss mit dem Kulturmobil.

Kurz vor dem DNC-Kongress veröffentlichte die liberale Denkfabrik Third Way eine Liste mit Begriffen, die Demokraten möglichst nicht mehr verwenden sollten, darunter »gebürtige Person« statt »Frau«,

»heteronormativ« oder »triggering«.

Das ist eine Provokation, gerichtet an die Parteilinke, und Teil eines Richtungsstreits, der sich bis zum blauen Dienstag zieht. Die Frage lautet, wie die Partei wieder Wahlen gewinnen kann: eher mit einem zentralistischen Kurs, der auf Wachstum setzt und sich

stellt, oder vielerorts ihre Strategie an. Man könnte nicht, rief DNC-Chef Ken Martin auf der Sommerklausur den Delegierten zu, »mit dem Bleistift in den Messerkampf ziehen.« Als die Republikaner in Texas im August die Wahlkreise so zuschnitten, dass die Demokraten 2026 fünf Sitze im Abgeordnetenhaus verlieren dürften, kündigte Kaliforniens Gouverneur Gavin Newsom an, in seinem Bundesstaat ebenfalls die Wahlkreise neu zu ordnen – zugunsten der Demokraten. Das von ihm eingebrachte Referendum gewann er am 4. November haushoch – was als Bestätigung des neuen Partekurses gelesen wird. Und auch der wochenlange Shutdown war Ausdruck einer neuen Aggressivität, die die Basis schon lange fordert: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Und jetzt – wo der Shutdown vorbei ist? Sieht es aus, als habe Donald Trump den Wettkampf darum, wer fieser ist (und vor allem: wer das Fies-Sein länger aushält), doch gewonnen. Die acht Senatoren aus der Fraktion der Demokraten, die den Shutdown beendet haben, haben geblinzelt. Sie glaubten nicht, noch irgendetwas erreichen zu können. »Sich gegen Donald Trump zu stellen, hat nicht funktioniert«, sagte einer von ihnen, Angus King, resigniert. Der innerparteiliche Friede ist damit verspielt. Die Wahlsiege aber bleiben den Demokraten. Sie können es noch.

Mit etwas gutem Willen kann man die Lage deshalb vielleicht so sehen: Wer sich streitet, ist zumindest nicht mehr depressiv. Seufz.

Die Marke »Demokraten« sei kaputt, sagen parteinahe Strategen in Washington



Zunächst aber will sich die Wende nicht einstellen. Im Sommer und Herbst zeigen die Umfragen zwar, wie Donald Trump immer unbeliebter wird. Aber auch, dass die Wähler eines noch schlimmeren als den Präsidenten: die Demokraten.

Die Marke »Demokraten« sei kaputt, sagen parteinahe Strategen in Washington ziemlich offen.

Herumgereicht wird eine Studie des Center for

Working-Class Politics, einer linken Denkfabrik, für die Wissenschaftler Wählern die Profile fiktiver Kandidaten vorgelegt haben. Die politischen Versprechen dieser fiktiven Kandidaten sind identisch. Aber wenn sie als Demokraten antreten statt als Parteilose, schneiden sie deutlich schlechter ab. Es ist wie verhext: Die Wähler finden gut, was die Demokraten wollen. Der Partei aber vertrauen sie nicht.

Zitiert wird in Washington auch eine nicht ganz so repräsentative Studie, bei der Teilnehmer gefragt wurden, mit welchen Tieren sie Demokraten und Republikaner vergleichen würden. Bei den Republikanern wurden Löwen, Tiger und Haie genannt. Bei den Demokraten am häufigsten: das Faultier. Eine befragte Frau soll gesagt haben, die Partei erinnere sie an ein Reh, das im Scheinwerferlicht eines Autos erstarre sei.

Und so unterzeichnet Trump monatelang ein Dekret nach dem nächsten, lässt Ministerien ebenso

wieder »blauer«, also demokratischer, in Virginia und New Jersey ebenso wie in New York. Dasselbe gilt für junge Männer und schwarze Männer. Abigail Spanberger konnte in Virginia außerdem in ländlichen Regionen Wähler zurückgewinnen, die 2024 für Trump gestimmt hatten, vor allem dort, wo Landwirte unter den Zöllen der Trump-Regierung leiden.

Selbst der ein oder andere Republikaner wagt, es auszusprechen: »Wenn ihr nicht versteht, was letzte Nacht wirklich passiert ist, lebt ihr in einer Höhle«, warnte Jim Justice, Senator aus West Virginia, seine Parteifreunde nach der Wahl.

Dieser blaue Dienstag ist den Demokraten aber nicht in den Schoß gefallen. So deprimierend der Sommer und Herbst waren – es waren auch Monate der Selbstreflexion, Monate, in denen überall Klauensuren abgehalten, Papiere geschrieben, Zahlen gewählt wurden. In denen ein »Project 2029« gegründet wurde, der Titel angelehnt an das »Project 2025« der Heritage Foundation, jener Denkfabrik, die das Wahlprogramm der Trump-Regierung schrieb.

Minneapolis Ende August, noch gut 70 Tage bis zum Wahntag am 4. November. In einem Konferenzhotel tagen Hunderte Delegierte des Democratic National Committee (DNC). Der DNC ist der Parteapparat der Demokraten, der Wahlkampagnen organisiert und Spenden sammelt. Das Sommer-

von linker Identitätspolitik verabschiedet? Oder mit ökonomischem Populismus und als Partei, die weiter für marginalisierte Gruppen kämpft?

Am vergangenen Dienstag haben beide Parteiflügel gewonnen, die Zentristen in Virginia und New Jersey, die Linken in New York. Das erlaubt es den Demokraten, den Streit vorerst für beendet zu erklären. Den Wählern, sagt Will Marshall, sei es egal, mit welcher Ideologie eine Partei antrete. Sie hätten überdeutlich gemacht, was für sie das Wichtigste sei: wie teuer alles geworden ist. Ob die Wohnungen dann günstiger werden, weil neue gebaut werden oder die Mieten gedeckelt, interessiert die Leute nicht. Neera Tanden, die Biden-Vertraute, sieht es ähnlich. »Wir sollten ein »big tent« sein«, ein großes Zelt, sagt sie – also allen Strömungen ein Dach bieten. Bezeichnenderweise haben sowohl die Zentristinnen Spanberger und Sherrill als auch Mamdani Kulturmobilthemen im Wahlkampf bewusst ausgespart. Ken Martin, Chef des Democratic National Committee, erklärt, das Rezept für Einheit und Erfolg sei gefunden: »Affordability« – das Leben wieder bezahlbar machen.

Ganz so einfach dürfte es allerdings nicht sein, die Konflikte in der Partei beiseitezuräumen. Beim Flügelstreit geht es um mehr als um inhaltliche Differenzen. Es geht auch um das grundsätzliche Verständnis

Genossen Bräsig

Die SPD stellt den beliebten Bürgermeister von Berlin-Neukölln – und sagt ihn ab.
Was sich an diesem Vorgang über die Sozialdemokratie lernen lässt

VON ROBERT PAUSCH



Bürgermeister Martin Hikel, 39, in seinem Bezirk

Kurz zur Erinnerung: Die Sozialdemokratie, die älteste und stolzeste deutsche Partei, steckt in einer existenzbedrohlichen Lage. In den Umfragen liegt sie irgendwo um die 15 Prozent, im nächsten Jahr könnte sie in Mecklenburg-Vorpommern und Rheinland-Pfalz zwei Ministerpräsidenten verlieren, in Sachsen-Anhalt gar aus dem Landtag fliegen, und niemand, wirklich niemand in dieser Partei hat gerade einen Plan, wie sich dieser Niedergang aufzuhalten lässt.

Diese große Krise der sozialdemokratischen Idee sollte man einmal im Hinterkopf behalten, wenn man sich nun mit der real existierenden SPD beschäftigt, wie sie sich, um ein sozialdemokratisches Lieblingswort zu benutzen, »vor Ort« zeigt.

»Vor Ort«, das ist zum Beispiel in Neukölln. Dort, in dem berühmten Berliner Bezirk, stellt die SPD nämlich einen Bürgermeister, der seine Sache nach allem, was von Neuköllnern so zu hören ist, ganz vernünftig macht. Martin Hikel engagiert sich für die Verkehrswende, aber auch nicht allzu sehr gegen Autos. Er kümmerte sich um eine gute Ausstattung für Brennpunktschulen und setzte sich öffentlichkeitswirksam für den Kampf gegen die organisierte Kriminalität ein.

Hikel wollte nun nach acht Jahren im Amt eigentlich weitermachen. Mit seinen 39 Jahren ist er für SPD-Verhältnisse eigentlich ein prima Nachwuchstalent. Auf dem entsprechenden Nominiertag erhielt der erfolgreiche Bürgermeister allerdings ein so schlechtes Ergebnis, 68,5 Prozent, ohne Gegenkandidaten, dass er nun doch nicht mehr kandidieren will. Gegenüber der ZEIT erklärte Hikel, er habe ein Angebot für eine »pragmatische Politik« gemacht, aber »nicht ausreichend Rückwind erhalten«. Daraus, sagt Hikel, »ziehe ich nach acht Jahren sehr erfolgreicher Arbeit im Bezirk meine Konsequenzen«. Was sich auch so übersetzen lässt: Macht euren Scheiß alleine.

Das alles sorgte, weil es eben Neukölln ist (Sonnenallee, Spiegel-TV-Dokus), für bundesweite Aufregung. Und es lohnt sich, an dieser Stelle weiter ins Gestüpp der real existierenden Sozialdemokratie vorzudringen, weil sich hier ausnahmsweise wirklich im Kleinen die großen SPD-Probleme zeigen.

Das beginnt schon bei der Rahmenhandlung: Die SPD in Neukölln ist nämlich, wie jede vernünftige Organisation der politischen Linken, tief gespalten – geografisch und politisch. Der Norden Neuköllns ist multikulturell, war früher ärmer, ist mittlerweile ziemlich durchgentrifiziert, politisch aber durchweg links, und das ist dort auch die SPD. Der Süden wiederum ist mehr Vorort als Brennpunkt, und die Sozialdemokratie hier sind moderat konservativ.

Man kann in Neukölln also beobachten, was sozialdemokratische Parteien rund um den Globus beschäftigt. Der Soziologe Andreas Reckwitz hat das mit der Trennung zwischen alter (traditioneller, konservativer) und neuer (urban-kosmopolitischer) Mittelklasse beschreiben. Auch bei den Demokraten in den USA oder bei Labour in Großbritannien stellt man sich seit einiger Zeit die Frage, wie es gelingen kann, Progressive und Traditionalisten, Altbauwohnung und Einfamilienhaus auszusöhnen. Es ist, das kann man ohne Übertreibung sagen, die strategische Schicksalsfrage der linken Mitte.

An dieser Stelle springen wir kurz in die Fritz-Karsen-Schule. Hier, an der wunderschön berlinaförmigen Adresse Onkel-Bräsig-Straße 76 im Neuköllner Ortsteil Britz, fand nämlich am Samstag die Kreisdelegiertenversammlung der SPD statt. Kurzum: Die Schicksalsfrage stellte sich in der Schulaula.

Die beiden verfeindeten Lager (Progressive und Traditionalisten) hatten sich bereits im Vorfeld eingehend befehdet, so erzählen es Leute, die dabei waren. Der Kreischef, ein Linker, hatte den Anspruch auf eine Direktkandidatur in einem Wahlkreis angemeldet, obwohl in diesem Wahlkreis eigentlich ein konservativer Sozialdemokrat kandidieren wollte, der überdies – in der strukturverliebten SPD sehr wichtig – das Votum von zwei der drei Ortsvereine auf seiner Seite hatte. Das Ergebnis: Die Konservativen waren sauer.

Dann war es auch noch so, dass auf dem zweiten Platz der Kreisliste für das Berliner Abgeordnetenhaus ein Linker antrat, auf dem dritten Listenplatz wiederum dessen Partnerin. Die Linken argumentierten, sie sei ja eine eigenständige Politikerin, die im Übrigen langestellvertretende Kreisvorsitzende war. Die Konservativen witterten Vetternwirtschaft und waren noch saurer. Auf der anderen Seite waren die Linken wiederum sauer, weil der Neuköllner Bürgermeister, der auch noch einer von zweien SPD-Landeschefs ist, Sachen gesagt hatte, die die Linken als Gemeinde auffassten. Zum Beispiel, dass die Kritiker der CDU-SPD-Regierung auf Landesebene sich »auf die Partei zubewegen müssen«, woraufhin die sich fragten, ob sich die Partei nicht eher auf sie zubewegen müsse.

Man traf in der Schulaula also in durchaus angespannter Stimmung aufeinander, was sich schon am Vormittag zeigte, als die Liste für das Berliner Abgeordnetenhaus gewählt werden sollte. Das eine Lager würgte dem anderen eins rein und umgekehrt, Linke wählten konservative Kandidaten nicht und andersherum, mit dem Ergebnis, dass fast jeder Kandidat etwa ein Drittel Gegenstimmen bekam, selbst wenn es gar keinen Gegenkandidaten gab. Es war ein mehrstündiges Wie-du-mir-so-ich-dir-Festspiel. Oder eben der ungelöste Konflikt zwischen Reckwitz' alter und neuer Mittelklasse, der hier via Stimmzettel ausgetragen wurde.

Jedenfalls: Am Nachmittag wurde dann der Bürgermeister-Kandidat gewählt, und da man schon mehrere Stunden damit verbracht hatte, sich gegenseitig zu ohrfeigen, gab es auch keinen Grund, damit aufzuhören. Martin Hikel hielt eine Rede. Danach folgte eine Leistungsshow der Jungsozialisten, die das taten, was man in SPD-Nachwuchsschulen beigebracht bekommt, nämlich: Saalmikrofone besetzen und vorbereitete Fragen stellen, um die Parteielite als korrumierte Apparatschiks darzustellen und sich selbst als prinzipiell festen Kritikern der Herrschenden.

Das Besondere hier war nur, so schildern es Parteitags-erfahrenen Teilnehmer, erstens, dass die Stimmung besonders feindselig war. Was wiederum, zweitens, daran liegen könnte, dass die Differenzen eigentlich gar nicht so groß waren. Dies ist nämlich eine weitere interessante Beobachtung des Showdowns an der Onkel-Bräsig-Straße, die weit über Neukölln hinausweist: Die Unterschiede zwischen den Lagern sind eher punktuell als prinzipiell, sie finden sich eher in der Semantik als in der Sache. In Neukölln zum Beispiel: Linke und Konservative sind sich im Grunde einig, dass organisierte Kriminalität ein Problem im Bezirk ist. Sie sind sich überdies

einig, dass diese Kriminalität längst nicht nur, aber eben auch mit arabischen Großfamilien zu tun hat. Martin Hikel spricht deshalb von »Clankriminalität«, was Teile der Linken wiederum zu pauschalierend finden. Anderes Beispiel: Teile der Linken finden es zwar – wie Hikel – wichtig, dass die SPD sich gegen Antisemitismus stellt, sind aber der Ansicht, Hikel solle auch »antimuslimischen Rassismus« zum Thema machen. Der wiederum sagt, er habe sich immer »vor Minderheiten gestellt, die

sich in der Schule standen.«

Der linke und der konservative Flügel der SPD, das sind keine weltanschaulich gefestigten Lager, in denen ganz unterschiedliche Konzepte entwickelt werden. Sie sind in erster Linie Seilschaften zum innerparteilichen Machterwerb. Doch weil die Flügel nun mal da sind und es auf einer habituellen Ebene

(jung/alt, migrantisch/nichtmigrantisch, gesprochenes Binnen-/Herrenwitz) tatsächlich Differenzen gibt, werden diese Differenzen eben radikaliert, schon um die Feindschaft zu begründen, in der man sich so gemütlich eingerichtet hat.

Kaum jemand der Linken hält Hikel tatsächlich für einen schlechten Bürgermeister, aber seine Konservativen haben Linke geärgert, außerdem sagt er manchmal Clankriminalität, also ärgern wir ein bisschen zurück – so in etwa kann man sich die grand strategy der Hikel-Gegner vorstellen.

Seit Hikel sich entschied, die Wahl nicht anzunehmen, werden fleißig Optionen geprüft. Gut möglich, dass nun ein weitgehend unbekannter Linker an Hikels Stelle sein Glück bei der Wahl im nächsten Jahr versuchen darf. Auch möglich, dass man Hikel bekneigt, es sich doch noch anders zu

überlegen. Ebenfalls nicht ausgeschlossen – und nun wird es zum Schluss ein bisschen absurd –, dass Franziska Giffey, Hikels Vorgängerin, Ex-Bürgermeisterin, Ex-Bundesministerin und gewiss auch keine Parteilinke, noch einmal in den Ring steigt.

Aber ganz gleich, was nun geschieht: Übrig bleiben nicht nur ein beschädigter Bürgermeister und eine betretene Parteilinke. Übrig bleiben Menschen, die mal Hoffnung in die SPD gesetzt haben. Weil sie sich ihre Wohnung nicht mehr leisten können. Weil sie darauf angewiesen sind, dass öffentliche Schulen funktionieren. Oder weil sie schlichtweg an eine verwogene Idee glauben, die vor vielen Jahren mal eine große Zukunft zu haben schien: Solidarität.

www.zeit.de/vorgelesen

DER SCHNELLSTE WEG ZUM FEST.

DHL und der Deutsche Bob- und Schlittenverband wünschen eine frohe Weihnachtszeit.



Als offizieller Logistikpartner des Deutschen Bob- und Schlittenverbands geben wir täglich unser Bestes – ob für den Sport oder in der Zustellung.



www.DHL.com/weihnachtsgewinnspiel

Das Büro von Wolfram Weimer, 61, liegt einen Stock über dem des Kanzlers. Die riesige Terrasse geht in drei Himmelsrichtungen, man blickt auf das Haus der Kulturen der Welt, den Hauptbahnhof und den Reichstag. So rundum ist auch der Anspruch von Kulturstaatsminister Wolfram Weimer, er sieht sich als Vordenker, als ein Mann, der Narrative setzt in einer erzähl schwachen Regierung. Dieses Mal geht es ihm um viel, wenn nicht um alles. Als das Gespräch über das Ende des Kulturmärktes in der politischen Mitte beginnt, läuft hinter Weimer auf einem großen Bildschirm Welt TV. »Können Sie das bitte ausmachen, Herr Weimer?« Ja klar.

DIE ZEIT: Herr Weimer, sind Sie ein Kulturmärker?

Weimer: Ja, ich bin ein Kämpfer für die Kultur, für deren Stärkung, für die Freiheit der Künste, auch für das Geld. Ich habe für die Kultur so viel Geld im Bundeshaushalt herausgekämpft wie noch nie, neben Verteidigung der größten Zuwachs aller Etats, ziemlich bemerkenswert ...

ZEIT: ... gewiss, aber das war nicht gemeint ...

Weimer: In einem ideologischen Sinn von Kulturmärkten würde ich die Frage mit Nein und Ja beantworten. Will ich den Kulturmärkten in der Tagespolitik verschärfen, führen, dirigieren, konturieren? Nein. Bin ich ein Kulturmärker in einem weiteren Sinne? Ja, weil ich der Meinung bin, dass der eigentliche Kulturmärkten nicht mehr unter den Parteien der Mitte stattfindet, sondern dass wir in einem *defining moment* der westlichen Demokratien angelangt sind und wir rechts eine Bewegung haben, die gewaltig ist und an den kulturellen Grundfesten der Demokratie rüttelt. Gegen diese wende ich mich gerade als Liberalkonservativer entschieden, diesbezüglich bin ich auch ein bewusster und entschlossener Kulturmärker.

ZEIT: Was ist überhaupt Kulturmärkten?

Weimer: Die Mutter aller Kulturmärkten in Deutschland war der Kampf von Bismarck gegen die Katholiken. Da ging es um die Frage, wer die Definitionsmacht über gesellschaftliche Prozesse hat. Beim heutigen Kulturmärkten ist das in gewisser Weise auch so. Die Geschichte der Bundesrepublik war lange Zeit stark geprägt von Verteilungskonflikten, bei denen es immer Kompromisse geben kann. Bei Kulturmärkten hingegen geht es um Identität, um Werte, um Wahrheiten. Da ist der Kompromiss so schwierig zu finden, weil etwas entweder gefühlt wahr oder falsch ist, jedenfalls aus Sicht der jeweiligen Kulturmärkten. Im Grunde genommen haben die Verteilungskonflikte in den vergangenen zwanzig Jahren tendenziell abgenommen, während die Kulturmärkten in den Vordergrund gerückt sind.

ZEIT: Bedeutet Kulturmärkten heute nicht auch die diskursive Verwandlung schwer lösbarer Probleme in ideologische Debatten, mit denen man sich über die materiellen Probleme hinwegtäuschen und seine schalen Siege erringen?

Weimer: Struktureller Whataboutismus sozusagen. Ja, den gibt es ...

ZEIT: Die Politik tut so, als würden etwa die ökologischen Probleme verschwinden, wenn man im Kulturmärkten die Grünen besiegt. Es lassen sich halt leichter Lastenräder kritisieren als CO₂-Emissionen minimieren, Tofu-Terror, den es nicht gibt, lässt sich besser bekämpfen als der Nitratgehalt in Gewässern.

Weimer: Diese Schuldzuweisung, dass es die Politik ist, die Kulturmärkten befördert und als Ablenkungsmechanismus nutzt, teile ich nicht. Eigentlich kommen die aus der Gesellschaft selbst. Sie werden innerhalb der Gesellschaft geführt, und die Politik nimmt sie dann nur an und benutzt sie. Sie ist verführt zu Kulturmärkten, aber erfindet sie nicht. Ich glaube sogar, dass sie der Politik eher Schwierigkeiten machen, weil Politik ganz objektiv ein Interesse daran hat, politische Prozesse am Laufen zu halten und Ergebnisse zu produzieren. Kulturmärkten, wenn sie sich verkanten, verhindern Lösungen.

ZEIT: Was bewirkt der Kulturmärkten in der politischen Mitte, der manchmal ja Züge eines verbalen Bürgerkriegs im Bürgertum annimmt?

Weimer: Ein gewisses Maß an Kulturmärkten ist lediglich kollektive Willensbildung, Schärfung der eigenen Position. Das ist Schaffung von Gruppenidentitäten, häufig auch Schaffung von Herkunft. Wer sind wir, wo kommen wir her, was macht uns aus? Das ist ein ganz normaler Teil des demokratischen Prozesses. Es gibt aber Kulturmärktdebatten, die so ideologisch und verbissen geführt werden, dass sie de facto die Brücken niederbrennen, über die man eigentlich miteinander gehen sollte. Diese Polarisierung spaltet die Mitte und stärkt die Ränder. Deswegen würde ich heute dazu aufrufen: Lasst uns den Kulturmärkten in der politischen Mitte gemeinsam beenden!

ZEIT: Der von Ihnen geschilderte toxische Kulturmärkten unterscheidet sich von ganz normalen demokratischen Streit, weil er den Gegnern niedere Motive oder ideologische Verblendung unterstellt.

Weimer: Ja, vor allem, wenn er mit einem Moraliüberschuss beginnt, wenn er gleich mit der Vollversion der moralischen Selbstgewissheit geführt wird – von beiden Seiten. Wer eine sachliche Debatte oder einen inhaltlichen Konflikt moralisch überlädt, verengt die Möglichkeit, den Diskurs repressionsfrei zu führen. Im Sinne von Habermas kann dann der zwanglose Zwang des besseren Arguments nicht mehr wirken, dann ist die Moral Teil einer Repressionsausübung. Das ist – von bürgerlicher Seite aus betrachtet – besonders von den Grünen betrieben worden, dieses Pathos der besseren Moral.

ZEIT: Die Frage, wer angefangen hat, lassen wir um des Kulturfriedens willen mal lieber aus. Aber ich wundere mich schon, dass Sie die Grünen hervorheben, die doch fast gar nicht regiert haben in diesem Jahrhundert.

Weimer: Gesellschaftliches Bewusstsein ist nur zum Teil davon geprägt, wer gerade regiert. Was ist die dominante Haltung? Wer besetzt die Deutungsburgen? Wer schreibt die Narrative? Das ist nicht unbedingt die Combo, die gerade regiert! Natürlich hatten die Grünen in den letzten beiden Jahrzehnten eine große gesellschaftliche Prägkraft. Das fand auch

»Lasst uns den Kulturmärkten gemeinsam beenden!«



Foto: Gero Götz für DIE ZEIT

Wolfram Weimer: erst Publizist und Verleger, jetzt erstmals Politiker

Gender-Wahn, Tofu-Terror, Stadtbild? Kulturstaatsminister Wolfram Weimer, dem mancher vorwirft, ein Kulturmärker zu sein, sagt: Es reiche mit dem gezielten Missverständen, man brauche einander jetzt

international statt, da ihre Themen – Nachhaltigkeit, Klimawandel, Teilhabe, Emanzipation bestimmter gesellschaftlicher Gruppen – auf dem Zenit waren. Nur ist dieser Zenit inzwischen deutlich überschritten.

ZEIT: Wenn dem so ist, wieso werden dann vonseiten der Union weiter Kulturmäpfe gegen die Grünen ausgefochten, warum spricht man von Tofu-Terror oder vom Gender-Wahn? Wenn man dem politischen Gegner unterstellt, er sei wahnsinnig, ist das doch für die politische Mitte erschütternd.

Weimer: Ja, aber das ist bei Kulturmäpfen immer so: Man arbeitet mit Übertriebungen. Das geschieht umgekehrt genauso, wenn etwa ein Linker oder ein Grüner über einen Bürgerlichen, der sagt, es gebe zu viel Migration, behauptet, er sei ein Rassist. Aber wo hat uns das alles denn hingeführt? In einer Mitte, die sich gegenseitig schwächt. Und das in einer digitalen Informationswelt, wo das Echo die wichtigste Kommunikationsform darstellt. Deswegen sage ich ja gerade, lasst uns diesen Streit mal bitte beenden oder anders kultivieren. Wir behalten ja trotzdem die politischen Positionen bei, die wir haben.

ZEIT: Sind Grüne und Sozialdemokraten aus Ihrer Sicht genauso gutwillig, anständig und verantwortlich wie Christdemokratien?

Weimer: Charakter, wuter wie schlechter, ist in allen Parteien der Mitte wahrscheinlich gleich verteilt. Das ist übrigens auch ein Grund für dieses neuerdings wieder verbreitete Gefühl der demokratischen Mitte, dass wir, egal ob wir die Welt grüner, röter, schwarzer oder gelber sehen, einander immer unterstellen, der andere könnte mit seinem Argument auch recht haben. Und wir halten ihm zugute, dass er ein moralisches Fundament hat – ein anderes als das eigene, aber er hat eins. Das unterscheidet uns in der breiten Mitte eben von den Populisten und Extremisten, die wollen gar nicht auf ein moralisches Fundament bauen, sondern setzen auf das reine Ressentiment. Und damit ist auch klar, dass die AfD und ihr Umfeld eine andere Kategorie darstellen, gegen die wir uns in der Mitte gemeinsam stellen sollten.

ZEIT: Äh, wissen schon alle in der Union, dass der Kulturmampf in der Mitte vorbei ist?

Weimer: Dass der eigentliche politische Gegner nun rechts sitzt, ist in der Union eine weiträumig reifende Erkenntnis.

ZEIT: Irgendjemand aus der Union sprach kürzlich im Zusammenhang mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk von «Zwangsgebühren». Kann es sein, dass Sie das waren?

Weimer: Ich bin zwar nicht in der Union, aber ich hab's gesagt.

ZEIT: Kein Kulturmampf?

Weimer: Nein, grundsätzlich bin ich dafür, die Dinge klar zu benennen, über die wir streiten. Ich bin beileibe kein Gegner des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (ÖRR), kämpfe sogar sehr dafür. ARD und ZDF sind wichtige journalistische Pfeiler. Aber die Akzeptanzprobleme des ÖRR werden wir nicht dadurch mildern, dass wir eine Gebühr, der sich niemand entziehen kann, nicht Zwangsgebühr nennen.

ZEIT: Na ja, man sagt auch nicht Schulzwang, sondern Schulpflicht.

Weimer: Ich würde davor warnen, Begriffe zu tabuisieren. Wir haben das in zu vielen Debatten getan und damit den Kulturmampf noch größer gemacht.

ZEIT: Ich würde eher sagen, mit dem Begriff «Zwangsgebühr» geben Sie dem Affen Zucker und wundern sich dann, dass der Affe tanzt.

Weimer: Im Gegenteil, die Tabuisierung von Begriffen ist eher ein Teil des hoffentlich hinter uns liegenden Kulturmäpfes. Wenn wir in der politischen Mitte einander und der Vernunft vertrauen, dann brauchen wir diese ausgeprägte Misstrauenskultur der korrekten Begriffe doch nicht.

ZEIT: Was ist mit dem »Stadtbild« von Friedrich Merz, das viele als Angriff auf ihr Aussehen verstanden haben?

Weimer: Gutes Beispiel für gezieltes Missverstehen. Es gibt immer einen Unterschied zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten. Bei dem Zitat von Friedrich Merz konnte jeder, der guten Willens ist – und das wollen wir ja in der politischen Mitte miteinander sein –, verstehen, was wirklich gemeint war. Es war rein gar nichts davon rassistisch interpretierbar. Der normale Deutsche hat auf die einfache Frage, ob Merz mit dieser Kritik recht hatte, gesagt: Natürlich hat er recht. Der normale Bürger hat die Botschaft verstanden. Erst die politische Kritik von links hat daraus einen Kulturmampf gemacht.

ZEIT: Sie haben jetzt oft »normale Deutsche« gesagt. Verstehen Sie nicht, dass Merz Menschen mit einem normalen Migrationshintergrund möglicherweise beleidigt hat?

Weimer: Auch Sie, Herr Ulrich, verstehen doch genau, was der Kanzler gemeint hat.

ZEIT: Man kann den Kulturmampf in der Mitte nicht einfach per Aufruf beenden, ohne sich mit seinen tieferen Gründen zu beschäftigen. Dass Teile der Union dazu verfügbare sind, hat auch mit einer grundlegenden Verunsicherung zu tun. Die Union hatte nie eine starke Programmatik, ihre Ideologie hieß BRD, und gut war's. Doch nun geraten alle Säulen der BRD ins Wanken, von der Westbindung bis zur Exportweltmeisterschaft. Und da den verunsicherten Unionisten niemand einen Vorschlag für einen Konservatismus des 21. Jahrhunderts macht, flüchten sie sich in die Angstbälerei des Kulturmäpfes und feiern da ihre schalen Siege. Ich nehme an, Sie sehen das anders.

Weimer: Genau andersherum sehe ich es. Die CDU war nie eine Partei der revolutionären

Fahne oder der Ideologie oder des Visionären oder des Überschwangs eines utopischen Leitbildes, auf das man sich zubewegt. Sie war immer die Partei des bürgerlichen Pragmatismus. Die Eigentlichkeit ist das Gehäuse der CDU, nicht die Möglichkeit. Und ja, sie hat die alte Bundesrepublik quasi verkörpert. Aber in dieser Verkörperung sind doch Positionen enthalten, die zukunftsähnlich sind. Nehmen wir die Idee der sozialen Marktwirtschaft oder die Westbindung. Nehmen wir die Nato. Nehmen wir die Überzeugung, dass Europa unser gemeinsames Haus ist. Zudem die Kategorien der Heimat, des Familien, des christlichen Glaubens als wichtige Orientierungen im Kosmos christdemokratischen Denkens. Ja, das ist tief eingeprägt in dieser Eigentlichkeit der Bundesrepublik, aber die wesentlichen Elemente stehen meines Erachtens überhaupt nicht infrage.

ZEIT: Sie können sich doch jetzt nicht im Gebüsch der Eigentlichkeit verstecken! Westbindung, Nato, soziale Marktwirtschaft, Familie, da denkt man doch gleich: Autoindustrie, Geburtenrate, Trump. Am tiefsten beunruhigt doch die Union, dass ausgerechnet die amerikanische Demokratie, die der Garant unserer Demokratie war, gerade dabei ist, sich selbst abzuschaffen.

Weimer: Das stimmt natürlich, die Fundamente wanken. Aber taten sie das nicht immer? Wirtschaftswunder aus Trümmerdeutschland, Adenauers Westbindung im Kalten Krieg, Kohls Wiedervereinigung und der Euro im Schatten von Atombomben, das waren alles keine Selbstläufer.

ZEIT: Eine fast metaphysische Gewissheit war immer, dass Demokratie und Wohlstand zusammengehören. Nun demonstriert uns China, dass sich Wohlstand auch ganz gut ohne Demokratie schaffen lässt. Zugleich zeigt uns die Natur die Grenzen des alten Wohlstandsmodells auf. Genau in diesem historischen Augenblick fangen die westlichen Demokratien an, sich selbst infrage zu stellen. Woher nehmen Sie da Ihre Sicherheit?

Weimer: Die Analyse teile ich. Das ist überhaupt die fundamentale Herausforderung unserer Generation. Wir erleben ein Aufkommen von Autoritarismus in verschiedenen Regierungsformen und in Bedrängnis geratene demokratische Kulturen. Immer weniger Länder sind Demokratien, und immer mehr Länder wenden sich halb autoritären bis ganz autoritären Strukturen zu. Und ja, sie sind zum Teil auch wirtschaftlich erfolgreich. Deswegen ist richtig, was Sie sagen. Das greift eine Grundüberzeugung an, die unsere Generation immer hatte. Aber die Frage lautet doch: Wie gehen wir damit um? Hoffentlich integrativ – wir brauchen einander, auch intellektuell, um diese Situation zu bestehen. Keine Zeit also für Menuett-Tänze alter Kulturmäpfe.

ZEIT: Lassen Sie uns ein paar Felder des Kulturmäpfes abschreiten. Zunächst die Sprache. Zeichnet sich das Bildungsbürgertum, das Union wählt, nicht eigentlich durch eine ge-

politische Freiheitsbewegung der Neuzeit. Wenn man sich vorstellt, dass es erst seit 100 Jahren das Frauenwahlrecht gibt, dann ist die Entwicklung natürlich spektakulär gut. Und das ist meines Erachtens auch der größte Erfolg der linken Bewegung. Die Befreiung der Queerness ist da der letzte Schritt auf einem langen Weg der Emanzipation. Dass queere und homosexuelle Menschen ihre Freiheit leben und demonstrieren können, das ist eine rundum positive Entwicklung. Ich glaube, dass weite Teile des Bürgertums bis hinein in sehr konservative Kreise das auch völlig selbstverständlich akzeptieren und ehrliche Toleranz leben. Da hat die Linke den Kulturmampf gewissermaßen gewonnen, aber bei der sprachlichen Überformung Teile der Gesellschaft verloren. Wenn die bürgerliche mit der linken und grünen Elite allein auf der Welt gewesen wäre, hätten die Linken und Grünen womöglich sogar den Gender-Sprech durchgesetzt. In der Bevölkerung ist die Ablehnung aber so gewaltig, dass die Union diesen Kulturmampf in der zweiten Runde gewonnen hat.

ZEIT: Gibt es, weiteres Kampffeld, bei der Migration noch grundsätzliche Unterschiede in der politischen Mitte? Und wenn nein, wie erklären Sie sich den Konflikt innerhalb der Union um die Syrien-Auflösungen von Außenminister Johann Wadephul?

Weimer: Es gibt inzwischen einen breiten Konsens über alle Parteien der Mitte hinweg, dass Migration geordnet und gesteuert, hingegen wilde Masseneinwanderung unterbunden werden muss. In der politischen Umsetzung führt das aber zuweilen zu Situationen, wo das Notwendige und das Humanitäre, die Verantwortungs- und die Gewissensethik miteinander ringen. Wenn das bei Politikern dann persönlich einmal sichtbar wird, zeigt es nur, dass Politiker auch Menschen sind.

ZEIT: Ein drittes Kulturmäpfel sind deutsche Geschichte und Identität. Sehen Sie da überhaupt relevante Unterschiede zwischen den konservativen und den sozialdemokratisch-grünen Eliten?

Weimer: Mit Blick auf die Katastrophe des 20. Jahrhunderts, mit Blick auf die Aufklärung, auf unser Selbstbild als Wissensnation sehe ich keine Unterschiede. Im Gegenteil, das ist ein starkes und tiefes gemeinsames Fundament der politischen und kulturellen Mitte. Wir sind alle Kinder der Aufklärung, das sollten wir uns bewusst machen.

ZEIT: Wir sind vor allem deutsche Kinder, und deswegen verwundert es, dass das Verhältnis zu Israel zum Gegenstand des Kulturmäpfes werden konnte, wo auf konservativer Seite jede linke Kritik an der maßlos gewordenen Gaza-Politik der israelischen Regierung mit dem Wort »Antisemitismus« gelabt wurde. Wie erleben Sie das?

Weimer: Aus meiner Sicht ist der Komment in der politischen Mitte vollkommen intakt. Wenn es um den Kampf gegen Antisemitismus geht, stehen bei allen kritischen Fragen Sozialdemokraten und Grüne komplett an meiner Seite.

ZEIT: Betreibt die Union bei Klima, Ernährung, Ökologie deshalb Kulturmampf, weil sie selbst da in der Substanz wenig vorzuweisen hat?

Weimer: Das Bild von der CDU muss ich zurückweisen. Gerade auf der kommunalen Ebene gibt es viele, die sich sehr für den Naturschutz einsetzen. Und natürlich sind CDU und CSU die Parteien, die die Schöpfung bewahren wollen.

ZEIT: Warum hört man denn dann so gut wie nie einen Unionspolitiker mit Emphase und Kompetenz über das Arten- oder das Waldsterben reden?

Weimer: Weil der Konservative den Schutz von Natur und Heimat als eine Selbstverständlichkeit betrachtet, nicht als politische Proklamation. Er fühlt sich als Bessermacher, nicht als Besserwisser.

ZEIT: Wie tot ist eigentlich Schwarz-Grün?

Weimer: So wenig tot wie der parteiliche Liberalismus. Die FDP wird aus meiner Sicht zurückkommen, und wir können sie gut gebrauchen. Jede parteiliche Kombination braucht ihre Mehrheiten und ihre Verdichtungszeit. Vor zwanzig Jahren hatte ich eine innere Sympathie für die schwarz-grüne Idee. Das wäre damals auch eine Versöhnung der schwarzen Väter mit den grünen Töchtern gewesen. Merkwürdigerweise kam es im Bund nie dazu, obwohl es zwischen den Milieus viele tiefe Berührungspunkte gibt.

ZEIT: Und heute? Und morgen?

Weimer: In NRW oder Schleswig-Holstein funktioniert Schwarz-Grün bekanntlich. Es hängt sehr davon ab, wie die Grünen sich jetzt bewegen. Wollen sie wieder eine disruptive linke Bewegung sein, die nur einen grünen Mantel anhat? Oder sind sie eine reformerische Kraft aus der Mitte des Bürgertums? Und wenn sie Letzteres sind, dann wird vielleicht auch Schwarz-Grün Realität. Aktuell sehe ich das im Bund aber nicht.

ZEIT: Das hatte ich mir jetzt fast gedacht, dass sich für eine schwarz-grüne Renaissance nur die Grünen ändern müssen. Die Union gar nicht?

Weimer: CDU und CSU müssen erst einmal das Land wieder aus der Krise führen. Die Union ist die große Kraft der demokratischen Mitte und will jetzt vor allem verhindern,

dass uns die ganze Republik ins Rechtsautoritäre abrutscht.

Die Fragen stellte Bernd Ulrich

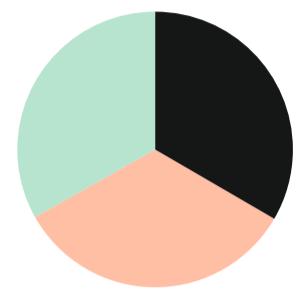
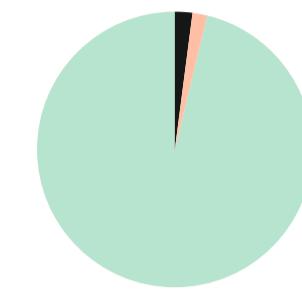
POLITIK

Torten der Wahrheit

VON KATJA BERLIN

Am Ende des Trauemonats
November

Was Unternehmen in diesen
Zeiten helfen kann



■ sprechen wir offener über Verlust und Trauer
■ wird der Tod weniger tabuisiert
■ gibt es Elektrogeräte im Angebot
■ mit jemandem aus der Union gut befriedet sein

Hören Sie ⏪ die Podcasts

Am Ende der Woche sprechen wir über Politik – was sie antriebt, was sie anrichtet, was sie erreichen kann. Jeden Freitag in **Das Politikteil**. Jetzt anhören unter www.zeit.de/das-politikteil

Was jetzt? ist der Nachrichten-Podcast der ZEIT. Jeden Tag um 6 Uhr und 17 Uhr besprechen wir die Themen des Tages. Jetzt anhören unter www.zeit.de/was-jetzt

ANZEIGE



**Wir haben
viel mehr
als nur Gas in der Pipeline.**

Es stimmt. Mit Erdgas hat die Energie-Partnerschaft von Norwegen und Deutschland vor fast 50 Jahren begonnen. Inzwischen sind wir einer der größten Lieferanten von Gas für Europa.

Es stimmt auch, dass wir das Suchen nach besseren und nachhaltigeren Wegen zur Erzeugung von Energie ebenfalls immer weiterentwickeln.

Das bedeutet nicht, dass wir die Gasförderung morgen beenden. Zumal Produktion und Transport von norwegischem Gas im Vergleich mit anderen Ländern niedrigere Emissionen aufweisen. Wir liefern weiterhin verlässlich, ohne dabei die Klimaziele aus den Augen zu verlieren.

Wie wir das machen? Mit einem Mix aus bewährten und innovativen Energiequellen, die wir einsetzen, sobald der Markt dafür bereit ist. Denn: Wir haben viel mehr als nur Gas in der Pipeline.

Zum Beispiel die zukünftige Bereitstellung von Wasserstoff, den die deutsche Industrie so dringend braucht.

Oder die vielen Offshore-Windprojekte, die heute bereits über eine Million

Haushalte in Europa mit Energie versorgen.

Aber auch die Technik der sicheren Lagerung von CO₂ tief unter dem norwegischen Meeressboden. Das machen wir übrigens schon seit 30 Jahren. Seitdem haben wir rund 30 000 000 Tonnen CO₂ in der Tiefe eingespeichert.

Unser aktuellstes Projekt, Northern Lights, ist eine CO₂-Speicherinfrastruktur in Norwegen. Mit der Aufnahme des Betriebs im Sommer 2025 erweitern wir sie jetzt auf mindestens 5 Millionen Tonnen industrieller CO₂-Emissionen pro Jahr, die dauerhaft und sicher eingeschlossen werden.

Das sind nur einige Beispiele, die zeigen: Wir haben den Anspruch, ein führendes Unternehmen der Energiewende zu sein. Noch haben wir nicht alle Antworten, aber mit unseren Innovationen und Technologien sowie der Entschlossenheit unserer Menschen sind wir auf dem besten Weg dorthin.

Wir suchen immer nach den besseren Energielösungen.

Søker etter bedre



Passanten bringen in diesen Tagen wieder Blumen und Kerzen zum Denkmal der Republik in Paris

Foto: Hans Lucas/pa/dpa

Weiterleben, aber wie?

Frankreich gedenkt der Opfer der Terroranschläge vom 13. November 2015 – und wirkt verunsicherter denn je VON MATTHIAS KRUPA

Des Vivants, »Lebende«, heißt eine neue Serie, die das französische Fernsehen gerade zeigt. Sie erzählt die Geschichten von zwei Frauen und fünf Männern, die den Terroranschlag auf den Pariser Konzertsaal Bataclan am 13. November 2015 überlebt haben. Die Frauen und Männer konnten sich vorher nicht, sie haben sich nach dem Anschlag gefunden. Bis heute treffen sie sich regelmäßig, trinken, trauern und sprechen darüber, wie ihr Leben weitergegangen sind.

Die Serie ist fiktiv, doch sie beruht auf wahren Geschichten. Einige Szenen wurden am Originalschauplatz, im Bataclan, gedreht. Anfangs habe er selbst gezögert, hat Jean-Xavier de Lestrade, der Regisseur, zugegeben. Eine Fernsehserie über den Terror? De Lestrade ist eigentlich Dokumentarfilmer. Aber die Fiktion habe sich der Geschichten des 13. November annehmen müssen, sagte er der Zeitung *Le Parisien*, »damit wir diese Ereignisse erneut in einer kollektiven Erzählung miteinander teilen können. Und damit diese Erzählung, hofft er, dabei hilft, die Wunden zu heilen.«

Zehn Jahre sind seit den Anschlägen in Paris vergangen. Mehrere Kommandos islamistischer Terroristen hatten damals im Bataclan, vor dem Stade de France und auf den Terrassen von fünf Cafés insgesamt 130 Menschen ermordet. Weit über 400 wurden zum Teil schwer verletzt.

Der 13. November markiert für Frankreich den schrecklichen Höhepunkt in einer Reihe schrecklicher Attentate. Begonnen hatte diese Reihe 2012. In der Nähe von Toulouse wurden zunächst drei Soldaten und wenige Tage später drei Kinder einer jüdischen Schule sowie ein Rabbiner erschossen. Es folgten die Anschläge auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* am 7. Januar 2015. Die tödliche Geiselnahme in einem koscheren Supermarkt. Der Mord an einem greisen Priester. Der Attentäter, der über die Strandpromenade von Nizza raste und 86 Menschen ermordete. Die Enthauptung des Lehrers Samuel Paty.

Kein anderes westeuropäisches Land hat so viel islamistischen Terror erlebt. Kein anderes hat so viele Opfer zu beklagen. In Frankreich starben seit 2012 in 58 Attentaten mehr als 300 Menschen.

Die Geschichte der Lebenden beginnt unmittelbar nach den Anschlägen. Eine der ersten Szenen der Fernsehserie zeigt Stéphane, der im Bataclan war, wie er am Tag darauf das Hemd sucht, das er dort getragen hatte. Seine Frau schaut ihn ratlos an. Sie habe das Hemd weggeworfen: »Es war so schmutzig.« Paniisch hastet Stéphane in den Keller und reift die Müllsäcke auf. Andächtig faltert er das Hemd und sein Sakko, beide sind blutverschmiert. Sorgfältig legt er sie in einen Koffer, mit ein paar Zeitungen, die fest-

gehalten haben, was geschah. Der Mann, der den Horror überlebt hat, schließt den Koffer und verstaut ihn im Schrank.

Zehn Jahre sind vergangen. Schon zehn Jahre. Frankreich erinnert sich in dieser Woche daran, was dem Land und seinen Menschen damals geschah. Die Fernsehserie ist ein Beitrag unter vielen. Es gibt Ausstellungen, Dokumentationen, Sonderausgaben. Jeder erinnert sich auf seine Weise.

Die linksliberale Zeitung *Libération* hat Künstlerinnen und Künstler gebeten, ihre Seiten zu gestalten. Der konservative *Figaro* zeigt bislang unveröffentlichte Fotos, die die Ermittler an den Tatorten des 13. November aufgenommen haben. Blutverschmierte Wände, die Hülsen verschossener Patronen. Dazu der Hinweis, man zeige diese Bilder nicht aus Voyeurismus, sondern um den »blutigen, vorsätzlichen und brutalen Weg« der Islamisten aufzuzeigen.

Die Vereinigung der Opfer des Terrorismus hat einen Gedenklauf organisiert. Er führt vom Stade de France, wo der Terror an jenem Abend begann, vorbei an den Cafés bis zum Bataclan. Präsident Emmanuel Macron wird am Donnerstag eine Rede halten. Hinter dem Rathaus, auf einem kleinen Platz zwischen alten Platanen, ist ein Erinnerungsstift entstanden: der Garten des 13. November. Man kann dort zwischen Büschen, Gräsern und Steinen verweilen. Auf Stelen sind die Tötore und die Namen der Ermordeten graviert.

Paris ist eine Stadt, die oft mit großen Gesten an Vergangenes erinnert. Das Gedenken an die Opfer des Terrors hingegen ist zurückgenommen, eher leise.

Anne Hidalgo, die Bürgermeisterin, hat die Menschen eingeladen, Blumen oder Kerzen auf dem Platz der Republik aufzustellen. Vor zehn Jahren hatten viele Pariserinnen und Pariser dort spontan getrauert. Am Fuße des Mariannen-Denkmales liegen auch nun wieder viele Sträuße. Teelichter und Kerzen trotzen dem Wind. Eine unbekannte Issa hat ein Herz gemalt und dazu geschrieben: »Die Dunkelheit wird nicht siegen.« Mit feiner Handschrift versichert sie den Toten, »dass wir weiter kämpfen für die Werte, die uns so sehr an Herzen liegen, für die Liebe, den Frieden, das Leben.«

Der Terror hat Frankreich verändert, so weit sind sich alle einig. Schon im Januar, als sich das Attentat auf *Charlie Hebdo* zum zehnten Mal jährt, hatte *Le Monde* geschrieben: »Ein Jahrzehnt ist vergangen, aber Frankreich ist nie wieder so gewesen wie vorher.« Der Historiker Denis Peschanski formuliert es so: »Ein kollektives Trauma verschwindet nicht, es prägt sich ein in das Gedächtnis eines Volkes.«

Peschanski leitet ein wahrscheinlich einmaliges Forschungsprojekt: Seit neun Jahren befragen Sozialwissenschaftlerinnen, Historiker und Neuro-psychologen regelmäßig eine ausgewählte Gruppe von Französinnen und Franzosen zum 13. November. Sie wollen herausfinden, woran die Menschen sich erinnern und wie sich die Erinnerungen verändern. Ein Ergebnis: Die Erinnerung an andere Attentate verblasst. Aber noch immer wissen 82 Prozent der Franzosen genau, wo sie waren, als sie den Anschlägen am 13. November 2015 erfuhr.

Vor allem das Bataclan ist zu einer Chiffre geworden, für den Terror und das Trauma. Nur worin besteht dieses Trauma? Und wie genau hat der Terror Frankreich verändert?

Jörg Müller ist einer der Wissenschaftler, die gemeinsam mit Peschanski forschen. »Grundsätzlich schweißt ein solches Ereignis eine Gesellschaft zusammen«, sagt er. Bei den meisten Befragten standen die Erinnerungen an die Opfer des 13. November im Vordergrund.

Viele Geschichten von Opfern, Überlebenden und Hinterbliebenen sind in den vergangenen zehn Jahren erzählt worden. Die schwangere Frau, die sich bei der Flucht aus dem Bataclan hoch über der Straße an einen Fenstersims klammerte. Der Bruder, ein Rugbyspieler, der sich in einem der Cafés schützend auf seine Schwester warf; beide überlebten schwer verletzt. Die Überlebenden aus dem Bataclan, die Freunde wurden. All diese Geschichten, sagt Müller, hätten eine »nationale Erzählung« geschaffen. Trotzdem gebe es keine einheitliche Erinnerung. Was man von den Attentaten behalte und wie man sie im Rückblick bewerte, hänge stark vom sozialen Umfeld ab. Und von den eigenen politischen Einstellungen.

Eine der wiederkehrenden Fragen der Forscher gilt den Ursachen für den Terror. Sechs mögliche Antworten sind vorgegeben. Vor neun Jahren sagten 25 Prozent der Befragten, die Attentäter seien psychisch gestört, man brauche deshalb nicht nach Ursachen zu suchen. In der jüngsten Befragung waren nur noch 4 Prozent dieser Ansicht. Mehr als je zuvor, 29 Prozent, sahen dagegen »religiöse und kulturelle Spannungen in der französischen Gesellschaft« als Grund für den Terror. Nur elf Prozent nannten 2016 »zu viele Migranten« als Ursache; heute sind es 21 Prozent, fast doppelt so viele.

Der Rechtsruck, den viele politische Umfragen belegen, macht auch vor der Erinnerung nicht halt. Und umgekehrt verstärkt die Erinnerung offensichtlich die Verunsicherung. Die französische Gesellschaft, stellt Müller fest, »erscheint heute fragmentierter und verunsicherter denn je.«

Im Grunde genommen sind es zwei Geschichten, die Frankreich in diesen Tagen über den Terror und seine Folgen erzählt. Die eine handelt von Resilienz. Die andere von Angst.

Zwei Wochen nach den Attentaten fand im Hof des Invalidendoms eine nationale Trauerfeier statt. Der damalige Präsident François Hollande sprach, Frankreich werde sich und seinen Werten treu bleiben. »Wir werden die Lieder, die wir singen, die Konzerte, die Aufführungen vervielfachen, wir werden weiter in die Stadien gehen.«

Dieses Versprechen hat sich auf eine bemerkenswerte Weise erfüllt. Das Bataclan feiert in diesem Jahr seinen 160. Geburtstag. Allein in dieser Woche spielen dort eine britische Hardcore-Band, die US-Gruppe The Plot in You und der japanische Rockstar Hyde. Die Betreiber wollen die Geschichte des Konzerts - er wurde nach einer Operette von Jacques Offenbach benannt - bloß nicht auf diese eine Nacht des Terrors reduzieren. Auch die Cafés, in denen 39 Menschen starben, sind voll wie eh und je. Das erste von ihnen, A la bonne bière, hatte schon drei Wochen nach den Anschlägen wieder geöffnet.

Dieses Versprechen hat sich auf eine bemerkenswerte Weise erfüllt. Das Bataclan feiert in diesem Jahr seinen 160. Geburtstag. Allein in dieser Woche spielen dort eine britische Hardcore-Band, die US-Gruppe The Plot in You und der japanische Rockstar Hyde. Die Betreiber wollen die Geschichte des Konzerts - er wurde nach einer Operette von Jacques Offenbach benannt - bloß nicht auf diese eine Nacht des Terrors reduzieren. Auch die Cafés, in denen 39 Menschen starben, sind voll wie eh und je. Das erste von ihnen, A la bonne bière, hatte schon drei Wochen nach den Anschlägen wieder geöffnet.

Der Staat hat im Kampf gegen den Terror aufgerüstet. Gesetze wurden verschärft, neue Spezialeinheiten geschaffen. In Paris und in anderen großen Städten patrouillieren oft Soldaten mit Maschinengewehren. Aber Frankreich ist ein offenes Land geblieben. Die Olympischen Spiele in Paris waren ein Fest, trotz aller Sicherheitsvorkehrungen. Und der Prozess, der vor drei Jahren gegen Salah Abdeslam, den einzigen überlebenden Attentäter des 13. November, geführt wurde, hat den Opfern Gehör verschafft und Maßstäbe für den rechtstaatlichen Umgang mit Terroristen gesetzt.

Sowohl die Resilienz.

Auf der anderen Seite steht die Angst. Die konkrete Angst vor neuen Anschlägen und die diffuse Angst vor der Gewalt und vor Fremden; beide werden oft absichtlich vermengt. Für die Furcht vor neuen Anschlägen gibt es gute Gründe. Der »Islamische Staat«, der für die Pariser Anschläge verantwortlich zeichnete, mag geschwächt sein. Doch der Einfluss von Islamisten ist in Frankreich weiterhin groß. Drei Nachrichten aus den vergangenen vier Wochen:

In Lyon und an einem zweiten Ort in Südfrankreich wurden drei junge Frauen festgenommen, zwischen 18 und 21 Jahren alt. Sie sollen Anschläge in Paris nach dem »Vorbild« des 13. November geplant haben.

Auf der Île d'Oléron, einer Insel vor der Atlantikküste, fuhr ein Mann mit seinem Auto absichtlich mehrere Menschen an. Fünf wurden verletzt. Bei seiner Festnahme rief der Mann »Allahu akbar«, »Gott ist größer«; offensichtlich

war er zum Islam konvertiert. Ärzte attestierten ihm eine Persönlichkeitsstörung, es hieß, es gebe keinen Hinweis auf terroristische Verbindungen.

Die frühere Freundin des verurteilten Attentäters Salah Abdeslam wurde in Untersuchungshaft genommen. Sie soll mit zwei weiteren Personen ein Attentat geplant haben. Außerdem wird sie verdächtigt, einen USB-Stick mit schiitisch-propaganda ins Gefängnis ihres früheren Freundes geschmuggelt zu haben.

Drei Nachrichten, die dafür sorgen, dass sich die Angst weiterverbreitet. Drei Nachrichten, die dafür benutzt werden, dass sich die Angst weiterverbreitet. Insgesamt haben die Sicherheitsbehörden nach eigenen Angaben in diesem Jahr bislang sechs islamistische Anschläge verhindert.

»Welches sind die wichtigsten Folgen der Anschläge des 13. November?«, lautet eine der Fragen, die Jörg Müller und seine Kollegen regelmäßig stellen. »Ein Gefühl der Angst«, antworteten 56 Prozent der Befragten in der jüngsten Erhebung. Nur zehn Prozent glauben, dass die Erfahrung des Terrors den Zusammenhalt in der Gesellschaft gestärkt habe. Außerdem gaben 45 Prozent an, sie seien »wegen der Gewalt und der Unsicherheit besorgt«. Auch das sind mehr als je zuvor.

»In gewisser Weise hat der islamistische Terror sein Ziel mit den Attentaten vom 13. November erreicht«, schreibt Müller in einem Buch, das die bisherigen Forschungsergebnisse präsentiert. Es ist der bitterste Satz in diesen Tagen des Gedankens.

Frankreich hat dem Terror der Islamisten getrotzt, aber das Land ist nicht mehr dasselbe. An diesem Donnerstag, genau zehn Jahre nach den Anschlägen, spielt wie damals die Fußballnationalmannschaft in Paris, diesmal gegen die Ukraine. Muss man an einem solchen Tag Fußball spielen? Der europäische Fußballverband hat den Termin angesetzt, die Sicherheitsvorkehrungen sind groß.

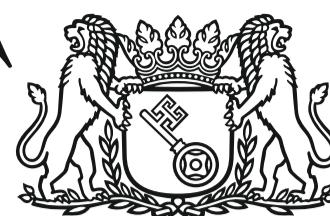
Didier Deschamps war schon 2015 Nationaltrainer der Franzosen. Er saß auf der Trainerbank, als vor dem Stade de France der erste Selbstmordattentäter seinen Sprengstoffgürtel zündete. Immerhin, diesmal wird in einem anderen Stadion gespielt. Ihm wäre es trotzdem lieber gewesen, wenn das Spiel an einem anderen Tag stattfinden würde, sagte Deschamps im Vorfeld. Catherine Bertrand hat ihm energisch widersprochen: »Man muss spielen und das Leben überall dorthin tragen, wo der Tod war.« Dieses Spiel sei ein »Stinkefinger für den Terrorismus«. Bertrand ist Vizepräsidentin der Vereinigung der Opfer des Terrorismus. Sie war am 13. November im Bataclan und hat den Terror überlebt.



THE X7
BAYERISCHE MOTOREN WERKE



ZEIT REISEN



25
JAHRE

Entdecken, worauf es ankommt

Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten. Ausgesuchte Hotels mit Charme und Charakter, kulinarische Erlebnisse und exklusive Begegnungen zeichnen unsere Programme ebenso aus wie aufregende Ideen und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnet neue Horizonte. Seien Sie dabei!



Polen – Zu Gast beim Nachbarn

Polen und Deutschland teilen eine bewegte Geschichte. Unsere Kulturexpedition führt Sie von Chopin bis Solidarność, von Warschau bis Masuren. ZEIT-Experten begleiten Sie auf den Spuren von Marion Gräfin Dönhoff und zeigen kulturelle Verbindungen auf.

Termine: 8.8. | 5.9.2026 | Dauer: 19 Tage | Preis: ab 6.990 €

Höhepunkte:

- Kulturstädte Breslau und Krakau
- Warschau: Historie, Gegenwart und Musik erleben
- Auf den Spuren von Gräfin Dönhoff in Masuren
- Eindrucksvolles Danzig mit historischer Altstadt und Schriftstellergespräch
- Piotr Buras und weitere ZEIT-Experten begleiten Sie



**Unser aktuelles Reiseprogramm
finden Sie online. Oder rufen Sie uns
an, wir beraten Sie gern persönlich.**



040 / 32 80-455
zeitreisen@zeit.de
zeitreisen.zeit.de



Kulturen im Licht der Anden

Kommen Sie mit auf eine 40-tägige Erkundungsreise mit ZEIT-Experten durch die Länder Peru, Bolivien und Chile! Von den Wüsten und Anden bis zum Amazonas erleben Sie eindrucksvolle Landschaften und alte Kulturen. Erkunden Sie Machu Picchu, das Heilige Tal der Inkas, indigene Traditionen und koloniales Erbe – eine Reise voller archäologischer Höhepunkte und unvergesslicher Begegnungen.

Termin: 6.9.2026 | Dauer: 40 Tage | Preis: ab 19.990 €

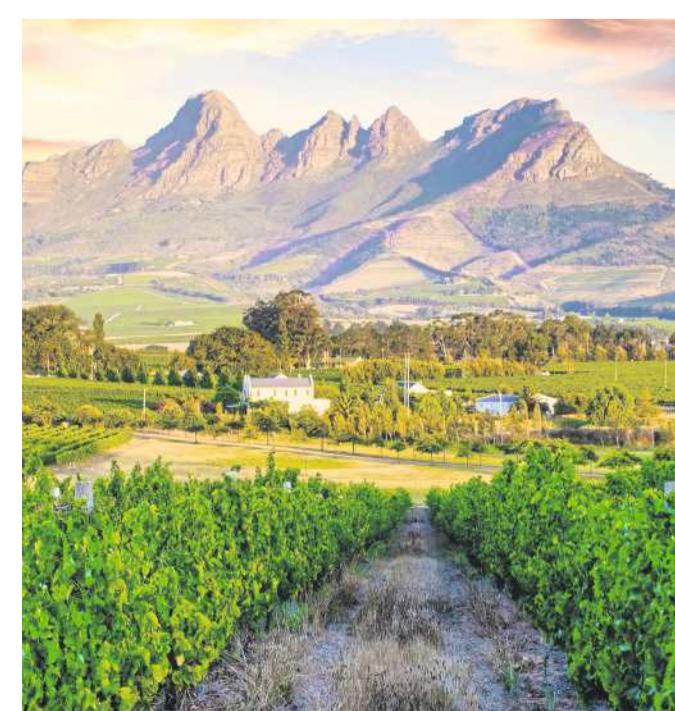
Höhepunkte:

- Machu Picchu, Uyuni und Titicaca-See
- Bergwelt der Anden und »Tor zum Amazonas-Regenwald«
- Begegnungen mit indigener Alltagskultur
- Sternenbeobachtung in der Atacama-Wüste
- Reisen in komfortablen Bussen und Übernachtungen in ausgesuchten 3- und 4-Sterne-Hotels
- Reiseleitung durch Dr. Maximiliano von Thüngen

Kanada – Was das Land erzählt

Diese Reise bringt Sie in Kontakt mit den Stimmen der First Nations – in Museen, Langhäusern und auf Manitoulin Island. Sie erleben Kunst und Traditionen, die Kanadas Gegenwart mitgestalten.

Termine: 3.5. | 27.9.2026 | Dauer: 15 Tage
Preis: ab 6.890 €



Kapstadt und Hermanus

Kapstadt begeistert mit afrikanischer Kunst der Gegenwart und erstklassigen Weinen. Entdecken Sie renommierte Museen, Street-Art und südafrikanische Weingüter mit eigenen Kunstsammlungen.

Termin: 10.2.2026 | Dauer: 10 Tage
Preis: ab 3.690 €

»Eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, ist keine.« Helmut Schmidt

Wie kommt die FDP aus der Krise?

Nach dem Bundestags-Aus streiten zwei Liberale über die politische Ausrichtung ihrer Partei. Sie dürfe keine Angst vor dem Etikett »rechts« haben, sagt Linda Teuteberg. Konstantin Kuhle widerspricht: Progressiv soll sie sein, die Zukunft!

DIE ZEIT: Herr Kuhle, nach der Niederlage bei der Bundestagswahl haben Sie auf dem FDP-Parteitag gesagt, Sie möchten »nicht Mitglied einer Protestpartei sein, die jedes Mal zusammenbricht, wenn sie mit der Realität in Kontakt kommt«. Wie war das gemeint?

Konstantin Kuhle: Die FDP ist seit dem Ende der Bonner Republik jedes Mal aus dem Bundestag rausgeflogen, nachdem sie regiert hat, einmal mit CDU/CSU von 2009 bis 2013 und jetzt mit der Ampel. Für mich folgt daraus: Es reicht nicht, eine liberale NGO zu sein, die kluge Papiere verfasst, sondern es ist unsere Aufgabe, durch eigenes Handeln mehr Freiheit für jeden Einzelnen zu erreichen. Man muss gestalten wollen. Stattdessen haben wir zu oft in einem Schlingerkurz miteinander gerungen, ob es nicht besser wäre, Opposition zu sein. Unsere politische Kommunikation hat in den letzten Jahren nicht zu unserem positiven Menschenbild gepasst. Dass es besser geht, zeigen erfolgreiche liberale Parteien zum Beispiel in Österreich oder in den Niederlanden.

Linda Teuteberg: Da widerspreche ich. Die Tatsache, dass unterschiedliche Leute bei uns verschiedene Facetten des Liberalismus vertreten, lässt sich redlicherweise nicht auf den simplen Nenner »Gestalten oder Protest« bringen. Kompromissfindung setzt Klarheit über die eigene Ausgangsposition, also eine programmatische Klärung, voraus. Wenn es daran fehlt, dann kostet das Glaubwürdigkeit. Wer nicht deutet, wird gedeutet.

ZEIT: Herr Kuhle, Ihre Parteikollegin Katja Adler hat Ihnen und anderen in der FDP vorgeworfen, dass Sie liberal mit progressiv verwechselten. Sie wollten die FDP zu einer weiteren linken Partei machen. Stimmt das?

Kuhle: Aus meiner Sicht sollte die FDP nicht einen Zentimeter nach links rücken. Genauso wenig kann die FDP den Platz im Parteiensystem einnehmen, den die Union früher einmal hatte. Denn die FDP ist eine liberale Partei. Und warum dabei nicht progressiv sein? Seit der Weimarer Republik sind Liberale in Deutschland die Verfechter von Fortschritt. Wir sind offen für neue Ideen, neue Technik, neue Jobs.

Teuteberg: Auch als Ostdeutsche weiß ich nur zu gut, wie missbrauchsgefährlich dieser Begriff ist. Fortschritt, den Liberale meinen, setzt auf Freiheit und Eigenverantwortung statt auf Anmaßung von Wissen und Identitätspolitik. Die Vorschläge der Antidiskriminierungsbeauftragten Ferda Ataman für ein weiter verschärftes Gleichbehandlungsgesetz etwa schaffen mehr Bürokratie und einen Generalverdacht gegen Vermieter und Arbeitgeber. Mehr Chancen für mehr Menschen schafft, wer zu Engagement und Investitionen motiviert. Liberale Errungenschaften wie die Vertragsfreiheit zu verteidigen, die zu Grundgesetz und Marktwirtschaft gehört, mögen manche für konservativ halten. Das ist mir egal, denn dadurch wird das Anliegen nicht weniger freiheitlich.

Kuhle: Ich würde mich von solchen Themen nicht provozieren lassen und auch nicht hinter jeder Veränderung, die die Rechte bestimmter Individuen oder Gruppen anerkennt, gleich eine Gefahr für die Freiheit wittern.

Teuteberg: Moment mal, ich lasse mich nicht provozieren. Es geht hier um Fragen, die viele Menschen umtreiben. Es ist noch nicht lange her, dass die Debatte über Meinungsfreiheit als Kulturmöglichkeit abgetan wurde. Wer Debatten mit dem Etikett Kulturmöglichkeit abqualifiziert, will sie beenden, ohne argumentativ überzeugen zu müssen. Die Demokratie kennt kein Schiedsrichteramt eines politischen Lagers darüber, welche Debatte legitim ist. Es ist bemerkenswert, wofür bisweilen das Etikett »rechts« verpasst wird. Früher war es ein typisch linkes Argument, neben der Rechtslage auch die sozialen Kosten der Wahrnehmung eines Rechts zu sehen. Es muss sachlich debattiert werden können, wie man etwa die Modernisierung des früheren Transsexuellengesetzes verhältnismäßig gestalten, um den Schutz von Minderjährigen und Schutträumen von Frauen zu gewährleisten. Solange alles »phob« ist, was Aktivisten nicht passt, wird es nicht gut.

ZEIT: Ihre neue Führung um Christian Lindner und Nicole Büttner bezeichnet die Liberalen in einer neuen Kampagne als Partei der »radikalen Mitte«. Haben Sie verstanden, was damit gemeint ist?

Kuhle: Ich denke, damit ist gemeint, dass unser Land sehr weitreichende Reformen braucht, etwa für die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirt-



Die Luft ist raus aus der FDP

Foto: Philothes Nisch für DIE ZEIT (c) Gene Glover (2)

schaft, die sozialen Sicherungssysteme und für weniger Bürokratie. Und wenn ich in den Bundestag schaue, wo ganz links und ganz rechts Radikale das Wort führen, braucht es eine ähnliche Entscheidlichkeit in der politischen Mitte.

Teuteberg: Mut zu grundlegenden Reformen finde ich unverzichtbar. Der Begriff der Mitte ist relativ und meist bleibt unscharf, ob er soziökonomisch oder weltanschaulich gemeint ist. Die eigene Position will ich weder von Mitbewerbern noch vom Zeitgeist abhängig machen.

ZEIT: Warum erscheint die Apo-FDP bislang so blass? Viele aktuelle Themen, vom Aufweichen der Schuldenbremse bis zum Vormarsch des Autoritarismus, müssten Ihnen doch eigentlich in die Karten spielen.

Kuhle: Ich hielte es für voreilig, den Stab über die FDP zu brechen. Wir haben gerade erst begonnen,

ein neues Grundsatzprogramm zu erarbeiten und verloren gegangenes Vertrauen zurückzugewinnen. Man würde die Menschen für dummm verkaufen, wenn man glaubte, dass sie innerhalb weniger Monate vergessen, warum sie uns nicht mehr gewählt haben.

ZEIT: Entscheidend für alle Parteien der Mitte wird in den kommenden Jahren ihr Verhältnis zur AfD sein.

Manche in der FDP halten die Brandmauer für falsch. Wie sehen Sie das, Frau Teuteberg?

Teuteberg: Gerade weil die selbst ernannte Alternative kein Bündnispartner sein kann, sollten wir sie nicht zum Zentrum der Debatten machen.

Wir dürfen ihr nicht die Macht geben, zu bestimmen, welche Themen andere Parteien besetzen dürfen. Die politische Linke schiebt oft die Systemfrage vor, wo es tatsächlich um ihre eigene Agenda geht. Um die Menschen zurückzugewinnen, die sich legitimierend eine rechtsstaatliche restriktivere Migrationspolitik wünschen, dürfen wir uns nicht von Beifall oder Angriffen von links abhängig machen. Sonst kriegen die Wähler den fatalen Eindruck, sie könnten sich nur zwischen der AfD und verschiedenen Schattierungen linker Politik entscheiden.

Kuhle: Man sollte nur keinen künstlichen Gegensatz aufmachen zwischen einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit der AfD und einer klaren Abgrenzung, Linda. Und eines muss auch in Zukunft die absolute Regel bleiben: dass in Deutschland politische Mehrheiten ohne die AfD gebildet werden. Wenn manche sagen, dass die AfD doch mal mitregieren, die werden sich schon entzaubern, finde ich das naiv.

ZEIT: Frau Teuteberg, warum ist die FDP in Ihren Augen eigentlich aus dem Bundestag geflohen?

Teuteberg: Weil wir die Erwartungen vieler Bürgerinnen und Bürger enttäuscht haben. Etwa hinsichtlich Reformen für die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit unseres Landes. Oder bei der Frage, Migration wirksam zu begrenzen.

Kuhle: Ich stimme dir zu: Wenn man trotz Rezession keine nennenswerten wirtschaftlichen Reformen auf den Weg bringt, dann nehmen die Leute einem das übel – erst recht der FDP. Die Flucht- und Asylpolitik der Ampelkoalition dagegen war deutlich restriktiver als unter Angela Merkel oder Horst Seehofer: Wir haben neue sichere Herkunftsstaaten eingeführt, Sozialleistungen für Asylbewerber gekürzt und Abschiebungen erleichtert – mit dem Ergebnis, dass wir heute wesentlich mehr Abschiebungen und viel weniger Asylanträge haben als in den Jahren zuvor. Und das zu Recht! Dank der FDP ist viel Richtiges entschieden worden. Ich warne aber davor, beim Thema

Migration wegen der AfD rhetorisch immer noch eine Schippe draufzulegen. Wir müssen uns von der eigenen Überzeugung leiten lassen, statt uns auf einen Überbietungswettbewerb mit der AfD einzulassen. Oder glaubt jemand, dass Alice Weidel und Tino Chrupalla irgendwann eine Pressekonferenz

geben und sagen: Migrationsfrage geklärt, wir lösen uns auf! Das wird nicht passieren.

Teuteberg: Du klingst fast so, als würdest du Migration als bloßen Talking-Point behandeln. Mir ist das ein ernstes Anliegen. Die Selbstbehauptung liberaler Demokratien hängt davon ab, die Handlungsfähigkeit des demokratischen Rechtsstaates in der Migrationspolitik zu beweisen. Um der inneren Liberalität und Sicherheit unseres Landes und Europas willen. Dafür habe ich mich immer klar in der Sache und ohne Zynismus eingesetzt.

Kuhle: Und trotzdem müssen wir aufpassen, dass wir Liberale nicht in einer Weise über Migration sprechen, dass am Ende keiner mehr kommen will von denjenigen, die wir dringend auf unserem Arbeitsmarkt brauchen.

Teuteberg: Es hilft nicht, wenn wir die Notwendigkeit, Migration wirksam zu begrenzen, durch den Verweis auf Fachkräftewanderung abmoderieren. Es kommen Menschen, nicht Arbeitskräfte. Hinter diese Erkenntnis sollten wir nicht zurückfallen. Zu einer seriösen Debatte gehört, Migration gleichermaßen als Bereicherung wie als Gefahr zu begreifen. Wahr ist auch: Die Ampel ist erst sehr spät zur Einsicht gelangt und hat zuvor gegenteilige Signale gesetzt. Auch war das Agieren der FDP nicht immer widerspruchsfrei und konsequent, etwa bei der Abstimmung über das Zustrombegrenzungsgesetz Ende Januar.

ZEIT: Damals stimmten Teile der FDP gemeinsam mit der AfD für einen Unions-Antrag zur Begrenzung der Migration, darunter auch Sie, Frau Teuteberg. Andere aus Ihrer Partei stimmten dagegen oder blieben wie Sie, Herr Kuhle, der Abstimmung aus Protest fern und wurden dafür intern massiv angefeindet: Das sei »der Sargnagel« für die FDP gewesen.

Kuhle: Diese Abstimmung zum Grund des Scheiterns der FDP bei der Bundestagswahl zu machen, ist an den Haaren herbeigezogen. Die FDP lag zu dem Zeitpunkt in den Umfragen bereits seit vielen Monaten bei vier Prozent, und daran hat sich bis zur Wahl nichts mehr verändert. Diese Abstimmung hat dem Ansehen der bürgerlichen Parteien CDU, CSU und FDP enorm geschadet. Das Thema Migration lässt sich nicht mit den Stimmen einer Partei lösen, die die deutsche Erinnerungskultur und die deutsche Westbindung abwickeln will.

Teuteberg: Gerade weil ich die AfD realistisch sehe und die Lage so ernst ist, halte ich es für fatal, wenn sie immer wieder die Chance erhält, sich als vermeintlich alleinige Sachwalterin einer neuen Migrationspolitik zu inszenieren. Statt ein Zeichen der Handlungsfähigkeit aus der Mitte zu setzen, hat Rot-Grün die Skandalisierung vorgezogen. Zur Abstimmung: Mir geht es nicht darum, Haltungsnoten zu verteilen oder Vorwürfe zu machen. Ich hätte mir gewünscht, dass es gar nicht zu dieser Situation kommt.

Kuhle: Die Abstimmung im Januar war das erste Mal, dass die Stimmen der AfD entscheidend waren. Das war ein riesiger Propaganda-Erfolg für eine Partei, die explizit darauf abzielt, das deutsche Parteiensystem zu zerstören. Ich möchte, dass die FDP die Bedrohung des globalen Autoritarismus, der gerade nun einmal von rechts außen ausgeht, ernst nimmt und Ereignisse wie Ende Januar nicht einfach geschehen lässt.

ZEIT: Welchen Anteil hat Christian Lindner am Scheitern Ihrer Partei bei der Bundestagswahl?

Kuhle: Wir beide wären ohne Christian Lindners großes politisches Talent 2017 und 2021 wohl nicht in den Bundestag eingezogen. Nach der Niederlage hat er den Weg frei gemacht für eine personelle Neuauflistung. Das verdient Respekt. Wir lernen daraus, in der FDP-Führung künftig mehr auf eine personelle Bandbreite zu achten. Die Partei sollte sich nicht ausschließlich auf das Erfolgsmodell einer einzelnen Person verlassen. Ich würde mir auch wünschen, dass die FDP künftig besser in der Lage ist, gewisse inhaltliche und kommunikative Unterschiede auszuhalten.

Teuteberg: Es liegt doch auf der Hand: Wer eine Partei so prägt und großen Anteil an ihren Erfolgen hat, hat ihn auch an ihren Niederlagen. Wir sollten jetzt nach vorne schauen. Wir brauchen

eine Vielfalt der Profile und Themen. Debatten zu führen, statt ihnen auszuweichen, und weiter als bis zum nächsten Interview zu denken, ist Voraussetzung dafür, Relevanz und Vertrauen zurückzuerlangen.

Das Gespräch moderierten
Paul Middelhoff und
Stefan Schirmer



Linda Teuteberg, 44, war Generalsekretärin der FDP und sitzt auch heute noch im Bundesvorstand ihrer Partei



Konstantin Kuhle, 36, war Vize-Fraktionschef und Innen-Experte der FDP im Bundestag. Heute arbeitet er wieder als Rechtsanwalt

Titelthema: Die aufregendste Familie Deutschlands



Foto: Marieluise Waidhausen für DIE ZEIT

ZEITNAH

Olaf Scholz bricht sein Schweigen

Seit Anfang Mai ist Olaf Scholz nicht mehr Regierungschef, nun empfing er Tina Hildebrandt und Mark Schieritz gut gelaunt und äußerlich erholt zu seinem ersten Interview als Nichtmehrkanzler. Er sehe sich nicht als Rentner, der nun von der Bildfläche verschwindet, sagte Scholz. Eher als Altkanzler, der sich einmischt in die großen gesellschaftlichen Fragen

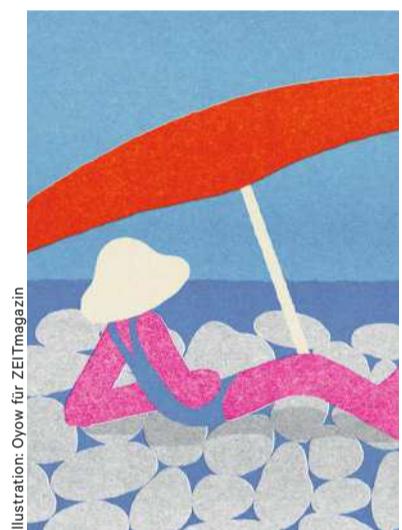
POLITIK, SEITE 2



Foto: Tony Luong für DIE ZEIT



Foto: Bastian Thiry für DIE ZEIT

ZEIT MAGAZIN
Ortskundig

Wer viel rumgekommen ist, kennt oft die wirklich zauberhaften Spots. Ob Model, Surferin, Flugbegleiterin oder Außenministerin – wir fragen viel gereiste Menschen nach ihren Lieblingsplätzen

MAGAZIN, SEITE 32

Der neue Harry Potter

Greg ist kein Zauberer, sondern ein normaler, fauler Junge. Aber auch »Gregs Tagebuch« wurde zu einem Welterfolg. Zu Besuch beim Autor, im Herzen seines Entertainment-Imperiums

DOSSIER, SEITE 13

Na, wo juckt der Pelz?

In der Nähe unseres Berliner Redaktionsgebäudes lebt neuerdings ein Fuchs. Unser Autor will mehr über ihn herausfinden – und sucht das Gespräch

ENTDECKEN, SEITE 57

IN DEN REGIONALAUSGABEN UND CHRIST & WELT

ZEIT im Osten Sven Schulze will in Sachsen-Anhalt die AfD stoppen. Im Interview spricht der CDU-Spitzenkandidat über fehlende Unbeschwertheit und das Wagnis von Ehrlichkeit im Wahlkampf **16**

Alles schaut auf AfD und CDU. Wie die anderen Parteien versuchen, im Wahlkampf nicht unterzugehen **VON MARTIN NEJEZCHLEBA UND CORNELIUS POLLMER 17**

ZEIT Schweiz Was kümmert uns die Welt? Zehn Jahre nach seinem Schweiz-Verriss fragt sich Lukas Bärffuss, ob sein Land

noch immer des Wahnsinns sei. Außerdem: wie andere Schriftsteller ihre Heimat sehen. Ein literarisches Spezial mit Fabio Andina, Martina Clavadetscher, Milena Moser, Nora Osagibare und Daniel de Roulet **16**

ZEIT Österreich Der Apolofalter ist nicht nur ein besonders schöner Schmetterling, sondern ein Seismograf für die Biodiversität der Alpen **von A. MÜLLER 16**

Alte Ressentiments, neues Futter für den Wahlkampf: der Polizeieinsatz am Persönmanhof und der Konflikt um die Kärntner Slowenen **von A. GOSSINGER 18**

Parov Stelar hat den Electro-Swing erfunden und mit Lady Gaga gearbeitet. Nun schreibt er über seine Erfahrungen mit Drogen und Depressionen. Ein Gespräch **32**

Christ & Welt Die Welt ist trostlos und schlecht? Zum Glück lässt sich unser Gehirn trainieren, mehr Freude zu empfinden **von SARAH KOLDEHOFF 16**

Bei einer Bundeswehrübung erschoss Heiko Bauder aus Verschen einen Kameraden. Wie lernt man, damit zu leben? **von CHRISTINA FLEISCHMANN 18**

ANZEIGEN IN
DIESER AUSGABE

Bildungsangebote und Stellenmarkt (ab Seite 41); Agenda Kultur: Museen, Kunstmärkte, Bühnen (Seite 55)

FRÜHER
INFORMIERT!

Die aktuellen Themen der ZEIT schon am Mittwoch im ZEIT-Brief, dem kostenlosen Newsletter www.zeit.de/brief

POLITIK

Olaf Scholz Der neue Altkanzler im Gespräch über das Scheitern der Ampel und seine Vision für Deutschland **2**

Linke Parteichefin Ines Schwardtner möchte mit dem Mamdani-Modell erfolgreich sein. Eine Reise nach New York **3**

VON FRITZ ZIMMERMANN

USA Zum ersten Mal seit der Wahl von Donald Trump haben die Demokraten haushoch Wählen gewonnen – und sich gleich wieder zerstritten **4**

VON ANNA SAUERBREY UND XIFAN YANG

SPD Die Partei demonstriert ihren beliebten Bürgermeister in Neukölln. Was dieser Fall über die Sozialdemokratie erzählt **von ROBERT PAUSCH 5**

Konservatismus Die politische Mitte muss den Kulturmampf beenden, findet Kulturstatsminister Wolfram Weimer **6**

Frankreich Zehn Jahre nach dem Anschlag in dem Club Bataclan: Wie islamistischer Terror die Republik verändert **von MATTHIAS KRUPA 8**

VON JOACHIM BITTNER

Satelliten China werde das globale Netz sabotieren, glaubt der irische Multi-millionär Declan Ganley. Deshalb baut er im Orbit ein neues **28**

VON JOCHEN BITTNER

Finanzen Mit ausgefeilten Tricks haben Kreditkarten-Betrüger offenbar Hunderte Millionen Euro erbeutet. Ein Insider erklärt, wie **29**

VON INGO MALCHER UND MARTIN STEINHAGEN

Wohnen Mietwucher eindämmen, Preisbremsen verschärfen – ist Regulierung allein die Lösung für ein Problem, das durch Knappheit am Markt verursacht wurde? **30**

VON MARCUS ROHWETTER

STREIT

Parteien Rechtsliberal oder linksliberal? Linda Teuteberg und Konstantin Kuhle streiten über die Zukunft der FDP **11**

VON KATRIN HÖRNLEIN

Kinderliteratur Mit »Gregs Tagebuch« erreicht Jeff Kinney Millionen junge Leser. Zu Besuch beim Autor des Weltbestsellers in den USA **13**

VON STEFANIE KARA

DOSSIER

Kinderliteratur Mit »Gregs Tagebuch« erreicht Jeff Kinney Millionen junge Leser. Zu Besuch beim Autor des Weltbestsellers in den USA **13**

VON STEFANIE KARA

VERBRECHEN

Meine Urteile (XXXX) Unser Gericht wird überschwemmt mit Fällen, in denen sich pädophile Männer wegen des Besitzes schrecklicher Bilder verantworten müssen **16**

VON THOMAS MELZER

Psychotherapie Vor seiner Flucht nach Deutschland hat Majdal Ismael im Irak Schreckliches erlebt. Hilfe fand er in einer speziellen Klinik **35**

VON TOM GATH UND LEON MECKLER

WIRTSCHAFT

Tech Der Milliardär Peter Thiel hat US-Vizepräsident JD Vance ins Amt gebracht und Donald Trump früh unterstützt. In exklusiven Runden erklärte er, wogegen er kämpfen will **19**

VON NICOLAS KILLIAN

Womit keiner rechnet Die Schweiz, das Vorzeigeland des Bahnverkehrs, bestellt neue Züge ausgerechnet in Deutschland **40**

VON MATTHIAS DAUM

Infografik Diktatoren **44**

VON TRISHA BALSTER

GESCHICHTE

Kapitalismus Der Globalhistoriker Sven Beckert im Gespräch über den Niedergang des Neoliberalismus und die Sehnsucht der Rechten nach dem 19. Jahrhundert **40**

VON PETER KÜMMEL

FEUILLETON

NS-Verbrecher Ein letzter Brief eines Sohnes an seinen Vater, den Täter **45**

VON NIKLAS FRANK

Kino Hanna Schygulla in »Yunan« **46**

VON KATJA NICODEMUS

Pop Der Rapper Haftbefehl bringt Reinhard Mey in die Charts **46**

VON HANNO RAUTERBERG

RUBRIKEN

Reise Eine Herbsttour auf der Route 100 durch Vermont **57**

VON PETER KÜMMEL

Entdeckt Das Krankenhaus-Inferno **66**

VON FRANCESCO GIAMMARCO

Gesundheit

Leserbriefe **17**

Stimmt's? **33**

Die Position **41**

Impressum **54**

Was mein Leben reicher macht **66**

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« unter www.zeit.de/vorgelesen

Die ZEIT inklusive aller Regional- und Wechselseiten finden Sie in der ZEIT-App oder im E-Paper.

ANZEIGE

Abonnieren
und 35%
sparen

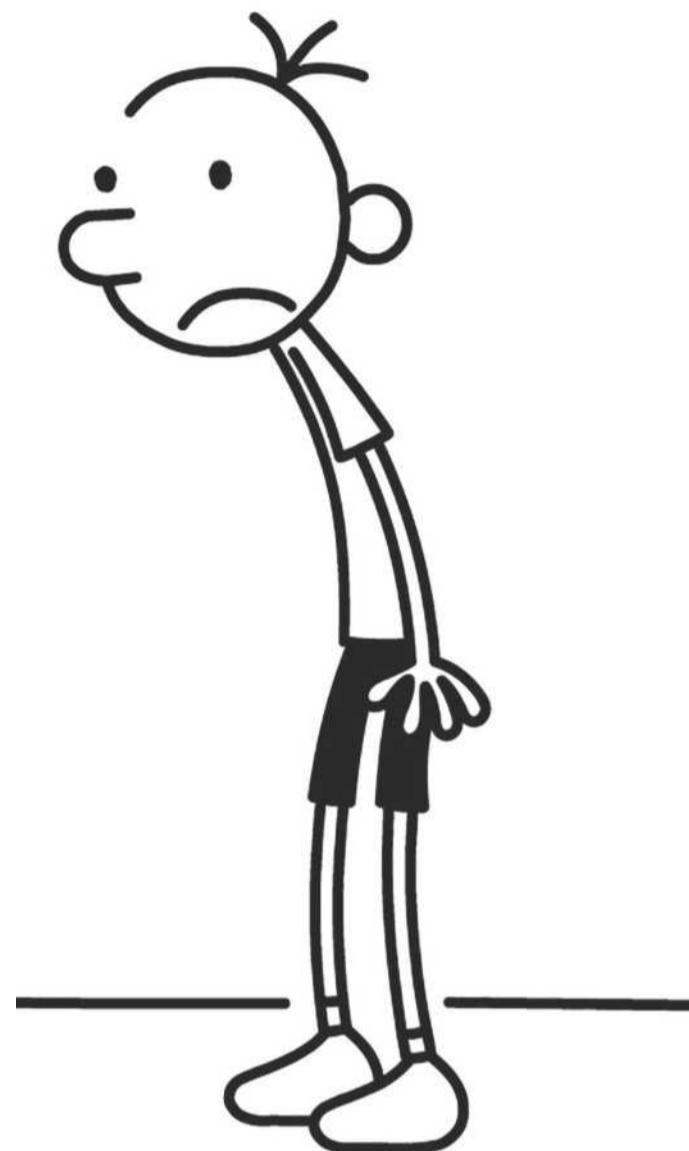
Gut investierte ZEIT.

Jetzt echten **Mehrwert** abonnieren – und auch noch **35 % sparen**. Erhalten Sie 13 Wochen lang beste Einordnung, Orientierung und Inspiration – gedruckt oder digital. Jederzeit monatlich kündbar. **Alle Abovorteile sichern:**

www.zeit.de/13wochen oder Tel. 040/422370 70*

*Bitte Bestellnummer angeben: 217028 - 217030 Digital 217029 Stud. Auflage: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

DOSSIER



Wie konnte dieses Weichei so ein Erfolg werden?

Mit einem nervigen Sechstklässler bringt Jeff Kinney Millionen Jungs zum Lesen.
Der Autor von »Gregs Tagebuch« sagt: Greg bin ich. Zu Besuch an dem Ort, der beide prägt VON KATRIN HÖRNLEIN

Wie groß *Gregs Tagebuch* werden würde, konnte sein Erfinder erstmals auf einem Parkplatz sehen. Im Januar 2009, der dritte Band der Kinderbuchreihe war gerade erschienen, kam Jeff Kinney mit seinem Lektor zu einer Signierstunde in eine Buchhandlung in der Nähe von New York. Kinney war Ende dreißig. Er hatte acht Jahre Arbeit in *Gregs Tagebuch* gesteckt und dafür schließlich seinen ersten Autorenvertrag erhalten, über zunächst drei Bände. Er wollte weitermachen, irgendwann vielleicht sogar vom Bücherschreiben leben können. Die ersten beiden Bände hatten sich ordentlich verkauft, nun kam alles auf den dritten an. Sollte der kein Erfolg werden, müsste Kinney wohl weiter als Programmierer für Online-Lernspiele arbeiten.

Kinney und der Lektor Charles Kochman sind an jenem Tag schon früh da. Sie warten in einem Büro hinter dem Buchladen darauf, dass es losgeht, ein Lieferdienst hat Pizza gebracht. Kinney hat schon Signierstunden erlebt, bei denen gerade mal ein einziges Kind um seine Unterschrift bat. Jetzt

sagt er zu seinem Lektor: »Auch wenn wir künftig keine Bücher mehr zusammen machen – ich bin wirklich dankbar. Das war eine tolle Zeit.«

An diese Sätze, sagt Kochman heute, erinnere er sich noch genau. Denn als Kinney kurz darauf die Tür zur Buchhandlung öffnete, war die voller Menschen. Im gesamten Verkaufsraum drängten sich Kinder mit ihren Eltern. Und auch der Parkplatz draußen war komplett voll. Bestimmt 2.000 Leute seien es gewesen, sagt Kinney: »Das war ein Schock für mich!« – »Es war total verrückt«, sagt Charles Kochman. Fassungslos habe er einen Mitarbeiter gefragt: »Sind die alle wegen Jeff hier?«

Das waren sie. Genauer gesagt, wegen der Figur, die Jeff Kinney sich ausgedacht hatte. Wegen Greg. Kinder, die vor Buchläden ausharren, weil sie die Autorin treffen oder als Erste den neuen Band ihrer Lieblingsreihe kaufen wollen – das kannte man seit dem weltweiten Erfolg von *Harry Potter* um die Jahrtausende. Und nun, zehn Jahre nach dem englischen Zauberschüler, war da dieser

Sechstklässler aus einer namenlosen Kleinstadt in den USA, der in seinem Tagebuch in Texten und Zeichnungen seinen Alltag festhält.

Anderthalb Jahrzehnte später, an einem Montagmorgen im Herbst 2025, blickt Jeff Kinney in Plainville, einem 10.000-Einwohner-Städtchen in Massachusetts, auf einen anderen Parkplatz. Oder auf das, was einmal ein Parkplatz werden soll.

Sein Parkplatz. Baufahrzeuge walzen dampfenden Asphalt auf den Boden. Kinney steht hinter einem Metallzaun im Lärm und schnuppert.

»Ich mag den Geruch und den Lärm auf Baustellen«, sagt er. Der Autor, heute 54 Jahre alt, lebt schon fast sein halbes Leben lang in Plainville. 2015 hat er an der alten Hauptstraße einen Buchladen eröffnet. Nun entsteht auf der Straßenseite gegenüber ein Biergarten, samt Parkplatz. »Ich liebe es, etwas zu bauen«, sagt Kinney. »Etwas, das für die nächsten Generationen bleibt.«

Man könnte diesen Mann mit Sonnenbrille in Hemd und Jeans, der ständig die Hand hebt und

Leute grüßt, für einen gut vernetzten Kleinunternehmer oder Lokalpolitiker halten. Dabei ist er einer der erfolgreichsten Kinderbuchautoren der Welt, der es sich locker leisten kann, das Zentrum seiner Heimatstadt umzugestalten. In einer guten Stunde wird Kinney seinem amerikanischen Verlag offiziell den Druckauftrag für den 20. Band von *Gregs Tagebuch* geben. Am 18. November wird der Jubiläumsband auch auf Deutsch erscheinen.

Greg ist in 70 Sprachen zu lesen, es gibt vier Kinofilme, eine Animationsfilmreihe, ein Musical. Die Bücher haben sich weltweit bislang 300 Millionen Mal verkauft. *Harry Potter* von J. K. Rowling kommt mit 600 Millionen Büchern zwar auf das Doppelte. Doch anders als Rowling schreibt Kinney immer noch weiter und weiter.

Rowlings Verdienst liegt darin, eine Geschichte für Kinder geschaffen zu haben, so magisch, komplex und fesselnd, dass auch Erwachsene sie lesen.

Fortsetzung auf S.14

Wie konnte dieses ... Fortsetzung von S. 13

Jeff Kinney ist etwas vielleicht noch Größeres gelungen: Er hat mit *Gregs Tagebuch* eine Art Superwaffe für Eltern, Bibliothekare und Grundschullehrerinnen erfunden, die Millionen Nicht-Leser zu Lesern gemacht hat. Vor allem Jungs, die lieber Computer spielen und eigentlich keine Lieblingsbücher haben, wurden zu Buchfans. Und das, obwohl Greg ursprünglich gar nicht für Kinder gedacht war.



Jeff Kinney stammt aus Fort Washington in der Nähe der amerikanischen Hauptstadt. Seine Mutter war Erziehungswissenschaftlerin, der Vater arbeitete als Militäranalyst für die Navy und das Pentagon – und er liebte Cartoons. Möchte er morgens in der *Washington Post* einen besonders, hängte er ihn für die Familie an den Kühlschrank. Jeff Kinney schaute als Kind nicht nur gern Bildgeschichten an, er zeichnete auch viel – und gut.

Als er später aufs College kommt, entwickelt er für die Unizeitung selbst einen Comic. An fünf Tagen in der Woche erzählt er darin vom Alltag eines Studenten, von Prüfungsstress, Mensaessen und anstrengenden Mitbewohnern. Kinney hat damit so großen Erfolg auf dem Campus, dass für ihn, der Informatik und Kriminologie studiert, feststeht: Ich werde Cartoonist.

Es gibt nur ein Problem. Kein Comicverlag nimmt ihn unter Vertrag. Von klein auf hat er immer nur Lob und Begeisterung für seine Zeichnungen eingesammelt, nun hört er: Du bist nicht gut genug.

Auch privat läuft es für Kinney nach der Uni zunächst bescheiden. Eine erste Ehe geht in die Brüche, er sitzt allein in Massachusetts und schlägt sich mit verschiedenen Jobs durch, beginnt schließlich digitale Lernspiele für eine Website zu entwickeln. Und dann, an einem Januartag im Jahr 1998, kritzelt er ein Strichmännchen in ein Notizbuch und hat eine Idee: Wenn er nicht gut genug ist für einen konventionellen Comic, könnte er dann nicht eine Geschichte erfinden, in der ein Kind erzählt und zeichnet? Das vermeintliche Tagebuch eines Zwölfjährigen, in dem sich Textblöcke mit Bildern abwechseln – ein Comicroman für ein erwachsenes Publikum, das wie Jeff Kinneys Vater Cartoons mag und sich gern an lustige Kindheitstage erinnert.

Kinney nimmt sich vor, die 70 Seiten seines Notizbuchs mit ersten Ideen zu füllen. Ein, zwei Monate wird er dafür brauchen, glaubt er. Es werden vier Jahre. Danach beginnt er, die Geschichte auszuarbeiten. Das dauert weitere vier Jahre.

Er lernt seine zweite Frau Julie kennen, der erste Sohn wird geboren, der zweite. Tagsüber arbeitet er für die Bildungswebsite, abends sitzt er zu Hause im Keller und schreibt und zeichnet an der Welt von Greg Heffley. Schließlich hat er eine erste Fassung fertig. Sie ist 1.300 Seiten lang.



Jeff Kinney an seinem Arbeitsplatz in Plainville bei Boston

Mit einem Auszug von 30 Seiten – und mit der Hoffnung: Vielleicht klappt es ja diesmal, vielleicht nimmt mich ja diesmal jemand unter Vertrag! – fährt er zu einer Messe für Comicbücher nach New York. Charles Kochman, der Lektor, erinnert sich daran, wie er am kleinen Stand seines Verlags saß, als dieser junge Mann auf ihn zukam und ihm sein Exposé in die Hand drückte. »Man trifft auf diesen Messen viele solcher Bewerber. Aber an Jeff war irgend etwas Besonderes. Ich schaute mir das Exposé an und sagte sofort zu ihm: Das ist genau das, wonach ich gesucht habe.«

Als Kochman *Gregs Tagebuch* später im Verlag vorstellt, teilt dort allerdings niemand seine Begeisterung: Mit diesen Strichmännchen könne kein Erwachsener etwas anfangen, schon gar nicht auf so vielen Seiten. Der Verleger und zwei Kollegen aus der Kinderbuchabteilung schlagen vor, Kinneys Arbeit in einen Comicroman für Acht- bis Zwölfjährige zu verwandeln. Das Rohmaterial soll auf drei Bände verteilt werden. »Ich rief Jeff an und sagte, ich hätte eine gute und eine schlechte Nachricht«, erzählt Kochman. »Wir nehmen dich unter Vertrag. Aber wir werden kein 1.000-Seiten-Buch hinkriegen. Und es soll für Kinder sein.«

Im ersten Band, *Von Idioten umzingelt*, beklagt sich Greg zu Beginn, seine Mutter habe ihm dieses Tagebuch besorgt. Dabei habe er ihr doch »EXTRA gesagt, nichts zu kaufen, auf dem ›Tagebuch‹ steht.« Seine Gefühle oder anderen Quatsch werde er sicher nicht festhalten. Dies hier seien seine Memoiren: »Ich mache das alles überhaupt nur deswegen, weil ich später, wenn ich reich und berühmt bin, sicher was Besseres zu tun haben werde, als den ganzen Tag lang dämliche Fragen zu beantworten.«

Vieles, was Greg erlebe, beruhe auf seinen eigenen Kindheitserinnerungen, sagt Jeff Kinney. Die Familie Heffley sei eine Extremvariante seiner Familie. Greg habe seine negativen Seiten in übertriebener Form.

Anders als der mutige und heldenhafte Harry Potter taugt Greg Heffley nicht zum Vorbild – was sich schon in seiner Silhouette zeigt: ein schmales Büschchen, gebogen wie eine Banane. Der Originaltitel lautet *Diary of a Wimpy Kid*, »Tagebuch eines Weicheis«. Greg besitzt so wenig Körperspannung, wie er eine innere Haltung hat. Er notiert: »Ehrlich gesagt war ich schon immer mehr der häusliche Typ.« Er träumt zwar vom Ruhm, weiß aber, dass er in der Schule am besten fährt, wenn er in der Menge mitschwimmt und nicht weiter auffällt. Leider kommen ihm ständig andere dazwischen. Seine Mom, die plötzlich als Ersatzlehrerin im Klassenzimmer auftaucht. Seine Lehrerin, die ihn im Schultheaterstück als singenden Baum auftreten lässt. Sein bester Freund Rupert, der in seiner kindlichen Naivität die Coolness-Codes der Mitschüler nicht durchschaut. So peinlich. Rupert Greg oft ist, so praktisch ist der Freund für ihn. Zum Beispiel wenn Gregs Vater seinem Sohn mal wieder das Computerspielen verbietet und ihn stattdessen zum Sport vor die Tür jagt. Greg geht zu Rupert, zockt dort weiter – und läuft auf dem Rückweg unter einem Rasensprenger durch, um seinem Dad den durchgeschwitzten Athleten vorzugaukeln. »Ich bin jetzt schon einer der besten Menschen, die ich kenne«, schreibt Greg. Nur leider hat das außer ihm niemand bemerkt.

Greg ist, kurz gesagt, ein Antiheld. Ein absolut durchschnittlicher Junge mit alltäglichen Sorgen und Problemen. Ein ewig Zwölfjähriger, der sich verkannt und ungerecht behandelt fühlt, während er selbst gern mal anderen die Schuld in die Schuhe schiebt. Einer, der vom großen Bruder geärgert wird und zum Ausgleich den kleinen Bruder piseckt – wie sein Schöpfer als Kind.

Viele finden sich auch deshalb so viele Jungen in Greg wieder, weil sie selbst heutzutage oft zu Sorgenkindern erklärt werden. Lauter als Mädchen, schwieriger, weniger strebsam, schlechter in der Schule. Seit Jahren schlagen Bildungsforscher Alarm: Die Lesekompetenzen sinken – und die Jungen schneiden deutlich schlechter ab als die Mädchen. Seinem Heimatland, den USA, attestiert Jeff Kinney sogar eine »Alphabetisierungskrise«. Und die macht er auch in *Gregs Tagebuch* zum Thema. Gregs Mutter drängt ihren Sohn ständig dazu, endlich mal ein Buch zu lesen: »Gestern hat Mom mir einen Vortrag gehalten, dass Jungs in meinem Alter zu viel Videospiele spielen und zu viele brutale Filme angucken, weil wir alle nicht wissen, was WIRKLICH gute Unterhaltung ist.« Es kommt für Greg noch schlimmer. Seine Mutter gründet einen Buchclub für die Jungen in der Nachbarschaft, er heißt »Lesen macht Spaß«. Greg: »Ich hab Mom angefleht, aber sie blieb knallhart.«

Ob Gregs Mutter den Jungs wohl *Gregs Tagebuch* zum Lesen geben würde? Kinney und sein Verlag jedenfalls werden überflutet von Zuschriften: Danke, dass Sie mein Kind zum Lesen gebracht haben! »Das ist schmeichelhaft, und ich bin darauf sehr stolz«, sagt Kinney. Andererseits ist es in seinen Augen absolut nahe liegend, für Leseanfänger Bücher mit hohem Bildanteil zu machen. Die Cartoon-Passagen in *Gregs Tagebuch* sieht Kinney als Inseln im Textmeer, auf die ein Zehnjähriger zuschwimmen kann. Hat er die rettende Insel erreicht, wird er dort für die Anstrengung belohnt: mit einem Witz.

Was gefällt dir an den *Greg*-Büchern? Kinder geben auf diese Frage fast immer dieselbe Antwort: »Dass sie so lustig sind!«

Wenn Greg sich beim Picknick am Strand vor gefräßigen Möwen in Sicherheit bringen muss, sieht man ihn danach mampfend in einer öffentlichen Toilette – »nicht unbedingt das

beste Esserlebnis aller Zeiten«. Wenn er mit seiner Halloween-Beute nach Hause kommt, wartet sein Vater dort mit einer Mülltonne voller Wasser, das er nervenden Teenagern über den Kopf kippen will. Es trifft natürlich Greg – zu retten sind nur ein paar Minzbonbons in Stanniolpapier. Und wenn sein Freund Rupert einen peinlichen Kindergeburtstag im Einkaufszentrum feiert, versteckt Greg sich im Bällebad – zusammen mit einem kleinen Kind, das bei der Party davor vergessen wurde.

Mehr als 1.000 Witze braucht er für einen Band, sagt Jeff Kinney. In der Anfangszeit habe er sich eine Decke über den Kopf gezogen und darauf gewartet, dass ihm ein Gag einfällt. Irrendwann schenkte seine Frau ihm ein Fahrrad. Er sollte nicht in der Bude hocken, sondern sich bewegen. Kinney setzte sich tatsächlich aufs Rad, sagt er, allerdings fuhr er damit nur in der Auffahrt im Kreis und starnte auf den Boden. An manchen Tagen seien ihm zwanzig Witze eingefallen, an anderen null.

Inzwischen arbeitet er professioneller, trotzdem sind die Bücher, die so schnell und locker hingeschrieben wirken, für Kinney immer aufs Neue ein Kampf. Jedes Jahr folgt einem ähnlichen Arbeitsrhythmus, und je näher die Deadline rückt, desto anstrengender wird es. Zuerst überlegt er sich das Thema, dann den Titel und ein Covermotiv. Im Frühjahr sammelt er etwa drei Monate lang Witze und schreibt dann die sogenannte Outline, den Handlungsbogen. Danach kommen die Textteile, für die er etwa einen Monat braucht. Anfang Juli schickt Kinney seinem Lektor Charles Kochman eine erste, noch bilderlose Fassung. Was die Cartoons zeigen sollen, beschreibt er mit Worten. Kochman versieht das Manuskript mit Smileys, einen für jeden Gag, der ihm zum Lachen bringt.

Am Ende sitzt Kinney zwei Monate lang am Zeichentisch, jeden Tag bis zu 16 Stunden. Ein Schlussprint in Marathonlänge, Sommer um Sommer, bis Ende September. »Ich kann in dieser Zeit nichts anderes tun, als zu zeichnen. Das ist wirklich hart, physisch hart.«



Das Arbeitsstudio von Jeff Kinney ist Hunderte Quadratmeter groß und liegt im Dachgeschoss seiner Buchhandlung in Plainville. Man fühlt sich darin wie in einem *Greg*-Museum oder dem Spielzimmer eines großen Jungen. Von der Decke im Eingangsbereich hängen riesige fliegende Gregs, es gibt einen Videospielautomaten mit Gregs fiktivem Lieblingscomputerspiel und eine Sitzgruppe, beleuchtet von Lampen, die in ein Schlagzeug eingelassen sind. Zu Ehren von »Folle Vindl«, der Band von Gregs großem Bruder.

Ein Teil der Etage ist als Büro abgetrennt, in der Mitte steht Kinneys Schreibtisch, um ihn herum weitere Arbeitsplätze. Hier sitzen die vier Mitarbeiterinnen, die Jeff Kinney unabhängig von seinen Verlagen angestellt hat. Sie tun, was Mitarbeiterinnen eines Erfolgsautors eben tun, sie planen Termine, koordinieren Presseanfragen, bespielen Kinneys Social-Media-Kanäle und die Homepage, klären Merchandise-Fragen und beantworten Fanpost. Doch zum Ende eines jeden Jahres verwandeln sie sich in Schauspielerinnen der großen *Greg*-Show.

Die Zeiten der Signierstunden in Buchhandlungen sind lange vorbei, Kinney fühlt inzwischen Hallen rund um die Welt. 38 Länder hat er mit *Gregs Tagebuch* besucht, auf einem Bildschirm neben seinem Schreibtisch läuft in Dauer schleife ein Film seiner Reisen: Kinney am Big Ben in London, in der Hagia Sophia in Istanbul, auf dem Roten Platz in Moskau und immer wieder an verschiedenen Orten in Deutschland. Hierher wurde die erste Auslands Lizenz verkauft, hier allein liegt die Gesamtauflage der *Greg*-Bücher bei 20 Millionen.

Bei seinen Auftritten bietet Kinney den Kindern einen Mix aus interaktiver Spielshow und Theaterstück, passend zum Thema des jeweiligen Bandes. Einfach schreiben, zeichnen und ein Buch in die Welt setzen reicht heute nicht, findet Kinney. »Als Kinderbuchautor musst du auch Entertainer sein. Sonst verlierst du gegen das Smartphone.« Seine Mitarbeiterinnen machen mit. Sie haben schon die strenge Bibliothekarin gespielt und sind als Bauarbeiterin im Dixi-Klo verschwunden.

Was der Chef für die kommende Tournee plant, weiß sein Team an diesem Tag im Frühherbst, an dem der Jubiläumsband in Druck geht, bisher nur grob: Im neuen Buch, *Bock auf Party*, hat Greg Geburtstag und glaubt, seine Eltern würden eine große Überraschungsparty für ihn planen. Tatsächlich aber haben sie den Geburtstag vergessen. Um das wieder gutzumachen, wollen sie ihm eine besondere tolle Feier bieten – und die will Kinney auf die Bühne bringen. Das Skript für die Show hat er vor zwei Tagen im Flugzeug geschrieben. In fünf Wochen will er darin auf der Bühne stehen, die Zeit drängt, der Terminkalender ist voll. Eine Stunde ist für die Tournee-Besprechung geblockt, eilig versammeln sich die Mitarbeiterinnen mit ihren Laptops.

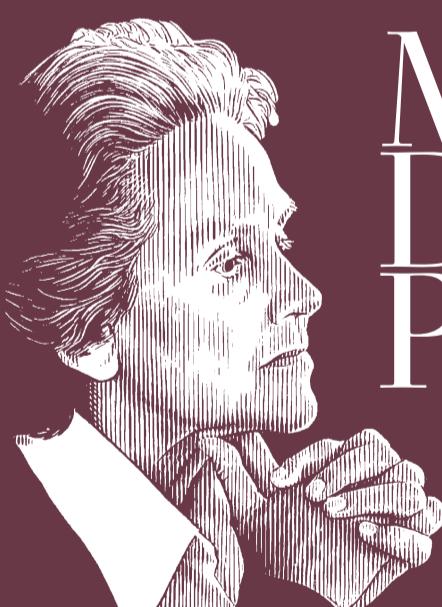
In irrwitzigem Tempo liest Kinney vor, wie er sich die einstündige Show vorstellt – was er selbst sagen will, wer wann auftreten soll und was er sich für Requisiten wünscht. Eine Mitarbeiterin schleppt eine Holzkiste voller Zitronen herein, die man für ein Spiel verwenden könnte. Eine andere wirft den Bauplan einer überdimensionalen Torte an die Wand.

Vorsichtiger Hinweis aus dem Team: Eine menschengroße Piñata, eine Pappmaché-Figur

Das Schwierigste sind die Witze. Pro Band braucht er mehr als 1.000

MARION DÖNHOFF PREIS 2025

FÜR INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG UND VERSÖHNUNG



SONNTAG, 30. NOVEMBER 2025 · 11.00 UHR
DEUTSCHES SCHAUSPIELHAUS · HAMBURG

Seien Sie dabei, wenn das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) und der Verein **EinDollarBrille e. V.** am 30. November mit dem Marion-Dönhoff-Preis für internationale Verständigung und Versöhnung ausgezeichnet werden. Das IKRK wird für seine herausragenden Verdienste als Wächter über das humanitäre Völkerrecht ausgezeichnet. Der Verein **EinDollarBrille e. V.** erhält den Preis für dessen Einsatz für ein selbstbestimmtes Leben von Menschen mit Sehschwächen. Journalistin und »Tagesschau«-Sprecherin Julia-Niharika Sen moderiert die Veranstaltung. Nach der Preisverleihung laden wir alle Gäste zu einem Sektempfang im Deutschen Schauspielhaus ein.



Anmeldung unter:
www.marion-doenhoff-preis.de

Jetzt
Tickets
sichern

Foto: Aufnahme Nein für DIE ZEIT

Illustration Anatoliy Pickmann



ZEIT
STIFTUNG
BUERIUS

Dönhoff
Amarillo Studio

Medienpartner:

NDR Info

Eine Veranstaltung von:

DIE ZEIT

für Süßigkeiten, die auch noch die Flucht ergriffen soll, sei vielleicht schwer zu beschaffen. Kinneys Antwort: »Ich bin zuversichtlich, dass wir das hinkriegen.« Im vergangenen Jahr wollte er eine Ratte, die über die Bühne rollt. Weil kein passendes Spielzeug zu finden war, bestellte das Team ein ausgestopftes Tier und bastelte ein Fahrwerk darunter.

Es ist eindeutig, wer hier das Sagen hat. Doch Kinney will auch die Meinung der anderen hören: Ist eine Furz-Polizei witzig? Wollen wir eine echte Tortenschlacht auf der Bühne? Ist es zu viel, wenn eine enttäuschte Influencer-Mom die Bühne stürmt? Und muss für die vielen Ballons eigentlich ein Heliumtank in den Tourbus?

In diesem Van chauffiert Kinney das Team jetzt erst mal zum Mittagessen. Er ist schon im Stil des nächsten Buchcovers beklebt: viel pink, Konfetti und ein Greg mit Partyhut. Früher hätten sie für den amerikanischen Teil der Tournee immer einen Van mit Fahrer gebucht, erzählt Kinney, während er durch Plainville fährt. Da habe er nach jedem Auftritt inmitten seines aufgekratzten Teams hocken müssen, was er gar nicht gemocht habe. Deshalb habe er diesen Kleinbus gekauft. Jetzt könnte er selbst am Steuer sitzen und sich von dem Gegiggel auf den hinteren Plätzen abschotten. »Ich bin nämlich eigentlich introvertiert«, sagt er beim Aussteigen vor dem Restaurant.

»Introvertiert? So ein Quatsch!«, widerspricht Kinneys Frau Julie, die mit zum Lunch gekommen ist. »Jeff ist ein Entertainer. Schon bevor unsere Söhne geboren wurden, hat er bei Familienfeiern immer alle Nichten und Neffen um sich versammelt. Ihr Mann lässt das so stehen und sagt: »Wir sind in allem das komplette Gegenteil. Zum Glück haben wir uns kennengelernt, bevor Dating-Apps aufkamen. Ein Onlineportal hätte uns nie gemacht.«

Julie Kinney ist eine zierliche Frau, halblange braune Haare, offenes Lächeln, man kommt leicht mit ihr ins Gespräch. Sie führt gemeinsam mit ihrem Mann den Buchladen, doch wenn es um Greg geht, bleibt sie im Hintergrund. Sie lese einen neuen Band immer erst, wenn er gedruckt ist, sagt sie. Während ihr Mann zum Bestsellerautor wurde und ständig in der Welt unterwegs war, zog sie in Plainville die beiden Söhne groß. »Aber Jeff hat immer versucht, am Familienleben teilzuhaben, auch wenn er weg war.«

Was sie meint, konnte man in den vergangenen Jahren bei Kinneys Besuchen in Deutschland beobachten. Manchmal stand er ein wenig abseits und sagte: »Entschuldigt mich kurz, ich rufe eben meine Frau an.« Oder er griff beim Abendessen in einem schicken Restaurant zum Handy, um der Familie Basketballtickets zu mailen. Einmal hielt er nach einer Show das Smartphone hoch, von dessen Bildschirm einer seiner Söhne pflichtschuldig in die Runde winkte.

Jetzt, beim Mittagessen mit seiner Frau und seinem Team, tut Kinney etwas, wofür er bei denen, die ihn gut kennen, berüchtigt ist: Er stellt Fragen, mit denen er alle unterhält und aus der Reserve lockt. Wenn jemand, den du wirklich toll findest, im Restaurant plötzlich die nackten Füße auf den Tisch legt – ist das ein Beziehungsskiller? Hätte ein Typ eine Chance bei dir, der ein Rattenschwänzchen hinten im Nacken trägt? Und wenn er sagen würde, er trage es in Erinnerung an seine geliebte Großmutter?

Kinney lacht über die ratlosen Blicke am Tisch, kann aber auch über sich selbst lachen. Auf seine Frage, was jeder in der Runde erst kürzlich gelernt habe, sagt er, als er an der Reihe ist: »wie ein Nagelknipser funktioniert«. Er spielt vor, wie er sein Leben lang an dem kleinen Ding gescheitert ist, weil er nicht gewusst habe, dass man den einen Flügel des Knipers umklappen muss, sodass ein Hebel entsteht. »Das habe ich erst neulich in einem Online-Erklärvideo gesehen«, sagt Kinney und klingt, als habe er ein Mysterium aufgeklärt.

Julie Kinney: »Das hättest du früher haben können. Wenn du mal zugesehen hättest, wie ich unseren Jungs jahrelang die Nägel geschnitten habe.«

In einem Interview hat der Lektor Charles Kochman, der inzwischen Kinneys enger Freund ist, ihn einmal *charmingly awkward* genannt, auf charmante Weise unbeholfen. »Ich glaube, Jeff nimmt mir das bis heute krumm«, erzählt Kochman, »aber ich habe es gar nicht abwertend gemeint. Vor allem finde ich die Beschreibung immer noch passend.« Er zieht Kinney manchmal damit auf, dass der so viele Fragen stellt. »Als habe er etwas darüber gelesen, wie sich Menschen verhalten. Aber so ganz bekommt er es noch nicht hin.«

In seiner Erinnerung hat Jeff Kinney sich als Kind oft wie ein Außenseiter gefühlt; einer, der am Rand steht und die anderen beobachtet. In der Schule habe er sich nur schwer konzentrieren können. Die Lehrer ließen ihn während des Unterrichts zeichnen, weil er dabei zur Ruhe kam und besser zuhören konnte. Heute spricht er offen über seine Aufmerksamkeitsdefizitstörung. Was ihm hilft: viel zu tun zu haben. Es gibt Tage, an denen er sich nach Interviews, Begegnungen mit Fans, einer Bühnenshow und einem späten Abendessen um 23 Uhr ins Hotel verabschiedet, um sich von dort in ein Tonstudio auf der anderen Seite des Atlantiks zu schalten und bei den Sprachaufnahmen für einen neuen *Greg*-Animationsfilm zuzuhören.

In seinem Büro hängen drei gerahmte Fotos an der Wand. Zwei zeigen ihn und seine Familie bei Besuchen im Weißen Haus, einmal mit Joe und Jill Biden, einmal mit der Obama-Familie. »Seine Töchter waren *Greg*-Fans«, sagt Kinney, »das war cool!« Auf dem dritten Foto überreicht ein Geistlicher Papst Franziskus *Commentarii de Inepio Pueri* – die lateinische Fassung des *Diary*

of a Wimpy Kid. »Das erste Exemplar ging an den Papst«, sagt der Katholik Kinney stolz.

Nach 18 Jahren und 20 Bänden *Gregs Tagebuch*: Bedauert er etwas, wenn er zurückblickt? »Ja. Dass Greg mir sehr viel Zeit mit meiner Familie gestohlen hat. Darüber denke ich viel nach. Und ich bereue all die Momente, die ich verpasst habe.«



Jeff Kinney hat einen wiederkehrenden Traum: Er kann fliegen, aber nur kniehoch. Und er paddelt dabei, als würde er in der Luft kraulschwimmen, kommt aber kaum voran. Auf die Frage eines Mädchens, wie es sich anfühle, berühmt zu sein, antwortete er vor einigen Jahren: »Ich wohne in einer kleinen Stadt in den USA. Dort interessiert sich niemand für *Gregs Tagebuch*.«

Plainville, was man wörtlich mit »schmucklose Stadt« übersetzen könnte, sei der perfekt langweilige Ort für einen Autor wie Jeff, sagt der Lektor Charles Kochman: »Er wird dort durch nichts von seiner kreativen Arbeit abgelenkt.« Kochman, der in New York lebt, findet Kinneys Heimat auf rührende Art aus der Zeit gefallen; eine amerikanische Kleinstadt, wie man sie aus alten Filmen kennt.

Tatsächlich ist vieles hübsch und friedlich in Plainville. Sonntags ist die United Methodist Church gut gefüllt, und auf dem Sportplatz feiern Eltern auf Campingstühlen ihre Kinder beim Fußball an. Hinter einem Spielplatz muss man nur über eine zugewachsene Brücke gehen, die einen Fluss kreuzt, schon steht man unter duftenden Nadelbäumen. In den hügeligen Seitenstraßen stehen Holzhäuser in bunten Farben. Greg habe eine Kindheit, von der viele träumten, sagt Jeff Kinney: »Er lebt an einem Ort, wo man frei durch die Nachbarschaft streifen und aufs Fahrrad steigen kann. Es ist eigentlich eine altmodische Kindheit.« In den Straßen von Plainville kann man sich vorstellen, dass es sie hier noch gibt.

Als Kinneys Söhne von der Grundschule auf die weiterführende Schule in der Nachbarstadt wechselten, erfuhr er allerdings, dass Plainville der Underdog in der Gegend war. Die Kinder aus den anderen Orten guckten auf das Städtchen herab, erzählt Kinney. So adrett die Wohnviertel sind – Plainvilles alte Hauptstraße, die South Street, war in die Jahre gekommen.

Viele Städte in Massachusetts haben eine ähnliche Geschichte. Sie waren einst um eine Industrie herumgewachsen, die sich verlagerte oder ausstarb. Die Menschen blieben, arbeiten aber inzwischen woanders und kaufen in den großen Malls ein, während die Innenstädte verfallen.

Eine Art Mahnmal dieser Entwicklung war in Plainville der Falk's Market aus den 1850ern, früher ein Gemischtwarenladen und Treffpunkt für die Menschen des Ortes. Lange Jahre stand das Holzgebäude leer. Kinney kaufte es 2013. Bis auf eine Tür war nichts mehr zu retten, erzählt er, also riss er das Gebäude ab und baute für seinen Buchladen An Unlikely Story ein neues, das wie ein altes aussieht. Für eine authentisch-abgewetzte Anmutung ließ er die Ziegelsteine sogar in einer Art Waschmaschine schleudern.

Heute können die Menschen sich im Café seines Buchladens und ab dem nächsten Frühjahr auch in seinem Biergarten auf der anderen Straßenseite treffen. Inzwischen hat Kinney sein Business sogar auf die gesamte Kreuzung South Street/Bacon Street ausgeweitet. Alle vier Grundstücke gehören ihm. Irgendwann sollen hier noch ein Park mit einer Eventbühne und ein Restaurant entstehen.

Man könnte die Kreuzung »Kinney Corner« nennen. Kinney spricht vom »Plainville Square«. Sein Engagement gefällt nicht allen in der Stadt, hört man, wenn man sich in Don's Diner, einem Frühstücks- und Lunchlokal ein paar Häuser die Straße runter, an den Tresen setzt. »Ich sage den Leuten immer: Seid froh, was Jeff hier baut! Das ist gut für unsere Stadt«, sagt der Kellner. »Aber es gibt immer welche, die sich mit Veränderungen schwertun.«

Jeff Kinney selbst sagt: »Niemand hat hier nach einem Buchladen verlangt. Und wir sind nach zehn Jahren noch nicht profitabel.« Ihm geht es um etwas anderes: Sein »Plainville Square« solle ein Ort werden, an dem Gemeinschaft gelebt werden kann. An dem Menschen miteinander ins Gespräch kommen, auch wenn sie unterschiedlicher Meinung sind.

Natürlich ist Kinney ein Geschäftsmann. Bei jeder Anfrage zu *Greg* oder neuen Kooperationen wird genau geprüft, ob dadurch höhere Buchverkäufe zu erwarten sind. Sein Team staunt noch immer über eine chinesische Bloggerin, die kürzlich in einem Livestream mit Kinney 150.000 Bücher umsetzte, in einer Stunde. Solange *Greg* genug Geld einbringt, scheint der Autor gewillt, es für andere Dinge auszugeben.

Viele, die schon lange mit ihm arbeiten, sagen: In Greg steckt nicht nur viel von Jeff, Greg ist Jeff. Nur gibt es eben noch diesen anderen, den erwachsenen Jeff Kinney. Den, der bei einer Rede vor der Abschlussklasse seiner alten Universität in Maryland sagt, nicht die Studierenden könnten etwas von ihm lernen, vielmehr hätten sie seiner Generation so viel beigebracht – über mentale Gesundheit, strukturellen Rassismus, Genderidentitäten und die Klimakrise.

Den, der in Tansania Brunnen bohren und Basketballplätze bauen lässt, ohne groß darüber zu sprechen.

Der hinter der Bühne die Nachrichten verfolgt und sich fragt, ob er jemals wieder nach Russland

DOSSIER



Eine Seite aus dem neuen Band von »Gregs Tagebuch«

reisen wird – und ob er wohl bald als US-Bürger in der Welt Schwierigkeiten bekommt.

Wenn er wie in diesem Herbst mit einem neuen Buch in Fernsehstudios sitzt, spricht er immer wieder darüber, wie wichtig es ihm ist, dass Kinder lesen. In seinem Buchladen achtet er darauf, dass in den Regalen Werke möglichst diverser Autoren stehen. Greg lässt er in Dialekte und Sprachen von Minderheiten übersetzen, etwa ins Samische.

Er kritisiert die Regierung Trump nicht öffentlich, aber er spendet Geld an Bibliotheken und unterstützt Lehrer, die gegen Zensurversuche kämpfen.

So wie er mit der Greg-Idee durch die Hintertür zum Comiczeichner wurde, so ist Jeff Kinney auf eine leise Art politisch. »Ich sehe meine Bücher als eine Art Schutzschild, auf den die Kinder sich verlassen können«, sagt er. »Eine Zeichentrickfigur bleibt immer gleich. Sie steht für Verlässlichkeit. Angesichts der Situation in den USA ist es mir wichtiger denn je, Kindern so etwas zu geben. Ich möchte, dass meine Figuren und Geschichten diese politische Ära überdauern.«

2009 sagte er der *New York Times*, jeder gute Cartoonzeichner wisse, wann er aufhören sollte, und fand die Vorstellung, dass ein 60-Jähriger aus der Perspektive eines Sechstklässlers schreibt, »creepy«. Heute, mit Mitte fünfzig, ist kein *Greg*-Ende in Sicht. Es wachsen ja auch ständig leseunwillige Jungs heran, die zu Lesern werden sollen.

Seine beiden eigenen Söhne, heute Anfang zwanzig, waren nie große *Greg*-Fans. Wie so viele Kinder fanden sie ihren Vater oft eher peinlich, sagt Kinney. Doch einen besonderen Moment gab es, einmal im Jahr: Immer wenn ein neuer Band fertig war, kuschelte er sich mit ihnen ins Bett und las ihnen vor.

Vorletzen Sommer allerdings fiel Jeff Kinney auf, dass seine Söhne nie einfach so zum Spaß ein Buch in die Hand nahmen – und bot den beiden für jedes gelesene Buch ein Honorar. »Der Jüngere machte einen Vollzeitjob draus«, sagt Kinney. »Er las 20 Bücher in fünf Wochen, Klassiker wie Orwells 1984, irgendwelche deutschen Philosophen aus dem Jahr 1924. Plötzlich, sagt der Bestsellerautor, sei sein Sohn zur interessantesten Person im Haus geworden.

HINTER DER GESCHICHTE

Unsere Autorin leitet bei der ZEIT das Ressort »Junge Leser« und ist unter anderem verantwortlich für Kinder- und Jugendliteratur. Sie lernte Jeff Kinney 2012 kennen und traf ihn seitdem immer wieder. Für dieses Dossier besuchte sie ihn in seiner Heimatstadt in den USA.

Transparenzhinweis: Für ZEIT LEO, das Kindermagazin der ZEIT, zeichnet Jeff Kinney von der gerade erschienenen Ausgabe an exklusiv eine Kolumne.

ANZEIGE



MEHR MIT WENIGER: STRATEGIEN FÜR ZUKUNFTSINVESTITIONEN IN KNAPPEN ZEITEN

99. ZEIT FORUM WISSENSCHAFT

2. DEZEMBER 2025 · BERLIN · 18.00 UHR



Das 99. ZEIT FORUM Wissenschaft »Mehr mit weniger: Strategien für Zukunftsinvestitionen in knappen Zeiten« diskutiert die steigenden finanziellen Herausforderungen Deutschlands und Europas, denn richtungsweisende Investitionen sind unverzichtbar: in nachhaltige Wettbewerbsfähigkeit, sozialen Zusammenhalt und Klimaneutralität.

Wie setzen Politik, Unternehmen und Wissenschaft unter neuen Rahmenbedingungen Prioritäten? Wie können sie ihre Rollen neu denken, um gemeinsam zukunftsfähige Lösungen zu finanzieren?

Diese und weitere Fragen diskutieren Andreas Sentker, Geschäftsführender Redakteur der ZEIT, und Ralf Krauter, Redakteur »Forschung aktuell«, Deutschlandfunk, mit Expertinnen und Experten.

Die Teilnahme ist kostenlos. Um Anmeldung wird gebeten.

Melden Sie sich jetzt an! www.zeitforumwissenschaft.de

Veranstalter: DIE ZEIT

ZEIT STIFTUNG
BUCHERIUS

In Kooperation mit:

Deutschlandfunk

Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Wir müssen es uns anschauen

Meine Urteile (Folge 40):
Unser Gericht wird mit Fällen überschwemmt, in denen sich pädophile Männer wegen des Besitzes schrecklichster Bilder verantworten müssen

von Thomas Melzer



Allein bei dem Angeklagten F fanden sich auf seinen Handys und den Tablets mehr als tausend Bild- und Videodateien

Das Schlimmste, wähnen manche Angeklagte bei Verhandlungsbeginn, haben sie schon hinter sich. Jahr zuvor klingelte die Polizei an der Wohnungstür. Auf dem richterlichen Durchsuchungsbefehl stand: »Verdacht auf Besitz von Kinderpornografie«. Bei dem Angeklagten A, 34, damals Offizier der Bundeswehr, war nur die Ehefrau zu Hause. Als gleichzeitig die Feldjäger seine Kaserne betrat, wurde ihm das Handy abgenommen. Sein Vorgesetzter habe ihm strikte Vertraulichkeit zugesichert, erzählt A. Doch schon am nächsten Tag grüßten die Soldaten nicht mehr. Der Angeklagte B, 47, Verkäufer in einem Supermarkt, lebt mit den Eltern in einer Wohnung. Seine Mutter, so berichtet er, sei zusammengebrochen, »mein Vater hätte mich am liebsten verprügelt«. Den Angeklagten C fragten die Dorfnachbarn, warum die Polizei so lange in seinem Haus gewesen sei.

Aber die Angeklagten irren in ihrer Annahme, das Schlimmste sei schon vorbei. Sie rechnen mit einem kurzen Prozess, denn immer in diesen Verfahren sind sie geständig. Noch nie habe ich es anders erlebt. Die Beweiselage ist einfach zu erdrückend. Der ausgedruckte Inhalt der bei ihnen beschlagnahmten Handys, Tablets, PCs und externen Festplatten füllt viele Leitz-Ordner. Bestreiten wäre halsstarrig, entwürdigend sinnlos. Es könnte so einfach sein: Der Staatsanwalt klagt an, der Angeklagte sagt »stimmt so«, und das Gericht urteilt.

Doch das Gericht muss sich ein Bild verschaffen von dem, worum es geht. Also habe ich anfangs auf dem Richtertisch die vielen Leitz-Ordner durchblättert und die Schönheiten aufgefördert, mit hinzusehen. Irgendwann sagte die erste Schöfkin: »Hätte ich das gewusst, hätte ich mich für dieses Ehrenamt nicht beworben.« Nach ein paar dieser Verhandlungen befürchtete ich, bald ohne Schönheiten dazustehen. Also verlagerte ich die Inaugenscheinnahme der Beweismittel. Jetzt liegen die Ordner vor den Angeklagten. Sie müssen beschreiben, was abgebildet ist. »Herr D, Blatt 87, was sehen Sie auf dem Foto?« – »Ein Kind, ein Mädchen.« – »Wie alt?« – »Keine Ahnung.« – »Älter als fünf?« – »Eher nicht.« – »Was geschieht mit dem Kind?« Schweigen. »Also?« – »Es hat ein Glied im Mund.« Um ein Beispiel der Stärke 4 auf der nach oben offenen Erschütterungsskala zu nehmen. So eine Beweisaufnahme ist für alle Beteiligten harte Arbeit. Für den Angeklagten verbindet sich mit ihr bestenfalls die Erkenntnis, wie schwer er die Grenzen der Zivilisation verletzt hat.

In der ersten Hälfte des Jahres 2025 hat unser Schöffengericht nicht Raub, Betrug oder Drogendelikte am häufigsten verhandelt, sondern Fälle nach § 184 b Strafgesetzbuch, überschrieben »Verbreitung, Erwerb und Besitz kinderpornografischer Inhalte«. Wo ist die Sprachpolizei, wenn man sie wirklich mal braucht? Niemand da, dem massenhaften Gebrauch des Wortes »Kinderpor-

nografie« Einhalt zu gebieten. Es kommt daher, als bezeichne es die frivole Untergattung einer Darstellungsform, die seit der Antike bekannt ist. In meinen Verhandlungen und Urteilen taucht das Wort nicht auf. Ich spreche von »Abbildungen sexueller Gewalt an Kindern«.

»Herr C, Blatt 184, was sehen Sie dort?« Angeklagter C, 68 Jahre alt, vor dem Ruhestand als Mechaniker tätig, nie verheiratet, hatte eingangs erklärt, er wisse nicht, warum er sich »diesen Dreck« auf sein Handy geladen habe, jedenfalls nicht zur sexuellen Stimulierung. »Da ist ein Junge zu sehen, der anal befriedigt wird.« – »Befriedigt, sagen Sie?« – In seinem berühmten Buch über die Sprache des Dritten Reiches schrieb Victor Klemperer einst, »was jemand willentlich verborgen will, sei es nur vor anderen, sei es vor sich selber, auch was er unbewusst in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag«. Kein Mensch, der mit 2,4 Promille am Lenkrad eines Autos erwischte wurde, sprach nur vom »Ehemann meiner Mutter«.) In den Ordnern des Angeklagten G finden sich Chats aus einem sogenannten Pädo-Forum: »Hey!« – »Hallo Auf was für alter stehst du?« – »Bin da sehr krank!« – »Wer nicht. Sags.« – »6–10 ca.« – »Ist doch normal.«

Pädophile Männer bedürfen sachkundiger Unterstützung. Doch die ist kaum zu bekommen. Der Angeklagte D berichtet von seiner vergeblichen Suche nach einem Therapeuten. »Meine Spielsucht zu beherrschen, haben mir einst Therapeuten geholfen. Seit zehn Jahren bin ich trocken. Doch wenn ich jetzt kam und erzählte, worum es geht, haben alle nur abgewiegelt.« Ein anderer Angeklagter legte uns eine Liste mit 20 Therapeuten und Beratungsstellen vor, bei denen er um Hilfe gebeten hatte. Die meisten hatten abgelehnt, einige gar nicht reagiert. Ein Psychiater in Südbadenburg, zwei Zugstunden entfernt, lud zur pro-

Offen erzählte uns der Angeklagte E vom nächtlichen Kampf, wenn der Kopf keinen Schlaf findet und das Tablet neben dem Bett liegt. Der Gedanke an den Knast, sagte er, ist da einfach nicht präsent. Bei dem Angeklagten F, 67, Arbeiter, verheiratet, eine Tochter, fanden sich auf vier Tablets und fünf Mobiltelefonen 1.260 Bild- und 1.338 Videodateien mit einschlägigen Abbildungen, die Videos mit einer Gesamtdauerzeit von 56 Stunden. Die Abbildungen hätten ihn »stimuliert«, gibt er zu, er sei in »eine Art Rausch« geraten, die er im Rückblick als »Sucht« empfinde. (E. gestand erst in letzter Minute vor Gericht. Bis dahin hatte er behauptet, sein Stiefsohn habe die Bilder heruntergeladen. Der, vom Gericht als Zeuge geladen, sprach nur vom »Ehemann meiner Mutter«.) In den Ordnern des Angeklagten G finden sich Chats aus einem sogenannten Pädo-Forum: »Hey!« – »Hallo Auf was für alter stehst du?« – »Bin da sehr krank!« – »Wer nicht. Sags.« – »6–10 ca.« – »Ist doch normal.«

Pädophile Männer bedürfen sachkundiger Unterstützung. Doch die ist kaum zu bekommen. Der Angeklagte D berichtet von seiner vergeblichen Suche nach einem Therapeuten. »Meine Spielsucht zu beherrschen, haben mir einst Therapeuten geholfen. Seit zehn Jahren bin ich trocken. Doch wenn ich jetzt kam und erzählte, worum es geht, haben alle nur abgewiegelt.« Ein anderer Angeklagter legte uns eine Liste mit 20 Therapeuten und Beratungsstellen vor, bei denen er um Hilfe gebeten hatte. Die meisten hatten abgelehnt, einige gar nicht reagiert. Ein Psychiater in Südbadenburg, zwei Zugstunden entfernt, lud zur pro-

batorischen Sitzung. Die fand im Juni statt. Erst im Dezember hätte die Therapie beginnen können. Der Angeklagte fuhr nicht wieder hin. Manche Täter befehlten sich mit Selbsthilfegruppen oder hören einschlägige Podcasts wie *Kein Täter werden. Ein Leben mit Pädophilie*.

Bevor wir urteilen, müssen wir für jede Tat gucken, welche Gesetzesfassung anzuwenden ist. Der Bundestag hat seit 2015 § 184 b StGB dreimal geändert: zweimal verschärft und einmal bestimmte Schärfungen wieder zurückgenommen. Praktisch ausgewirkt hat sich das auf unsere Rechtsprechung kaum. Fast alle Angeklagten stehen zum ersten Mal vor Gericht – und verlassen es am Ende mit einer zur Bewährung ausgesetzten Freiheitsstrafe zwischen ein und zwei Jahren. Was nicht unheil ist, denn Bewährung setzt eine positive Sozialprognose voraus, also die begründete Annahme, die bloße Aussicht auf die Strafvollstreckung werde den Täter von weiteren Taten abhalten. Unsere Prognose stützt sich fast immer darauf, dass zwischen dem Aufliegen des Täters und der Verhandlung drei bis fünf Jahre vergangen und in dieser Zeit keine neuen Taten bekannt geworden sind. Das Gericht weiß natürlich, dass die Dunkelziffer der unentdeckt bleibenden Fälle bei diesem Delikt groß ist.

Das forensische Gutachten im Fall H kostete 25.646 Euro

Die lange Verfahrensdauer hat ihre Ursache in der epidemischen Zunahme der Fälle. Bekannt werden sie in Deutschland fast ausschließlich über die Transatlantikbrücke. Die US-Organisation »National Center for Missing & Exploited Children« durchforscht das Internet nach Verdachtsmomenten und teilt Fälle mit deutscher Beteiligung dem Bundeskriminalamt mit. Im Jahr 2019 waren es 38.800 strafrechtlich relevante Hinweise, 2021 schon 62.300 und 2024 dann 106.353. Da stellt sich die Frage, ob die Abhängigkeit von Amerika beim Kampf gegen Kindesmissbrauch nicht ebenso problematisch ist wie in militärischen Bereichen. Auch wenn das Bundeskriminalamt derzeit *keinen signifikanten Rückgang* der Zusammenarbeit beobachtet, hält Innensenminister Dobrindt die Speicherung von deutschen IP-Adressen für das »zentrale Werkzeug, um Kinder besser zu schützen und Täter vor Gericht zu bringen«.

Noch läuft es so: Nach Eingang der Hinweise aus den USA ermittelt das BKA die Identität der Tatverdächtigen und gibt die Fälle an die jeweils zuständige Justiz der Bundesländer ab. Staatsanwälte und Ermittlungsrichter befassen sich damit, es folgen Hausdurchsuchungen und die Beschlagnahme von Datenträgern. Und dann gelangt in die Asservatenkammer zum Beispiel eine Kiste mit den drei Handys, einem Tablet, einem Notebook, einem PC und einer Festplatte des Beschuldigten H. Wer soll jetzt die 1.869 Videodateien mit einer Gesamtdauerzeit von zwei Tagen, 15 Stunden und 14 Minuten auf ihren strafrechtlichen Gehalt untersuchen? Bei den Landes-

kriminalämtern flattert da schon lange die weiße Fahne auf dem Dach. Beauftragt werden Privatfirmen, zum Beispiel die Fast-Detect GmbH in Unterhaching. (Die zuletzt jährlich drei bis fünf neue Mitarbeiter eingestellt hat, gleichwohl zeitweise aus Kapazitätsgründen keine neuen Aufträge annimmt.) Nach anderthalb Jahren und 160 Stunden Arbeitszeit überstand ein Sachverständiger für IT-Forensik sein Gutachten nach Brandenburg. Er hätte noch länger benötigt, hätte ihn die Staatsanwältin nicht auf halber Strecke gestoppt. Für die spätere Strafummessung ist es unerheblich, ob der Täter 869 oder 1.869 einschlägige Dateien besaß. Die Gutachter sollen jedoch auch schauen, ob der Täter die Abbildungen aus dem Internet bezogen oder selber hergestellt hat. In meiner Gerichtspraxis gab es einen solchen Fall noch nie. Die Gutachten übrigens sind extrem teuer, 25.646 Euro kostete es im Fall H. Für den Verurteilten fließt der Betrag in die Gerichtskosten ein, die er zu zahlen hat. Verurteilt haben wir H. fünf Jahre nachdem die Amerikaner ihn angezeigt hatten. Seine Taten gingen zurück bis ins Jahr 2016. Eine Bewährungsverurteilung ergibt sich damit schon aus der zeitlichen Konstellation, die für diese Verfahren typisch ist. Allerdings ist die bedingte Strafe praktisch auch alternativlos: Die ohnehin bereits überfüllten Justizvollzugsanstalten wären zur Aufnahme von Hunderden nach § 184 b StGB Verurteilten gar nicht in der Lage. Oder hatte beim Lockern der Schuldenbremse jemand die Gefängnisse im Sinn?

Beim sorgenvollen Blick nach vorn gerät natürlich die KI in den Blick. Wenn der juristische Sieg im Kampf gegen die sogenannte Kinderpornografie ausichtslos erscheint, könnte die Nichtverfolgung von KI-generierten Darstellungen viele Kinder und Jugendliche ja vielleicht davor schützen, zwischen die Beine gefilmt zu werden: künstlich erzeugte Bilder als eine Art Methadon für die Süchtigen. Die offiziell verlaubten Einwände dagegen sind ethischer Natur. Bundesjustizminister Hubig befürchtet durch KI-Bilder eine gefährliche Normalisierung des sexuellen Missbrauchs und findet es deshalb richtig, dass das Strafrecht zwischen künstlichen und echten Bildern keinen Unterschied macht. Anfang des Jahres beteiligten sich 19 Staaten an der von Europol koordinierten Operation »Cumberland«. Im Visier hatten sie nur die Verbreitung entsprechender KI-Produkte; 25 Tatverdächtige wurden festgenommen.

Letztendlich wird ein praktischer Aspekt die Rechtsfrage entscheiden: Wenn die Unterscheidung zwischen echtem und künstlichem Material schwierig und damit die Beweisführung im Strafverfahren vielleicht sogar unmöglich ist, würde die Nichtverfolgung von KI-Missbrauch auf die faktische Legalisierung jeglicher Missbrauchsabbildungen hinauslaufen.

Thomas Melzer ist Amtsrichter in Brandenburg und Autor der ZEIT.
In der Serie »Meine Urteile« erzählt er die Geschichten hinter seinen Gerichtsfällen

Entdecken Sie das Magazin



www.zeit.de/zv-heft

Zur Ausgabe Nr. 46



Weitere Leserbriefe finden Sie unter
blog.zeit.de/leserbriefe

Hausdurchsuchung nach Leserbrief?

J. Bittner/F. Otto: »Neun Uhr, die Polizei klingelt« ZEIT NR. 46

Fast in jeder Ausgabe der ZEIT finde ich einen Artikel, zu dem ich einen Kommentar abgeben könnte. Muss ich nun, da ich gelesen habe, wie es Norbert Bolz nach seiner Reaktion auf die *taz* erging, vorher mit einem Juristen sprechen? Oder halte ich besser meinen Mund? Sind wir schon wieder so weit?

FRANK ELLERSIEK, PER E-MAIL

Jochen Bittner und Ferdinand Otto schildern an einem exemplarischen Vorfall, dass die Meinungsfreiheit und die Rechtsstaatlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland erheblich gefährdet sind.

DR. RODERICH BUHLHELLER, MEMMINGEN

Mal abgesehen von der Fehlallokation von Steuergeldern dient diese *Causa* all jenen als willkommenes Material, die mit ihren Narrativen den Staat als Feind des Bürgers stilisieren: Man dürfe nicht mehr alles sagen. Es ist der Zivilcourage der mit der Hausdurchsuchung beauftragten Beamten zu verdanken, dass sich wenigstens eine Säule des Staates in letzter Sekunde an den Verhältnismäßigkeitsgrundsatz erinnerte. Der »wo« Existenzkampf muss im gesellschaftlichen Diskurs adressiert werden können, ohne mit gefühlten diktatorischen Mitteln bekämpft zu werden, die die Flucht der Bürger an die politischen Ränder zu rechtfertigen scheinen.

SWANTJE KALLENBACH, MICHELAU

Karin Priens Angst

Jan Roß: »Noch ein bisschen bleiben« ZEIT NR. 46

Mich erschreckt eine Formulierung im Porträt von Bildungsministerin Karin Prien: »Was bedeutet es für eine deutsche Spitzengesellschaft, nicht komplett dazugehören – mit jüdischen Wurzeln, geboren in Amsterdam als Kind einer Emigrantenfamilie?« schreibt Jan Roß. Frau Prien bekennt sich uneingeschränkt zum Grundgesetz – damit gehört sie »komplett dazu«, wie alle Bürger, die diese Haltung teilen, egal ob mit oder ohne jüdische Wurzeln, Migrationshintergrund oder deutschem Geburtsort. Welches Narrativ bedient die ZEIT hier?

MARGIT STUMPP, KÖNIGSBRONN

Die Ministerin sollte nun zügig ihren Rücktritt erklären. Deutschland braucht weder eine Ministerin, die das Land lieber verlassen möchte, noch eine, die so wenig Zutrauen in die Arbeit der eigenen Regierung hat. Frau Ministerin versprüht weder den Patriotismus noch den Optimismus, den das Land braucht.

VOLKER V. MOERS, PER E-MAIL

BEILAGENHINWEIS

Die heutige Ausgabe enthält in einer Teilaufgabe Publikationen folgender Unternehmen: KF Design GmbH, 47085 Krefeld; The Generation Forest eG, 22769 Hamburg; v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel, 33617 Bielefeld; Mey & Edlich GmbH, 04227 Leipzig; Raisin SE, 10997 Berlin; Möbel Höffner, 12529 Schönefeld; Plan International Deutschland e.V., 22305 Hamburg; Schenkenfelder Kommunikation im Tourismus GmbH, AT-5020 Salzburg; sowie in der Auflage Christ & Welt: Stiftung Renovabis e.V., 85354 Freising.

ANZEIGE

ZEIT für [KLIMA]

26. November 2025
12:00 – 18:00 Uhr
SPARK | Frankfurt am Main
Junghofstraße 16,
60311 Frankfurt am Main

Melden Sie sich jetzt an!
Einfach den QR-Code scannen

ESG-Transformation als Wachstumstreiber

Diskutieren Sie mit uns, wie Nachhaltigkeit zur Quelle für nachhaltiges Wachstum und Wertschöpfung wird – etwa durch Gewinne, reduzierte Energie- und Rohstoffkosten, resiliente Lieferketten, verbesserte Kapitalmarktfähigkeit oder gestiegerte Effizienz. Ihre Meinung zählt – wir feiern uns auf Sie!

Sprecherinnen (Auszug):

Ulf Gehrckens
Executive Vice President
Corporate Energy &
Climate Affairs, Aurubis AG

Dr. Jan-Hendrik Gnädiger
Head of ESG Germany,
KPMG AG Wirtschaftsprüfungsgesellschaft

Susanne Hartlieb
Head of Sustainability,
TRUMPF SE + Co. KG

Boris Herrmann
Skipper,
Team Malizia

Stefanie Hirsch
Chief Sustainability &
Quality Officer,
Drägerwerk AG & Co. KGaA

Susanne Marell
Bereichsvorständin
Schwarz Corporate Affairs,
Schwarz Gruppe

Premium Partner:

Location-Partner:

Veranstalter:

Advent, Advent ...

... die Familie rennt! Eine Sport-Challenge für Klein und Groß, damit die Plätzchen noch besser schmecken

TEXT: ANNA-ELISA JAKOB; ILLUSTRATION: MARIA FRANCESCA MELIS

KRAFT

Der Zauberstuhl (3 Punkte)
Lehn dich mit dem Rücken an eine Wand, und rutsch mit dem Po weit runter – als würdest du dich auf einen unsichtbaren Stuhl setzen. Bleib eine Minute lang in dieser Position. Stell dafür eine Stoppuhr, oder zähle langsam bis 60.

Das Brett (2 Punkte)
Setz deine Hände flach auf den Boden, direkt unter deine Schultern. Streck die Arme, und stell deine Füße so weit nach hinten, dass dein Körper eine gerade Linie bildet. Um zwei Punkte einzukassieren, musst du 30 Sekunden lang steif wie ein Brett bleiben. Hältst du sogar eine Minute lang durch, bekommst du einen Bonus-Punkt.

Der Raketenprung (2 Punkte)
Geh in die Hocke, und spring dann so hoch wie möglich in die Luft. Bei dem Sprung klatschst du einmal über dem Kopf in die Hände und drehrst dich. Lande wieder in der Hocke. Mach das zehnmal.

Der Superman (3 Punkte)
Leg dich flach auf den Bauch, und heb gleichzeitig deine Arme und Beine gestreckt in die Luft. Zähle bis zehn, dann darfst du absetzen. Wiederhole das fünfmal.

Der Flaschenlift (2 Punkte)
Nimm eine volle Wasserflasche, geh in die Hocke, und heb die Flasche mit beiden Händen über den Kopf. Zähl bis zehn, dann senk die Flasche ab. Wiederhole das fünfmal.

Der Buchständer (3 Punkte)
Schnapp dir ein dickes Buch, halte es mit beiden Händen fest, und strecke die Arme nach vorne aus. Zähle bis 60. Wenn du bis 100 zählen kannst, bekommst du einen Bonus-Punkt.



AUSDAUER

Der Hampelmann (2 Punkte)
Dein Wecker hat morgens viel Energie – du aber noch nicht? Das ändern wir! Steh auf, streck dich einmal, und dann gehst' los: Spring hoch in die Luft, und öffne dabei deine Arme und Beine. Wenn du auf dem Boden aufkommst, schließt du sie wieder. Mach zehn Stück von diesen Hampelmännern, und spür, wie dein Körper blitzwach wird.

Der Sprungmeister (2 Punkte)
Schnapp dir ein Springseil, starte die Stoppuhr, und leg los: Wie lange hältst du durch? Für zwei Minuten bekommst du zwei Punkte. Schaffst du es, ohne hängen zu bleiben, gibt's einen Bonus-Punkt obendrauf.

Der Bergsteiger (3 Punkte)
Geh in die Liegestützposition, und stell dir vor, du rennst gleich auf allen vier Beinen einen steilen Berg hoch: Zieh dafür abwechselnd dein rechtes und linkes Knie zur Brust. Mach das 30 Sekunden lang, so schnell wie möglich. Dann halte an, und schnauft kurz durch. Hältst du drei Runden durch? Dann gehören die Punkte dir!

Das Känguru (3 Punkte)
Streck deine Arme nach vorn aus. Dann spring mit beiden Beinen gleichzeitig ab – so weit du kannst. Mach das 30-mal. Für einen Bonus-Punkt leg fünf Kissen auf den Boden, und spring über sie drüber!

Der Zappeltanz (3 Punkte)
Schmeiß deinen Lieblingssong an, und dreh die Lautstärke voll auf. Beweg dich wild, bis das Lied zu Ende ist.

ERGEBNISSE

NAME	WOCHE 1	WOCHE 2	WOCHE 3	WOCHE 4	PUNKTZAHL

DER FAMILIEN-CHAMPION IST:



SO GEHT'S:

1. Die Mitspieler

Such dir drei Mitspieler, und trag die Namen in die Tabelle ein.

2. Die Aufgaben

Die Challenge dauert vier Wochen. Jede Woche sucht ihr euch sechs Aufgaben aus – zwei Kraft-, zwei Ausdauer- und zwei Geschicklichkeitsübungen. Für jede Aufgabe, die ihr schafft, bekommt ihr Punkte.

3. Der Gewinner

Tragt alle Punkte in die Tabelle ein. Nicht vergessen: Bei manchen Aufgaben gibt's Bonus-Punkte, die dürft ihr dazuschreiben. Wer hat am Ende die meisten Punkte gesammelt? Rechnet alle zusammen, und kürt anschließend den Familien-Champion. Der darf bestimmen, welche Sorte Plätzchen als Erstes gebacken wird.

4. Der Test

Wer ist am fittesten geworden? Das könnt ihr mit der App Fitforhealth rausfinden. Sie wurde von Wissenschaftlern der Sporthochschule Köln entwickelt, die auch die Übungen auf dieser Seite ausgesucht haben. Ladet die App mit euren Eltern herunter, und macht den sogenannten Dordel-Koch-Test. Dann vergleicht die Ergebnisse.



GESCHICKLICHKEIT

Der Flamingo (1 Punkt)

Wer sagt, dass Zahnpputzen öde sein muss? Heb ein Bein, und versuch, beim Schrubben nicht umzufallen. Halte durch, bis die Zahne blitzsauber sind.

Der Luftakrobat (1 Punkt)

Nimm einen Luftballon, und wirf ihn in die Luft. Wenn er sich dem Boden nähert, stupst ihn schnell mit den Händen, Füßen oder deinem Kopf an – der Ballon muss zwei Minuten lang in der Luft bleiben!

Der Seiltänzer (1 Punkt)

Leg ein Springseil wie eine Linie auf den Boden, und versuch, darauf von einem Ende zum anderen zu balancieren. Du willst noch mehr als einen läppischen Punkt? Dann versuch das ganze noch mal rückwärts, und schnapp dir einen Bonus-Punkt!

Das Einstand-Duell (3 Punkte)

Für diese Übung brauchst du einen Partner. Stellt euch gegenüber, und hebt beide ein Bein. Wenn ihr einen festen Stand gefunden habt, versucht, euch gegenseitig aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wer länger stehen bleibt, gewinnt und sammelt die Punkte ein. Spielt das dreimal.

Der Marienkäfer (1 Punkt)

Gehe auf alle viere, und stellt dir vor, du wärst ein Marienkäfer. Strecke deinen rechten Arm und dein linkes Bein ganz lang aus, als ob du deine Flügel ausbreitest. Zähle bis 30, und wechsle dann die Seite.

Der Eierlauf (2 Punkte)

Leg ein gekochtes Ei oder einen Tischtennisball auf einen Löffel, und geh 20 Schritte. Hast du es geschafft, ohne deine Ladung zu verlieren? Dann gehören die Punkte dir. Wem das zu einfach ist, versucht es noch mal mit geschlossenen Augen – und kassiert einen Bonus-Punkt.

WIRTSCHAFT



Seine Gedanken beherrschen die USA

Er förderte Trump und JD Vance: Warum spricht der einflussreiche Milliardär Peter Thiel ständig vom Antichrist? In exklusiven Runden erklärte er, was seine Mission ist VON NICOLAS KILLIAN

Bevor sich Peter Thiel ans gläserne Pult stellen und über den Weltuntergang sprechen wird, positionieren sich vier muskulöse Bodyguards in den Ecken des kleinen holzgetäfelten Saals. Aufmerksam mustern sie die rund 150 vor allem männlichen Zuhörer. Mehrfach werden sie an diesem Abend im September im Publikum Smartphones kontrollieren. Kein Bild, kein Ton soll nach außen dringen.

Draußen, auf der Uferpromenade vor dem Commonwealth Club in San Francisco, halten

derweil Protestierende Plakate in die Höhe: Eins zeigt Thiel als Satan mit zwei Hörnern. Dessen Firma Palantir, steht auf einem anderen, sei das Werkzeug eines Überwachungsstaats. Aus einem Lautsprecher dröhnt Death Metal, ein Prediger brüllt Bibelverse in sein Headset. Eine als Satanisten verkleidete Gruppe posiert für ein Foto.

Die religiösen Anspielungen draußen spiegeln das Thema im Saal. Denn Peter Thiel hält hier keinen gewöhnlichen Vortrag. Er spricht über eine Gestalt aus der Bibel, die ihn schon seit Längerem umtreibt: den Antichrist, eine Art Gegenspieler Jesu Christi und Vorbote des Untergangs.

Vier Abende lang will der Tech-Milliardär über diesen falschen Messias sprechen. Denn Thiel, 58, ist überzeugt: Wir sind dem Ende nah, die Agenten des Antichrist weilen längst unter uns.

Zwei Jahre lang hat der 27-fache Milliardär an Universitäten wie Harvard, Oxford und an theologischen Fakultäten diese Vortragsreihe erprobt – stets im kleinsten Kreis, unter strenger Geheimhaltung. In San Francisco unterbreitet er seine Thesen nun Unternehmern und Investoren, darunter einige der mächtigsten Männer des Silicon Valley, um sie davon zu überzeugen, dass die Katastrophe vermeidbar ist.

An diesem Abend und für die Veranstaltungen der kommenden Wochen gelten strenge Geheimhaltungsvorschriften. In der Einladung des christlichen Kollektivs, dem Thiel nahesteht, heißt es: Fotos, Videos oder Tonaufnahmen sind verboten, ansonsten werde man des Raumes verwiesen. Der Inhalt: »off the record«, zitieren verboten. Selbst Notizen sind untersagt, heißt es in einer Mail zwei Tage vorher.

Der Reporter der ZEIT saß an allen vier Abenden im Publikum. Wegen der strengen Auflagen darf die ZEIT nicht aus den Vorträgen zitieren. Alle Aussagen in diesem Text stützen sich deshalb

auf öffentliche Quellen. Zum Teil hat Thiel seine Positionen bereits in Interviews dargelegt. Auch Ausschnitte der Vorträge sind mittlerweile geleakt. Daraus wird deutlich, wie sich Thiel den Zusammenbruch der Zivilisation vorstellt – und was unsere Welt aus seiner Sicht retten könnte.

Man könnte den theologischen Ausflug des Milliardärs als skurriles Hobby abtun. Doch es ist für die weltliche Realität durchaus relevant, was der Mann denkt und glaubt und welche Ziele er daraus ableitet. Thiel strebt nämlich nicht nur nach metaphysischer

Fortsetzung auf S. 20

ANZEIGE



Unser Pitch für Firmenkunden:
Wir unterstützen Transformationen seit 1843.



Wir kennen Ihre Pläne und alle passenden Fördermittel.



Wir sind nah dran – mit unserem Partner DZ BANK weltweit.
Wir machen den Weg frei.

vr.de/pitch

**Unser Pitch
exklusiv für Ihre
Firma – jetzt in
Ihrer Filiale.
Morgen kann kommen.**

Seine Gedanken ... Fortsetzung von S. 19

Erkenntnis, sondern auch nach weltlicher und politischer Macht. Bewusst hilft er anderen dabei, wichtige Ämter und Posten einzunehmen.

Während Thiel selbst im Hintergrund bleibt, bekleiden Leute mit engsten Verbindungen zu ihm und seinen Firmen zentrale Posten in der US-Hauptstadt Washington, D. C. Unter ihnen sind Minister, Staatssekretäre und Stabschefs. Sie arbeiten im Verteidigungsministerium ebenso wie im mächtigen Office of Management and Budget. Der Wichtigste von ihnen sitzt direkt im Weißen Haus: US-Vizepräsident JD Vance. Thiel hat ihm nahezu jede berufliche Station ermöglicht, ihn in seinen Firmen angestellt und mit Rekordsummen in Wahlkämpfen unterstützt. Er war es, der Vance im Jahr 2021 mit Donald Trump bekannt machte. Falls Trump im Amt etwas zustößt, wäre Vance erst mal dessen Nachfolger.

Thiel sagt von sich, sein Glaube stehe im Zentrum seines Weltbilds. Sein beinahe besessenes Interesse am Antichrist ist mehr als die Eitelkeit eines Silicon-Valley-Milliardärs, der sich als Denker etablieren will. Es ist auch der Versuch, seiner politischen Weltanschauung einen theologischen Unterbau zu geben – und sein politisches Engagement hat auf diese Weise etwas von einer heiligen Mission.

Kurz nach 18 Uhr am ersten Abend der vier Vorträge betritt der Milliardär die kleine Bühne, in der Hand ausgedruckte Notizen. Er trägt ein graues Sakko, eine weiße Hose und Laufschuhe. Thiel sieht sportlich und drahtig aus, wie er da hinter dem gläsernen Pult steht und aus einer Dose Cola light trinkt.

Den Status quo der Menschheit beschreibt Thiel in Interviews so: ohne echte Ambitionen und voller Angst. In der *New York Times* beklagte er im Sommer, der Fortschritt habe sich verlangsamt, große technologische Sprünge seien ein Ding der Vergangenheit. Selbst die künstliche Intelligenz sei zwar eine große Erfahrung, aber nichts, was die allgemeine Stagnation überwinden könnte. Eine der letzten großen Menschleistungen war aus Thiels Sicht die Mondlandung im Juli 1969. »Drei Wochen später begann Woodstock«, sagte er der *New York Times*. »Im Rückblick war das der Moment, in dem der Fortschritt endete und die Hippies gewannen.«

Die Wissenschaftler heute? »Viel weniger diese heroischen, mutigen Figuren, die mit Dogmen brechen und selbstständig denken.« Das sagte Thiel in einem Interview mit Peter Robinson vom konservativen Hoover-Institut der Stanford-Universität, der auch die Fragerunde nach Thiels Vorträgen in San Francisco leitete. Den Stillstand erklärt er so: Die Menschheit habe nach dem ersten Abwurf der Atombombe Angst vor ihrer eigenen Schöpfung bekommen. Deswegen wolle sie Risiken vermeiden.

Für Thiel hat die Menschheit die Wahl zwischen zwei Übeln

Thiel hält das für ein Problem. Er sieht die eigentliche Gefahr weniger in Biowaffen, Atombomben, dem Klimawandel oder einem KI-gesteuerten Krieg, wie ihn andere Tech-Vordenker fürchten. Vielmehr glaubt er, die moderne Welt sei in ihrem Streben nach Sicherheit anfällig geworden für etwas noch Gefährlicheres. »Die implizite Lösung für all diese existenziellen Risiken«, so Thiel in dem Stanford-Interview, »besteht darin, sich auf eine Art undemokratischen Weltstaat zuzubewegen, der diese Technologien stark reguliert und schließlich stoppt.«

Für Thiel hat die Menschheit heute »die Wahl zwischen zwei unvorstellbaren Übeln«: einer totalitären Weltregierung oder der Vernichtung – einer schlechten Welt oder keiner Welt. Die Menschen würden sich dabei, sagt Thiel, immer für den autoritären Weltstaat entscheiden, weil der für sie wie eine Lösung der Probleme wirke. Thiel sieht darin etwas Teufisches. In der Endzeit, so glaubt er, übernehme so ein totalitärer Weltstaat die Rolle des Antichrist.

Nach manchen christlichen Überlieferungen ist der Antichrist die Verkörperung des Bösen – eine verführerische Macht oder Gestalt, die in der Endzeit auftaucht, um die Gläubigen zu täuschen. Der Antichrist, sagt Thiel im Interview mit Robinson, komme an die Macht, indem er ununterbrochen über Armageddon spreche, die Menschen in Angst versetze – und ihnen dann anbiete, sie zu retten. »Frieden und Sicherheit« heißt es in der Bibel. Und das ist in Thieis Augen die verführerische Parole des Antichrist, mit der er »nach Weltbeherrschung strebt und eine Weltregierung erschafft.«

Thiel scheint es als seine Aufgabe zu sehen, diesen Antichrist zu identifizieren – und zu bekämpfen. Er scheint in Interviews und Aufsätzen überall nach ihm zu suchen. In der Bibel, aber auch bei Theo-

logen wie John Henry Newman und dem deutschen Papst Benedikt XVI. Seine Spurensuche wirkt teilweise wie eine sprunghafte Collage historischer und kultureller Referenzen – vom Nazi-Juristen Carl Schmitt zum französischen Philosophen und Thiel-Vorbild René Girard, von mittelalterlicher Theologie zum globalen Finanzsystem und den Vereinten Nationen. Das bekannte japanische Manga *One Piece* kommt ebenso vor wie der Comic *Watchmen* und Tolkiens *Herr der Ringe*.

Aus diesem Potpourri an Quellen formuliert der Milliardär seine Theorien, auf der Jagd nach den »Agenten des Antichrist«, die dessen Aufstieg beschleunigen könnten. Als hochverdächtig gilt ihm die 22-jährige Klimaaktivistin Greta Thunberg, die laut Thiel eine Art Ökodiktatur errichten will. Oder der Oxford-Philosoph Nick Bostrom, der 2019 für eine globale Überwachungsstruktur plädierte, um die Risiken der künstlichen Superintelligenz einzudämmen. Beide nannte er in Interviews.

Doch Thieis Suche endet nicht bei einzelnen Namen. Er scheint potentielle Antichristen überall dort am Werk zu sehen, wo der Zeitgeist, Menschen und Institutionen den technischen Fortschritt bremsen. Man mag da an die Europäische Union mit ihrer Tech-Regulierung denken, aber Thiel vermutet den Antichrist überraschenderweise eher vor der eigenen Haustür – in den USA.

Dass Menschen ihre Gegner als Antichrist verunglimpfen, ist so alt wie der christliche Glaube. Schon frühe Christen sahen in Kaiser Nero und der Stadt Rom den Urtyp des Antichrist. Im 16. Jahrhundert erklärte Martin Luther den Papst zum Antichrist, worauf katholische Theologen Luther dasselbe vorwarfen. Später glaubten amerikanische Siedler, der Antichrist lenke die Ureinwohner, um ihr neues Reich Gottes im Westen zu verhindern. Im 20. Jahrhundert schließlich galt einigen Amerikanern der Kommunismus als Antichrist. »Gerade in Krisenzeiten greifen Menschen auf diese Figur zurück«, sagt Guggenberger. »Das hat im Christentum durchaus Tradition, obwohl der Antichrist in der Bibel ein absolutes Randthema ist.«

Guggenberger, der Dekan an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck ist, machte kürzlich seine eigene Erfahrung mit dem Milliardär. An einem Tag im August schlug Thiel für zwei Tage in Tirol auf, um, wie Guggenberger sagt, »seine Vorträge zu proben«. Zuvor hatte Thiel einen Kollegen Guggenbergs um eine Einladung gebeten, der seit Jahren mit dem Milliardär im kritischen Austausch steht.

Thiel kam nicht allein nach Innsbruck. Mit angeleist waren auch eine Art Privatsekretär und zwei Theologen. Einer der beiden, Alan Fimister, gilt als einflussreicher Verfechter des Neo-Interalienismus, einer Bewegung, die eine Art katholischen Gottesstaat anstrebt. Auch US-Vizepräsident JD Vance soll Kontakte zu den Integralisten pflegen und tritt mindestens einmal als Redner auf einer ihrer Konferenzen auf.

Über zwei Tage – zwischen Kaffeepausen und gemeinsamen Abendessen – schilderte Thiel den 15 anwesenden Innsbrucker Theologen seine Thesen zum Antichrist und zu dessen Materialisierung in der heutigen Welt. Thiel habe von seinen Kollegen sehr viel Gegenrede bekommen, sagt Guggenberger. Zum Beispiel sagten sie, dass sein Ideal von freien, erobernden Menschen im Widerspruch stehe zur biblischen Botschaft von Vergebung und Liebe. Dennoch habe sich der Milliardär gesprächsbereit und offen für Kritik gezeigt. »Man hat schnell vergessen, dass da ein großer Macher mit Milliarden im Hintergrund sitzt«, sagt Guggenberger.

Den Theologen überraschte, wie unsicher Thiel während der zwei Tage auf ihn wirkte. Nicht nur wegen seiner inhaltlichen Fragen an die Theologen, sondern auch wegen seines Blicks auf die Welt. »Er wirkte auf mich wie jemand, der von tiefen Bedrohungen und Ängsten gezeichnet ist«, sagt Guggenberger. Thiel, glaubt er, habe ein aufrichtiges Bedürfnis, dieser empfundenen Bedrohung etwas entgegenzusetzen. Deshalb suche er in der Welt nach dem Antichrist und nach Wegen, ihn zu bekämpfen.

Auch in San Francisco tastet sich der Milliardär vorsichtig an sein Publikum heran. Meist wirkt er ernst, nur hin und wieder macht er Witze zu bekannten Figuren der Tech-Szene, über die das Publikum wissend lacht. Thieis Thesen fügen sich mühselos in die Erzählungen des Silicon Valley ein: den Glauben daran, den Menschen durch Technologie erhöhen zu können, Regulierung zu misstrauen und geniale Gründer zu verehren. Thiel sieht im christlichen Glauben, so sagte er es der *New York Times* im Sommer, einen Auf-

Immer reicher und immer mächtiger

1967 geboren in Frankfurt

Kurz nach seiner Geburt wandern Peter Thieis Eltern mit ihm in die USA aus. Die Familie zieht mehrfach um. In der Schule wird Thiel gehänselt. Für das Jahrbuch wählen ihn seine Klassenkameraden dennoch zum »most likely to succeed« – sie trauen ihm am ehesten zu, Erfolg zu haben

1985–1992 Studium in Stanford

In Kalifornien studiert Thiel Philosophie und Rechtswissenschaft. Später promoviert er an der Law School. In Stanford lernt er auch Max Levchin kennen, der die Idee hat, ein Bezahlungssystem im Internet aufzubauen

2000 Gründung von PayPal

Nach einer kurzen Station in einer New Yorker Anwaltskanzlei wechselt er als Derivatehändler in die Finanzbranche. Zusammen mit Levchin gründet er einen Bezahlungsdienst. Im Jahr 2000 fusioniert Thiel (links im Bild) ihn mit einer Plattform von Elon Musk (rechts). Die neue Firma nennen sie PayPal



2004 Einstieg bei Facebook

Thiel hilft Mark Zuckerberg beim Aufbau seines sozialen Netzwerks Facebook. Als erster externer Geldgeber steigt er dort mit 500.000 Dollar ein. Später verkauft er den Großteil seiner Beteiligung für eine Milliarde Dollar. Zuvor hat Thiel bereits Palantir gegründet: eine Firma für Überwachungssoftware



2016 Unterstützung von Trump

Für den ersten Wahlkampf von Donald Trump als Präsidentschaftskandidat spendet Thiel 1,25 Millionen Dollar. Nach dessen Sieg sitzt er in Trumps Übergangsteam und hilft bei der Besetzung wichtiger Posten



2022 Förderung von JD Vance

Nach Trumps Abwahl unterstützt Thiel den Jungpolitiker JD Vance mit 15 Millionen Dollar bei seiner Wahl zum Junior-Senator von Ohio im Jahr 2022. Thiel brachte ihn auch mit Trump zusammen – sodass Vance Anfang 2025 zum Vizepräsidenten wurde



2025 Das amerikanische Magazin Forbes beziffert Thiels Vermögen aktuell auf rund 27 Milliarden Dollar

trag, nach Wissen zu streben und »die Natur zu überwinden«.

Obwohl das Silicon Valley zu den progressivsten und am wenigsten kirchlich geprägten Regionen der USA zählt und die Tech-Elite ihre Spiritualität vor allem über Meditation, mit Psychedelika und Biohacking auslebt, ist es längst nicht mehr ungewöhnlich, sich offen als Christ zu bezeichnen. Von einer »neuen Religion des Silicon Valley« spricht *Vanity Fair*:

Eine wichtige Rolle spielt dabei das christliche Kollektiv ACTS17, auf dessen Einladung Thiel nach San Francisco kam. Der Name steht zugleich für »Acknowledging Christ in Technology and Society« und eine Passage aus der Apostelgeschichte, in der Paulus das Evangelium unter den intellektuellen Eliten des antiken Griechenlands verkündet. Das Kollektiv versteht sich als unpolitisch – doch so ganz lässt sich die Politik nicht ausschließen. Neben Thiel stehen dem Kollektiv ein paar der mächtigsten Personen des Silicon Valley nahe.

Das macht sich auch bei Peter Thieis Vorträgen bemerkbar. Ganz vorn im Saal sitzen etwa Garry Tan, Chef des renommierten Start-up-Inkubators Y-Combinator, der bei sich zu Hause Bibelstudien abhält und sich immer wieder in die Lokalpolitik einsmischt. Oder Eoghan McCabe, ein bekannter Gründer, der Partys schmeißt, um »Freiheit und Amerika« zu feiern.

Und natürlich Stephane Stephens, Ehemann der Organisatorin, früher Mitarbeiter von Palantir, heute Partner in Thieis Investmentfirma und Mitgründer von Anduril, einem milliarden schweren Rüstungsunternehmen für autonome Drohnen.

Am dritten Abend in San Francisco taucht Thiel plötzlich im Foyer auf, wo die Gäste nach seinem Vortrag diskutieren. Eine Gruppe junger Männer umringt ihn. Noch in dritter Reihe recken sie ihre Köpfe nach vorn. Thiel wirkt klein neben den zwei Bodyguards, die ihn flankieren.

Für viele der Gäste ist Thiel nicht der düstere Strippenzieher, als den viele Medien ihn beschreiben, sondern ein Investor mit Weitblick – jemand, der den intellektuellen Mut hat, gegen den Mainstream zu denken. Die meisten Gäste sind junge Männer. Einige tragen Hemden, andere T-Shirts von Elon Musks Raketenfirma SpaceX oder bekannten Investoren. Unter den Zuhörern sind auch ein paar Skeptiker, die den Kopf schütteln. Er halte Thieis Thesen für nicht sonderlich konsistent, sagt ein junger Mann, der bei einem bekannten Tech-Konzern arbeitet und wie alle anderen seinen Namen nicht veröffentlicht sehen möchte. »Es fühlt sich an wie der direkte Weg in eine politische Bewegung.«

Anders als andere Silicon-Valley-Größen zeichnet Thiel kein bunt blasses Bild von der Zukunft mit ihren technischen Wundern. Das meiste, was er sagt, ist düster. Und doch scheint auch er Hoffnung zu haben. Er meint, einen Ausweg gefunden zu haben aus dem Dilemma zwischen Weltstaat oder Untergang, Antichrist oder Armageddon. Nur als Christ könnte man ihn erkennen. Denn in der Bibel ist noch von einer anderen schemenhaften Gestalt die Rede, die dort lediglich in zwei Sätzen auftaucht: der Katechon, der das Chaos aufhält. Das Einzige, was Antichrist und Endzeit zurückhalten kann.

Thiel ist dabei von Carl Schmitt inspiriert, dem »Kronjuristen des Dritten Reichs«, der inzwischen zu einem einflussreichen Vordenker der politisch-katholischen Rechten geworden ist. Schmitt sah Politik als Unterscheidung zwischen Freund und Feind, etwas, das die staatliche Ordnung stützt. Die größten Gefahren für ihn: Chaos, in dem es keine Autorität mehr gibt; oder ein Weltstaat, in dem alle Unterschiede verschwinden. Denn beides, meinte er, macht echte Politik und die Selbstbestimmung von Nationen unmöglich. Ordnung entsteht bei Schmitt erst, wenn ein Souverän, ein starker Entscheider, eine einheitliche Gemeinschaft formt.

So wie der Katholik Schmitt sieht Thiel die Lösung in einer politischen Macht, die stark genug sein muss, um das Chaos, aber auch eine kommende Weltregierung zurückzuhalten. Laut manchen Wissenschaftlern war für Carl Schmitt während des Zweiten Weltkriegs der für Ordnung sorgende Katechon: ausgerechnet Hitlers Nazi-Regime. So weit geht Thiel nicht. Er kritisiert Schmitts Verstrickung mit den Nationalsozialisten in einem Interview 2024 als »schlechtes Urteilsvermögen«.

Welche Ordnungsmacht wünscht sich Thiel? Im Stanford-Interview sagte er: Während des Kalten Krieges seien es die christlichen Demokratien gewesen, die in ihrem Antikommunismus eine »supranationale Ideologie« bildeten und den

»Eine-Welt-Staat« aufhielten. Dabei sind Katechon und Antichrist für Thiel keine absoluten Gegensätze. Der Katechon, die Macht, die den Antichrist aufhalten wollte, sagt er, laufe stets Gefahr, selbst zum Antichrist zu werden. Daraus schließt Thiel: Nur wer »militärische Macht, finanzielle und wirtschaftliche Macht und in gewisser Weise auch eine ideologische Macht« verbinde, könne Katechon und Antichrist sein. Der einzige natürliche Kandidat: die Vereinigten Staaten. »Wir sind beides«, sagt Thiel, Katechon und Antichrist. »Genau deshalb geht es um so viel.« Und genau deshalb seien Präsidentenwahlwahlen wichtig.

Vieles in Thieis Welt klingt widersprüchlich, und nicht immer kann seinen Ausführungen folgen. Ein gläubiger Christ, der in Unsterblichkeitstechnologien investiert. Ein offen Homosexueller, der rechtskonservative Bewegungen fördert. Ein Libertär und Fan von Kryptowährungen, der in einem Weltstaat »sehr hohe Steuern« vermutet, wie er im Interview in Stanford sagte, aber Überwachungstechnologien an Regierungen verkauft. Überhaupt stellt sich die Frage, ob Thieis Weltbild sein Handeln antreibt oder ob die Figur des Antichrist nicht ein Weg ist, seine Entscheidungen zu rechtfertigen. Eine Interviewanfrage der ZEIT lässt ein Sprecher Thieis unbeantwortet.

Thiel war einer der ersten Unterstützer von Donald Trump

Geheimvorträge, biblische Untergangsszenarios, Anspielungen auf große Denker und Thieis enormer Reichtum – all das wirkt auf viele faszinierend. Gleichzeitig kann das Image des dunklen Visionärs leicht über argumentative Schwächen hinwegtäuschen. »Da waren viele interessante Gedanken dabei«, sagt der Theologe Wilhelm Guggenberger. »Aber vielfach sind Thieis Argumente für mich nicht so kohärent und wenig überzeugend.«

Und doch dürften Thieis Gedanken ihren Weg in die Politik finden. Thiel war es immerhin, der JD Vance dazu inspirierte, Katholik zu werden.

Wenn Thiel seine Thesen in Politik überführen wollte, müsste er Ideen und Personen fordern, die die USA als Blockieker eines Weltstaats stärken – und die gleichzeitig davon abhalten, selbst zu einem Weltstaat zu mutieren. Er müsste jene fördern, die ihren Fokus nach innen richten: Auf Zölle statt auf Freihandel. Auf Nationalismus und militärische Macht statt auf Zusammenarbeit und Vereinte Nationen. Auf Härte gegen Migranten statt auf liberale Einwanderung.

Doch obwohl manche von Thieis Ideen an die Politik des US-Präsidenten erinnern, ist nicht ganz klar, was Thiel von Donald Trump hält. Zwar war er einer der Ersten, die sich schon im Jahr 2016 hinter ihn stellten, als es im Silicon Valley noch kaum einer wagte. Dennnoch sagte er in einem Interview mit der US-Journalistin Bari Weiss im November 2024: »Trump hat keine umfassende ideologische Agenda.« Möglicherweise denkt Thiel bereits weiter. An die Präsidentschaftswahl 2028, bei der sein Protagonist JD Vance antreten könnte.

Vielleicht sieht Thiel auch für sich selbst eine Rolle oder für sein Unternehmen, die Datenanalyse-Firma Palantir, deren Angebot die US-Einwanderungsbehörde ebenso verwendet wie die US-Geheimdienste. Es ist ein Werkzeug, dem man zutrauen könnte, auch die Macht in einem totalitären Weltstaat zu sichern. Thiel könnte Palantir – und sich selbst – aber auch als Helfer des Katechons begreifen. Schon in einem Essay aus dem Jahr 2007 deutet er an, dass er geheimdienstliche Überwachung, auch ohnehin demokratische Kontrolle, als ein notwendiges Mittel für Stärke und Ordnung sieht.

Gleichzeitig müsste Thiel, wollte er seine Ideen in Politik übersetzen, Kräfte fördern, die das Land vor sich selbst schützen. Denn sein Glaube, die USA selbst könnten der Antichrist werden, bedeutet: Die Feinde sieht er im Inneren. Bei Linken und Progressiven, die Frieden und Sicherheit versprechen, Steuern erheben und Technologie regulieren wollen. Also bei jenen, die für das stehen, was Thiel als direkten Weg in eine totalitäre Weltregierung betrachtet.

Nachdem Thiel aus Innsbruck abgereist war, waren die Theologen um Wilhelm Guggenberger beeindruckt. »Die Suche nach dem Antichristen in der realen Welt lässt sich leicht instrumentalisieren«, sagt Guggenberger. Besonders gefährlich werde es, wenn politische Gegner zu einem »eschatologischen«, also endzeitlichen Feind erklärt würden – zur Verkörperung des Bösen, bei dem es um das »Weltganze« gehe. Bei dem alles, was als gut erscheint, eine Lüge ist. Verständigung oder Versöhnung seien dann nicht mehr möglich, sagt Guggenberger. Nach dem Motto: »Diesen Feind muss ich bis zur Vernichtung bekämpfen.«</

Womit keiner rechnet



Die Schweiz, das Vorzeigeland des Bahnverkehrs, bestellt neue Züge ausgerechnet in Deutschland. Warum?

Es muss Weichenfett-Balsam für das gekränktes Bahn-Deutschland sein, was sich vergangenen Freitag in Bern zugetragen hat: Da vergab die Schweizerische Bundesbahnen AG (SBB), Pünktlichkeitseuropameisterin und Sehnsuchtsunternehmen aller störungsgeplagten Zugreisenden zwischen Hamburg, München, Frankfurt und Berlin, den größten Auftrag ihrer Geschichte. Für umgerechnet 2,15 Milliarden Euro bestellte sie 116 neue Doppelstockzüge. So weit, so normal in einem Land, das für seine Bahninfrastruktur pro Kopf so viel ausgibt wie kein anderes europäisches Land – außer Luxemburg.

Doch die SBB entschied sich gegen das Angebot des einheimischen Unternehmens Stadler Rail aus dem ostschweizerischen Dörfchen Bussnang und stattdessen für »Made in Germany«: Ab 2030 sollen auf den S-Bahn-Netzen in Zürich und am Genfer See Züge von Siemens Mobility verkehren, hergestellt in Krefeld am Niederrhein.

Die Schweizer Bahnhofs sind entrüstet, die Gewerkschafter und Politiker empört. »Die SBB vergibt einen Milliardenauftrag für Rollmaterial an eine Firma, die keine Produktionsstätten in

der Schweiz unterhält«, schreibt die Gewerkschaft Unia. »Wie dumm muss man sein!«, poltert ein Parlamentarier der Mitte-Partei. Und der Stadler-Rail-Chef und -Mehrheitsaktionär Peter Spuhler sagt: »Der Schock sitzt wirklich tief.« Ausgerechnet Schienenfahrzeuge aus jenem Land, dessen internationale ICE-Verbindungen die SBB in den Grenzbahnhöfen kappt, weil sie mit ihren ständigen, stundenlangen Verspätungen den Schweizer Taktfahrplan ins Stolpern bringen – ausgerechnet die Deutschen sollen die S-Bahnen in den dichtbevölkerten Regionen des Landes vor der Totalüberlastung bewahren.

Siemens habe das »vorteilhafteste Angebot« eingereicht, entgegen Vincent Ducrot, der Chef der SBB: »Die Regeln für die Beschaffung waren strikt.« Sie umfassten die Investitionskosten, den Betriebsaufwand, die Qualität – und die Frage, ob die neuen Züge tatsächlich alle Vorgaben der SBB erfüllen. Das heißt: Steckdosen für E-Bikes, Lichtbänder über den Eingängen, die die Ausstiegseite anzeigen, aber auch verstellbare Sitze und klappbare Tische, damit mehr Platz für Reisegepäck bleibt. Was im öffentlichen Beschaffungsrecht allerdings nichts zählt, ist: Heimatschutz.

In der Schweiz wie in Deutschland gelten die Regeln der Welthandelsorganisation, und die sollen dafür sorgen, dass keine Steuergelder verschwendet werden und die Kundinnen und Kunden vom besten Angebot profitieren können. Doch um den Wettbewerbsgedanken und den Glauben an den freien Markt ist es auch in der liberalen Schweiz nicht mehr allzu gut bestellt – gerade unter den Maschinen- und Fahrzeugbauern, die, von rekordhohen US-Strafzöllen geplagt, um ihre Zukunft im Hochlohnländern fürchten. Immer öfter fordern sie: *Switzerland first!* Kein Wunder also, dass da auch eine milliardeneure S-Bahn-Beschaffung zum Industriepolitikum wird. »Dieser Auftrag würde wie ein Konjunkturpaket wirken«, sagt der Stadler-Boss Spuhler. »Stattdessen vergeben wir ein Konjunkturpaket nach Deutschland.« Er droht, gegen den Entscheid vor Gericht zu ziehen.

Dabei erhielt Stadler Rail in der jüngeren Vergangenheit auffallend häufig den Zuschlag, wenn in der Schweiz neue Züge bestellt wurden. Das ging so weit, dass der Schweiz-Chef von Siemens warnte, die SBB könnte bald nur noch als »Stadler-Bundesbahnen« wahrgenommen werden.

Vor allem aber gäbe es Stadler Rail ohne internationale Wettbewerb gar nicht; zumindest nicht als globales Großunternehmen.

Ende der Achtzigerjahre verkaufte die Witwe Irma Stadler die kleine Familienfirma für 4,5 Millionen Franken an Peter Spuhler, den Mann ihrer Enkelin. Heute beschäftigt das Unternehmen weltweit 16.600 Mitarbeiter, macht einen Umsatz von jährlich mehr als drei Milliarden Franken und ist an der Schweizer Börse gelistet.

Im Jahr 2000 eröffnete Stadler in Pankow sein erstes Werk im Ausland und ist seither dick drin im deutschen Markt. Heute fahren Stadler-Züge und Stadler-Trams in allen Ecken des Landes, und es werden immer mehr: Die Schweizer liefern die neuen Akku-Züge für Thüringen, die künftigen Stadtbahnen für Köln, und auch die neuen 1.500 Wagen der Berliner U-Bahn haben sie konstruiert.

Übrigens, an diesem deutsch-schweizerischen Industriewunder war ein Mann entscheidend beteiligt, der sich über das Zwei-Milliarden-Konjunkturpaket besonders freuen durfte: Friedrich Merz. Der Kanzler saß bis 2020 im Aufsichtsrat von Stadler Rail.

MATTHIAS DAUM

KOMMENTAR

Einfach unmöglich

Neue Grundsteuer, alter Ärger: Der Staat kann es nicht allen recht machen. Deshalb wird auch so schnell keine Regelung auf einen Bierdeckel passen

Ein einfaches Steuersystem gehört zu den Wünschen, die nicht mal der Weihnachtsmann erfüllen kann. Die neue Grundsteuer ist ein schönes Beispiel dafür. Der Streit um sie tobte, seit zu Jahresbeginn die ersten Steuerbescheide rausgingen. Weil sich viele Immobilieneigentümer dann fragten, ob es denn rechtmässig sei, dass sie trotz der versprochenen Aufkommensneutralität auf einmal so viel mehr zahlen sollen als bislang, zogen sie vor Gericht.

Der Bundesfinanzhof in München, das oberste deutsche Finanzgericht also, durfte noch vor Weihnachten ein paar wichtige Entscheidungen dazu treffen. Verhandelt wurde bereits in dieser Woche. Juristisch geht es darum, ob die Berechnungsmethode der neuen Grundsteuer zulässig ist. Doch die eigentliche Frage lautet: Lässt sich der Zielkonflikt zwischen dem Wunsch nach Vereinfachung und dem nach Gerechtigkeit im Einzelfall überhaupt lösen?

Weniger Regeln zu fordern, sichert schnellen Applaus. Das hat Friedrich Merz schon vor mehr als zwanzig Jahren erkannt, als er seine Idee einer vereinfachten Steuererklärung auf einem Bierdeckel der Marke König Pilsener (vielsagender Aufdruck: »Heute ein König«) skizzerte.

Doch leider bringt jede Vereinfachung immer auch ein gewisses Maß an Ungerechtigkeit mit sich. Wer davon profitiert, hält typischerweise still. Wer belastet wird, wehrt sich. Aus diesem Grund bleiben viele Dinge so kompliziert, wie sie sind. Der Merzes Originalbierdeckel wird übrigens als Museumsexponat seit 2004 im Haus der Geschichte in Bonn aufbewahrt, während die Zahl der Steuerberater hierzulande im selben Zeitraum um ein Drittel gestiegen ist. Man kann sich denken, warum.

Bei der Grundsteuer wollte der Staat eine kleine Spur von Vereinfachung schaffen, nachdem ihn das Bundesverfassungsgericht 2018 zu einer Neuregelung verpflichtet hatte. Eigentlich war das keine schlechte Idee, und so entwickelte er das sogenannte »Bundesmodell« zur Berechnung der Immobilienwerte, auf die später die Grundsteuer erhoben werden sollte. Diesem Modell schlossen sich immerhin neun der 16 Bundesländer an. Die übrigen gingen eigene Wege und schufen damit eigene Probleme. Allein beim Bundesfinanzhof sind derzeit insgesamt 15 Verfahren anhängig. Gegen alle Varianten der Steuerberechnung.

Beim Bundesmodell, über das demnächst geurteilt werden darf, ist das »pauschalisierte Ertragswertverfahren« umstritten, mittels dessen die Finanzämter den Wert einer Immobilie bestimmen. Auch wenn es nicht so klingt: Das ist eine leichte Vereinfachung gegenüber jener Berechnungsmethode, die beispielsweise bei der Festsetzung der Erbschaftsteuer auf Immobilien verwendet wird. Als »grob typisierend« umschreibt sie der Bundesfinanzhof. Was bedeutet, dass womöglich manche Paläste zu niedrig und manche Hütten zu hoch bewertet und in der Folge falsch besteuert worden sind. Darum geh's. Vereinfacht gesagt.

Endgültig geklärt ist der Streit aber auch nach einem Urteil des Bundesfinanzhofs vermutlich nicht. Das letzte Wort darf das Bundesverfassungsgericht haben. So wie schon 2018, als es das bis dahin gültige Berechnungsverfahren zur Grundsteuer für verfassungswidrig erklärt. Wird es das wieder tun, wäre das der Beweis, dass man es höchstens jedem Einzelnen, nicht aber allen zugleich recht machen kann.

MARCUS ROHWETTER

ANZEIGE


HURTIGRUTEN

**Wenn dein Herz beginnt,
norwegisch zu schlagen.**

SPEZIAL-PREIS
JETZT BIS
30.11.

*All-inclusive Erlebnis
15 Tage ab 2.990 € p.P.**

*JETZT BUCHEN im Reisebüro oder
unter Tel. (040) 874 087 11
oder hurtigruten.com*

 Zuverlässig seit 1893  Kleine Schiffe

Signature

DIE NORDKAP-LINIE AB HAMBURG

Genießen Sie norwegische Lebensart voller Ruhe und Entspannung und mit preisgekrönter Küche auf unserer Signature Reise zu den Höhepunkten Norwegens. Unser erfahrenes Expeditionsteam freut sich auf Sie!

*Limitiertes Kontingent, Garantiekabine | Hurtigruten Global Sales AS • Langkaia 1 • 0150 Oslo • Norwegen



Nordkap
POLARKREIS
NORWEGEN
Hamburg

© Kristian Dale / Hurtigruten

»Die Regierung hat den Ernst der Lage nicht erkannt«

Zu wenig Wachstum, zu wenig Weitsicht, zu wenig Realismus: Die Wirtschaftsweise Monika Schnitzer sagt, die Politik vergeige den Wandel. Und hat ein paar Vorschläge, was zu tun wäre

DIE ZEIT: Frau Schnitzer, vor einem Jahr ist die Ampel-Regierung zerbrochen, auch am Streit über den Umgang mit der Wirtschaftskrise. Trotz neuer Regierung geht es der Wirtschaft heute kaum besser. Wie kommt das?

Schnitzer: Die neue Bundesregierung hat zwar schnell ein großes Finanzpaket aufgelegt, um mehr in Verteidigung und Infrastruktur zu investieren. Nur reicht das nicht. Die Politik hat sich zu lange darauf verlassen, dass unsere Konjunktur automatisch anzieht, sobald die Weltwirtschaft wieder stärker wächst. Das ist aber nicht mehr der Fall. Die deutsche Exportindustrie ist nicht mehr so wettbewerbsfähig wie früher. Wir sind nicht innovativ genug. Und die Zollpolitik der USA und der starke Euro machen die Exporte noch teurer.

ZEIT: Kanzler Friedrich Merz sagte im September, wir redeten die Wirtschaft schlecht. Das Glas sei halb voll, nicht halb leer. Liegt er also falsch?

Schnitzer: Wir haben durchaus noch eine leistungsfähige Wirtschaft. Aber wir verlassen uns zu stark auf traditionelle Branchen wie die Automobil-, die Chemie- und die Stahlindustrie, die uns in der Vergangenheit viel Wohlstand gebracht haben. Wir müssen uns neu aufstellen, sonst werden wir global zurückfallen. Und ich sehe da nicht genug Veränderungswillen. Jeder denkt zu sehr an seine eigene Amtszeit und nicht daran, was danach kommt. Damit meine ich nicht nur die Politik, sondern auch die Vorstände in den Konzernen.

ZEIT: Merz sagt, Deutschland befindet sich nicht in der Stagnation, sondern im Turnaround ...

Schnitzer: Da würde ich ihm widersprechen. Ich sehe noch keinen Turnaround. Um ein modernes industrielles Vorzeigeland zu werden, müsste die Industrie effizienter produzieren, künstliche Intelligenz einsetzen, Neues entwickeln. Das passiert noch viel zu wenig, und das ist ernüchternd.

ZEIT: Dann geben Sie vor allem den Unternehmens die Schuld an der Misere?

Schnitzer: Die Politik muss es den Unternehmen leichter machen, sich zu verändern. Bislang macht sie es ihnen eher leicht, am Althergebrachten festzuhalten. Das ist bequem. Aber jetzt ist nicht die Zeit für Gemütlichkeit.

ZEIT: Die Regierung hat immerhin einen sogenannten Wachstumsbooster beschlossen mit besseren Abschreibungsmöglichkeiten für Unternehmen, damit sie mehr investieren. Hilft das nicht?

Schnitzer: Diese kleine Steuersenkung wird natürlich helfen. Aber sie kann nur ein Baustein sein von vielen. Mir fehlt das Gesamtkonzept. Die Regierung denkt zu sehr vom Status quo her. Sie argumentiert etwa, dass der Strombedarf der Wirtschaft nicht so stark steigen wird, man die Energieversorgung also weniger ausbauen muss, als bisher geplant. Wenn die Unternehmen allerdings in Zukunftstechnologien wie künstliche Intelligenz oder Elektromobilität investieren, wird ihr Stromverbrauch deutlich steigen.

ZEIT: Wo versteckt sich denn die hoffnungsvollste Botschaft in Ihrem Gutachten, das Sie mit dem Sachverständigenrat gerade vorgelegt haben?

Schnitzer: Das neu geschaffene Sondervermögen Infrastruktur könnte tatsächlich einen großen Effekt auf unsere Wirtschaft haben, wenn man es für die richtigen Investitionen einsetzt. So wie es jetzt angelegt ist, wird man seine Wirkung aber erst 2026 spüren. Dann dürfte die Wirtschaft insgesamt um 0,9 Prozent zulegen. Davon gehen nach unseren Prognosen nur 0,3 Prozentpunkte auf das Finanzpaket zurück. Weitere 0,3 Prozentpunkte erwarten wir schlicht deshalb, weil 2026 mehr Feiertage auf die Wochenenden fallen und es deswegen mehr Arbeitstage gibt. Die übrigen 0,3 Prozent hätte es auch unabhängig davon gegeben.

ZEIT: Sie hatten mit dem Sachverständigenrat selbst vorschlagen, die Schuldenbremse zu lockern. Das Sondervermögen geht auf vier andere Ökonomen zurück, die an Weiberfastnacht ein entsprechendes Papier entworfen haben. Warum hat das Wort Ihres Gremiums so wenig Gewicht?

Schnitzer: Dass sich das vier Männer an Weiberfastnacht ausgedacht haben, ist schon lustig. Aber im Ernst: Wir haben als Sachverständigenrat bereits im vergangenen Jahr vorschlagen, dass der Staat sich umso stärker verschulden darf, je niedriger die Schuldenstandsquote ist, also die Verschuldung gemessen an der Wirtschaftsleistung. Damit waren wir nicht allein. Dass diese Vorschläge nicht umgesetzt wurden, hat auch damit zu tun, dass im Frühjahr nur drei Wochen Zeit waren, um das Grundgesetz zu ändern, bevor sich der neue Bundestag formierte. Da konnte man keine grundlegende Reform ausverhandeln.

ZEIT: War die schnelle Lösung die bestmögliche?

Schnitzer: In der kurzen Zeit schon. Allerdings muss die Politik noch mal nachbessern. Bei der Verteidigung könnten künftig alle Ausgaben, die ein Prozent des Bruttoinlandsprodukts überschreiten, aus Schulden finanziert werden. Damit hat man das klare Signal gesetzt: Wir tun für die Verteidigung alles, was nötig ist. Langfristig könnte die Möglichkeit, unbegrenzt Kredite für das Militär aufnehmen zu können, die Staatschulden allerdings massiv steigern. Das ist ein Problem.



Monika Schnitzer, fotografiert in der Ludwig-Maximilians-Universität München

Foto: Florian Gerenzky/Laif

Fünf Wirtschaftsweise, ein Gutachten

Deutschlands **Wirtschaft stagniert**, die leichte Erholung der Industrie im Sommer ist verpufft: So bewertet der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (kurz: Sachverständigenrat

Wirtschaft) die Lage in seinem neuen **Jahresgutachten**. Dem 1963 geschaffenen Gremium gehören fünf Ökonominnen und Ökonomen an, die als Wirtschaftsweise bezeichnet werden. **Monika Schnitzer**, 64, ist

seit 2022 die **Vorsitzende des Gremiums**. Als Professorin unterrichtet sie an der Ludwig-Maximilians-Universität München Volkswirtschaftslehre. Sie war Gastprofessorin in Stanford, Yale, Berkeley und Harvard.

ZEIT: Ob neue Kredite vertretbar sind, hängt davon ab, wie viel man erwirtschaftet. Deshalb schauen Ökonomen auf besagte Schuldenstandsquote, die aktuell bei etwas mehr als 60 Prozent liegt. Was ist Ihre Prognose, wie sie sich entwickelt?

Schnitzer: Wenn wir das Geld aus dem Sondervermögen in Projekte investieren, die die Produktivität und das Wachstum ankurbeln, können wir uns höhere Schulden leisten. Wenn man die aktuelle Haushaltspannung anschaut, wird der Wachstumseffekt aber eher gering ausfallen. Deshalb dürfte Deutschland angesichts der hohen Kredite in zehn Jahren bei einer Schuldenquote von 85 Prozent liegen.

ZEIT: Das wäre deutlich über der Grenze von 60 Prozent, die die EU erlaubt. Zugleich gibt es viele Länder in der EU, die schon jetzt höher verschuldet sind. Sind 85 Prozent ökonomisch vertretbar?

Schnitzer: Wir sind wegen Trumps unwägbarer Zollpolitik, Russlands Angriffskrieg und dem Strukturwandel in einer außergewöhnlichen Situation. Da ist ein höherer Schuldenstand durchaus gerechtfertigt, solange man dafür sorgt, ihn später wieder zurückzufahren. Entscheidend dafür ist, dass das zusätzliche Geld ausschließlich in

Investitionen fließt. Im besten Fall könnte dann das Wachstum jedes Jahr um einen Prozentpunkt höher ausfallen. Nur: Schaut man sich die Pläne der Bundesregierung an, ist das vielfach nicht der Fall. Man schafft sich mit dem Investitionsprogramm Spielraum im Kernhaushalt, um Geld für teure Wahlgeschenke auszugeben: die Ausweitung der Mütterrente, die Mehrwertsteuersenkung für die Gastronomie, die Subventionen für Agrardiesel, die Pendlerpauschale. Das kostet zusammengekommen schnell zehn Milliarden Euro im Jahr, hat aber keine Wachstumseffekte.

ZEIT: Man könnte aber auch sagen, man investiert mit Subventionen für Agrardiesel oder einer höheren Pendlerpauschale in den gesellschaftlichen Frieden. Ist das nicht sinnvoll?

Schnitzer: Nein. Mit dem Argument könnte jede Gruppe sagen, sie hätte auch gerne etwas. Solche Wahlgeschenke lassen eher vermuten: Die Regierung hat den Ernst der Lage nicht erkannt. Friedrich Merz müsste eine Rückrede halten, damit jedem klar wird, wo wir stehen und was das jedem von uns abverlangt. Bisher geht die Politik allerdings nur zugunsten der jungen Generation.

ZEIT: Der könnten die Investitionsprogramme aber auch helfen. Woran machen Sie das also fest?

Schnitzer: Die Jungen müssen die Schulden abzahlen, die wir heute machen. Sie werden künftig wohl einen Wehrdienst absolvieren müssen. Sie werden mehr für Kranken- und Pflegeversicherung zahlen müssen. Ebenso für die Rentenversicherung, wenn man sie nicht zügig reformiert. Auf den Schultern der Jungen lastet die ganze Verantwortung. Statt das anzuerkennen, hört man nur der jungen Generation fehls es an der nötigen Arbeitsmoral. Dabei arbeitet sie heute insgesamt eher mehr als früher.

ZEIT: Friedrich Merz hält den Sozialstaat in seiner heutigen Form nicht mehr für finanzierbar, Bundesarbeitsminister Bärbel Bas hat das »Bullshit« genannt. Wer hat recht?

Schnitzer: Wenn die Regierung für ein Wachstumswunder sorgen würde, wäre alles weiter finanziert. Aber ich sehe kein Wachstumswunder. Deshalb müssen wir beispielsweise die Renten von der Lohnentwicklung entkoppeln, damit sie weniger stark steigen.

ZEIT: Viele Menschen halten es für ungerecht, wenn ihre Sozialleistungen gekürzt werden, wäh-

rend, so ihr Empfinden, sehr reiche Menschen immer reicher werden. Stimmt dieser Eindruck?

Schnitzer: Wir haben uns das in unserem neuen Gutachten genau angesehen, weil uns über sehr hohe Vermögen inzwischen mehr Daten vorliegen als früher. Tatsächlich sind die Vermögen in Deutschland im europäischen Vergleich sehr ungleich verteilt. Im Osten haben die Menschen weniger Vermögen als die im Westen. Interessant ist auch: Frauen erben weniger und erhalten weniger Schenkungen von Betriebsvermögen als Männer.

ZEIT: Was bedeutet das für die Gesellschaft?

Schnitzer: Wer arm ist, gewinnt im Laufe seines Lebens kaum Vermögen dazu, spart kaum und erzielt nur schlechte Rendite. Wer dagegen reich ist, erzielt höhere Rendite und wird immer reicher. Dazu kommt: Kinder reicher Eltern werden auch selbst eher reich – nicht aufgrund ihrer Gene, sondern wegen vererbter Vermögen. Sie können sich eine bessere Bildung leisten und bekommen beispielsweise eher das nötige Kleingeld, um eine Firma zu gründen. Und das ist ungerecht.

ZEIT: Die Bundesregierung will ab 2026 jedem Kind ab sechs Jahren zehn Euro in ein kapitalgedecktes Altersvorsorgedepot überweisen. Ist diese sogenannte Frühstart-Rente ein richtiger Schritt?

Schnitzer: Ja, diesen Vorschlag haben wir vor einem Jahr gemacht. Auch wenn zehn Euro pro Monat ein extrem kleiner Betrag ist, ist es ein Anfang und ein Schritt zu mehr Kapitalmarktbildung. Daneben bräuchte es auch ein entsprechendes Depot für Erwachsene, um beispielsweise vermögenswirksame Leistungen am Kapitalmarkt anlegen zu können. Solche Angebote nehmen ältere Menschen bisher kaum in Anspruch, dabei sollte der Staat ihnen helfen und sie auch zusätzlich fördern.

ZEIT: Und was der Staat den Älteren dagibt, das holt er sich bei den Reicherem über die Erbschaftsteuer oder eine Vermögenssteuer?

Schnitzer: Das ist Sache der Politik. Die Erbschaftsteuer müsste ganz unabhängig davon reformiert werden, weil Erbschaften und auch Schenkungen unterschiedlicher Vermögensarten bisher sehr ungleichmäßig belastet werden. Derzeit prüft das Bundesverfassungsgericht ja erneut, ob die aktuellen Regelungen mit dem Grundgesetz vereinbar sind.

ZEIT: Braucht es also höhere Steuern auf große Erbschaften?

Schnitzer: Nicht generell. Aber die Steuer müsste gerechter gestaltet werden. Bislang ist es so, dass der Staat vererbte Betriebsvermögen mitunter vollständig verschont, wenn sich die Erben verpflichten, den Betrieb und die Arbeitsplätze zu erhalten. Dadurch kann im Extremfall jemand Millionen erben und dafür weniger Steuern zahlen müssen als ein anderer mit einer kleinen Erbschaft.

ZEIT: Was schlagen Sie vor?

Schnitzer: Der Staat sollte die sogenannte Verschöbnungsbedarfsprüfung abschaffen. Sie ermöglicht es Menschen, die ein Betriebsvermögen im Wert von mehr als 26 Millionen Euro erben, einen Steuererlass zu beantragen, wenn sie die anfallende Steuer nicht aus ihrem verfügbaren Privatvermögen bezahlen können. Diese Begünstigungen von Betriebsvermögen zu kippen, könnte dem Staat neun Milliarden mehr Einnahmen bringen.

ZEIT: Vertreter von Familienunternehmen sehen das anders: Aus ihrer Sicht ist die Regelung nötig, damit Erben die Unternehmen weiterführen.

Schnitzer: Die Eigentümer von Unternehmen können sich gegen den Erbfall versichern und dafür schon vorher Geld zurücklegen. Die Steuerschulden könnte großzügig gestundet werden, dann können die Erben sie abtötern. Sie könnten die Steuerlast per Kredit vorfinanzieren oder im Zweifel Anteile an ihrer Firma verkaufen. Ihre Betriebe haben ja einen Wert, der um ein Vielfaches höher ist als die Steuern, die bei ihrer Vererbung anfallen.

ZEIT: Viele finden, der Staat sollte sehr reiche Menschen auch über eine Vermögenssteuer stärker zur Kasse bitten. Wäre das ökonomisch sinnvoll?

Schnitzer: Um Vermögen besteuern zu können, müsste man sie Jahr für Jahr erfassen, dokumentieren und bewerten. Das ist aus unserer Sicht zu aufwendig. Deswegen ergibt es mehr Sinn, bei Schenkungen und Erbschaften anzusetzen – also dort, wo Vermögen einmalig weitergegeben wird.

ZEIT: Frau Schnitzer mit diesem Interview endet für Sie auch die Schweigeperiode, die sich der Sachverständigenrat vor Veröffentlichung seines Gutachtens auferlegt hat. In diesem Jahr haben Sie und Ihre Kollegen sich aber nicht konsequent daran gehalten, Sie haben noch drei Tage nach Beginn der Periode mit Finanzminister Lars Klingbeil in der Sendung *Caren Miosga* gestritten. Sind die Zeiten zu trüblich, um zu schweigen?

Schnitzer: Das sollte man nicht überinterpretieren. Diese Schweigeperiode dient dazu, dass die Mitglieder des Rates in der Endphase nicht Punkte aus dem Gutachten vorwegnehmen, während wir den Texten den letzten Schliff geben. Und ich muss gestehen: Ich bin in dieser Phase manchmal auch ganz froh, nicht alles kommentieren zu müssen.

Das Gespräch führten
Carla Neuhaus und Jens Tönnesmann



Mercedes-Benz

J E D E S T R E C K E : I H R M O M E N T .

Technologie, die begeistert. Performance, die mitreißt: Erleben Sie den CLA Shooting Brake und das CLA Coupé und machen Sie aus Minuten besondere Erinnerungen.

Zeit, die sich lohnt.

JETZT AB 269 €/MONAT* FINANZIEREN

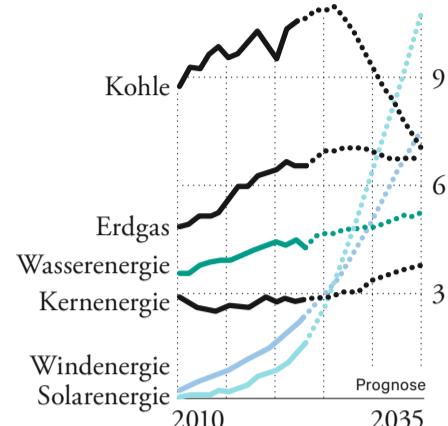


*Ein freibleibendes Finanzierungsbeispiel der Mercedes-Benz Bank AG, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart, für Privatkunden für einen CLA 180 Shooting Brake¹, Hubraum: 1.332 cm³, 100 kW + bis zu 10 kW, Kraftstoff: Super. Fahrzeugpreis 38.013,96 €, Anzahlung 6.976,00 €, Gesamtkreditbetrag 31.037,96 €, Gesamtbetrag 34.145,51 €, Laufzeit: 48 Monate, Gesamtaufleistung 40.000 km, Sollzins gebunden p.a. 2,95 %, Effektiver Jahreszins 2,99 %, Schlussrate (bei Option der Fahrzeugübernahme) 21.233,51 €, 48 mtl. Finanzierungsraten à 269,00 €. Angebot gültig vom 27.10.2025 bis 31.12.2025. Der Fahrzeugpreis für Ihr ausgewähltes Finanzprodukt versteht sich zzgl. lokaler Überführungskosten. Ist der Darlehensnehmer Verbraucher, besteht nach Vertragsschluss ein gesetzliches Widerrufsrecht nach § 495 BGB. Gemäß den Darlehensbedingungen ist für das Fahrzeug eine Vollkaskoversicherung abzuschließen. Andere Motorisierungs- und Ausstattungsvarianten gegen Aufpreis möglich. Das abgebildete Fahrzeug enthält Sonderausstattungen. Hinzunahme erweiterter Lieferumfänge ist ein abweichender Jahreszins möglich. Nur solange der Vorrat reicht.

¹Mercedes-Benz CLA 180 Shooting Brake | Energieverbrauch kombiniert: 6,5–5,9 l/100 km | CO₂-Emissionen kombiniert: 147–134 g/km | CO₂-Klassen: E-D

Weltweite Stromerzeugung

in Tausend Terawattstunden bei der angekündigten Politik



Allein in China wurden im vergangenen Jahr mehr Solarpanels installiert als im Rest der Welt zusammen.

Das Foto zeigt ein Kraftwerk in Golmud City

Es wurde Licht

Von der Weltklimakonferenz kommt eine gute Nachricht: Strom aus Wind und Sonne wird immer billiger. Trotzdem steigen die Treibhausgas-Emissionen. Ausgerechnet China ist Teil des Problems – und der Lösung **von PETRA PINZLER**

Carsten Schneider steht in einem riesigen Solarfeld in Brandenburg. Reihe um Reihe ziehen sich silbrige Panels über geschorene Wiesen und verlieren sich im trüben Grau. Seit vier Jahren betreibt der EnBW-Konzern den 185 Hektar großen Park, der bis zu 50.000 Haushalte mit Strom versorgen kann. Was den Umweltminister, der sonst ein eher trockener Typ ist, ins Schwärmen bringt: Es sei eine »Sensation«, wie sich die Erneuerbaren erst in Deutschland und inzwischen weltweit entwickelt hätten. In der ersten Woche der Klimakonferenz in brasilienschen Belém könnte Deutschland eine »Erfolgsgeschichte« erzählen und eine optimistische Botschaft an den Rest der Welt senden: »Viele Länder könnten die ganze fossile Nummer überspringen.«

An diesem Morgen wirkt das zunächst nicht ganz so überzeugend, das schlechte Wetter ist schuld. 187 Megawatt Strom könnten im branden-

burgischen Solarpark Weesow-Willmersdorf produziert werden, heute schafft die Anlage gerade mal einen Megawatt.

Und dennoch lohnt sich nicht nur dieses Projekt, für das EnBW nicht einmal EEG-Förderung beantragt hat. Zahlen belegen die Geschichte eines beispiellosen Erfolgs der Erneuerbaren. Und nicht nur in Deutschland, weltweit boomt die Solar- und Windbranche. Allein in diesem Jahr werden global wohl 2,2 Billionen Dollar (über zwei Billionen, das ist eine 2 mit 12 Nullen!) in den Ausbau der erneuerbaren Energien investiert – und damit doppelt so viel Geld wie in die Gas-, Kohle- und Öl-Infrastruktur. Und die Prognosen sagen: Weltweit wird auch künftig immer mehr klimafreundlicher Strom immer billiger produziert.

Das ist die positive Nachricht, die in diesen Tagen der UN-Klimakonferenz Schlagzeilen macht. Aber es gibt auch noch den anderen, unangenehmen Teil der Wirklichkeit: Trotz des grünen Booms sinkt die Nachfrage nach Öl, Gas und Kohle längst

nicht so, wie es für den Klimaschutz nötig wäre. Im Gegenteil. Unternehmen und Regierungen investieren weiter in die Erschließung und die Infrastruktur fossiler Brennstoffe, es entstehen neue Bohrlöcher, Ölpipelines, Hafenanlagen für Flüssiggas oder Kohlekraftwerke. In diesem Jahr für schätzungsweise 1,1 Billionen Dollar.

Dieser graue Boom hat Folgen – bis weit in der Zukunft. Gasfelder, die erst einmal erschlossen sind, werden in der Regel bis zur Neige ausgebeutet, was viele Jahre dauern kann. LNG-Terminals, also die Hafenanlagen für die Verschiffung von Flüssiggas, errichtet niemand nur für zwei, drei Jahre. Allein in den USA, die über große Gasvorräte verfügen, sollen so viele Terminals entstehen, dass sich die Exportkapazitäten bald schon verdoppeln. In China wiederum wurden 2024 so viele neue Kohlekraftwerke gebaut wie nie zuvor. Diese Meiler haben in der Regel eine Betriebsdauer von rund 35 Jahren.

Und dann gibt es auch noch die Öl- und Gasvorkommen, die in anderen Ländern weiter aus-

gebaut oder sogar neu erschlossen werden. Die Zahl der Bohrlöcher soll weltweit von 49.300 in diesem Jahr auf 51.000 im Jahr 2028 steigen, prognostiziert die Energieberatungsagentur Westwood Energy. Zahlen, die so gar nicht zu den Träumen einer klimaneutralen Weltwirtschaft passen. Dass die Regierungen an diesem Trend massiv etwas ändern würden, daran sieht es gerade eher nicht aus.

Zeitgleich stimmen also zwei Geschichten: Die von der einzigartigen Erfolgsgeschichte der erneuerbaren Energien. Und die von den vielen Leben der fossilen. Oder anders formuliert: Noch nie wurde so viel Strom durch Erneuerbare erzeugt wie heute – und gleichzeitig immer noch mehr CO₂ in die Atmosphäre geblasen.

Für diese doppelte Wirklichkeit gibt es gleich mehrere Gründe. Der wohl wichtigste: Weltweit wächst der Energiehunger rasant. Deswegen ersetzt die grüne Energie oft nicht die fossile, sondern ergänzt sie. In Kontinenten mit junger Bevölkerung, in Afrika, Asien und Lateinamerika, kann man das beispielhaft beobachten. Dort entwickelt eine wachsende Mittelschicht all die Bedürfnisse, die das Leben komfortabler machen. Entsprechend steigt die Nachfrage nach Heizungen, Klimaanlagen, Kühlschränken, Autos und all den anderen Energiefressern.

Dazu kommt die Digitalisierung und ganz besonders der Boom der künstlichen Intelligenz. In den USA, so prognostiziert das Lawrence Berkeley National Laboratory, könnte der Strombedarf, der für die künstliche Intelligenz benötigt wird, schon im Jahr 2028 so hoch sein wie der eines Fünftels der privaten Haushalte. Da lohnt es sich sogar, alte Kohlekraftwerke wieder in Betrieb zu nehmen – zumal die Trump-Regierung nicht nur jeden Klimaschutz einstellt. Sie hat auch angekündigt, mit 625 Millionen Dollar die Renovierung alter Meiler zu unterstützen.

Und dann nützt der Öl- und Gasbranche auch noch die sogenannte Pfadabhängigkeit. Am besten lässt die sich mit einer Schreibmaschine erklären: Auf den alten mechanischen Maschinen mussten die Buchstaben so angeordnet werden, dass sich die Hebel mit den Buchstaben beim Tippen nicht verhakten. Das Problem existiert bei modernen Computertastaturen nicht mehr, trotzdem hat die absurde Buchstaben-Ordnung gewohnheitsgemäß überlebt.

Ähnlich ist es bei den Heizungen. Auch dort führen Gewohnheit, hohe Anfangsinvestitionen für neue Technologien und eine Infrastruktur, die lange die alten Heizungen bevorzugt hat, dazu, dass vieles länger so bleibt, wie es war. Dass also mit Öl und Gas geheizt wird. Was der Industrie entgegenkommt, auch wegen des sogenannten Lock-in-Effekts. Wer sein Geld in einem Geschäftsfeld investiert hat, das lukrativ ist, tut erst mal viel dafür, dass das auch so bleibt. Besonders dann, wenn die Rendite wie in der Öl- und Gasindustrie sehr hoch ist. Diese wird weltweit auf rund 2,8 Milliarden Dollar geschätzt. Täglich.

Was wiederum mit dazu beiträgt, dass die Energiewende deutlich weniger weit ist als gemeinhin angenommen. Sehr oft nämlich wird irrtümlich auf den Stromverbrauch verwiesen, wenn von der Energiewende die Rede ist. Tatsächlich wird in Deutschland heute der Strom zwar zu 60 Prozent grün erzeugt. Schaut man allerdings auf die gesamte Energie, also auch auf das, was beim Heizen und Fahren und in der In-

dustrie verbraucht wird, sieht die Bilanz anders aus. Von dieser sogenannten Gesamtenergie sind gerade einmal zwanzig Prozent grün. Die deutsche Energiewende steht also, so gesehen, noch ziemlich am Anfang.

In vielen anderen Ländern ist die Lage noch schlechter: Weltweit werden zwar ein Drittel des Stroms, aber nur zehn Prozent der Gesamtenergie nachhaltig erzeugt. Und das führt dann zu den Folgen, mit denen sich die Regierungsvertreter auf der Klimakonferenz COP30 in Belém gerade beschäftigen: zu der Klimakrise.

Wo noch eine Lösung herkommen könnte, die – trotz alledem – schneller als prognostiziert für mehr Klimaschutz und zugleich genügend Energie sorgt? Ausgerechnet aus China, sagen immer mehr Fachleute. Zwar ist das Land weltweit für einen höheren CO₂-Ausstoß verantwortlich als jedes andere. Zugleich ist es aber »der unbestrittene Champion bei sauberen Energien«, schreibt die Beratungsgesellschaft Wood Mackenzie.

Allein in China wurden im vergangenen Jahr mehr Solarpanels installiert als im gesamten Rest der Welt. Und damit nicht genug: Auch die weltweite Produktion kommt zu drei Vierteln von dort. Etwas überspitzt könnte man sagen, die weltweite Energiewende ist immer stärker made in China.

Dabei helfen drei Faktoren: Innovation, Infrastruktur und Preise. Erstens werden die Produkte rasant besser und billiger. Solarpanels etwa können Sonnenlicht immer effizienter umwandeln. Immer größere Batterien speichern immer mehr Strom für die Zeit, wenn die Sonne mal nicht scheint und der Wind nicht weht. Und das Netz kommt immer besser damit klar, wenn wegen des Wetters mal viel Strom fließt und mal wenig.

Umweltminister Carsten Schneider lernt auch das auf seiner Reise zu den Brandenburger Energiewende-Unternehmen. Würden sie den gleichen Solarpark heute noch mal bauen, so erzählen es die Mitarbeiter von EnBW, brächte er 18 Prozent mehr Leistung – nach nur fünf Jahren. Und später, beim Übertragungsnetzbetreiber 50Hertz, erfährt Schneider noch, wie gut man dort inzwischen damit klarkommt, dass Strom nicht wie früher nur vom Kraftwerk zum Verbraucher fließt, sondern auch von privaten Balkenkraftwerken zu Batteriespeichern.

Was das alles für die Welt, die Energiesysteme und vor allem das Klima bedeutet? Die internationale Energieagentur, die seit vielen Jahren immer wieder Prognosen wagt, ist in diesem Jahr überraschend unentschieden. »Es gibt nicht die eine Energiegeschichte«, sagt Fatih Birol, Exekutivdirektor der Energieagentur. Noch nie habe es so viele verschiedene Technologien und Energieträger gegeben. Und noch eines mache die heutige Situation speziell: Der immer drängendere Wunsch nach Energiesicherheit.

Für den niederländischen EU-Klima- und Umweltminister Wopke Hoekstra ist das dann auch das schlagende Argument für mehr Klimaschutz: Allein im vergangenen Jahr habe die EU für den Kauf von fossilen Brennstoffen über 400 Milliarden Euro ausgegeben, sagte er beim Umweltministerrat vergangene Woche in Brüssel. Und schlug dann vor: Das Geld könne man doch künftig besser für die eigene Infrastruktur ausgeben.

Nicht das Klima, sondern die sinkenden Kosten und das steigende Sicherheitsbedürfnis könnten also die wichtigsten Argumente für die Energiewende sein. Den Klimaschützern in Belém macht das etwas Hoffnung. So könnte sich ein Teil der Milliarden, mit denen derzeit neue Bohrlöcher und LNG-Terminals finanziert werden, doch noch als Fehlinvestitionen erweisen.

KINDHEIT ENDET, WENN KRIEG BEGINNT.

KRIEGSKINDER BRAUCHEN PSYCHOLOGISCHE HILFE.
Jetzt QR Code scannen und spenden.

Forschende der Charité haben gezeigt, dass belastende Erfahrungen im Kindesalter Gehirn und Körper schneller altern lassen. Kindheit in Kriegsgebieten der Ukraine ist geprägt von Sirenen, Todesangst und Hilflosigkeit – Erfahrungen, die stark traumatisieren und bleibende Spuren hinterlassen. Wir bitten Sie um Ihre Unterstützung, damit wir den jüngsten Opfern dieses Krieges psychologische Hilfe geben können.



Preise runter, Emissionen rauf

Die EU hat Angst vor der Wut ihrer Bürger.
Deshalb verschiebt sie ihr wichtigstes
Instrument im Kampf gegen den Klimawandel.
Was sind die Folgen? VON RICARDA RICHTER



Gebäude sind für 36 Prozent der CO₂-Emissionen in der Europäischen Union verantwortlich

Steigende Preise sind politisches Gift. Das zeigte sich zum Beispiel, als Zehntausende Menschen in Frankreich mit gelben Westen auf die Straße gingen, um gegen eine Erhöhung der Kraftstoffsteuer zu protestieren. Es zeigte sich nach dem russischen Angriff auf die Ukraine, als auch die hohen Gaspreise zum Sturz der italienischen Regierung führten. Und es zeigte sich bei den jüngsten Wahlen in den USA, als den Demokraten vor allem die Inflation zum Verhängnis wurde.

Kein Wunder also, dass viele Regierungen in der EU steigende Preise möglichst verhindern wollen. Um das zu erreichen, entschieden die Umweltminister der Mitgliedsstaaten vergangene Woche, den zweiten Europäischen Emissionshandel (ETSII), der Heizen und Tanken teurer macht, um ein Jahr zu verschieben. Statt im Januar 2027 soll er nun erst 2028 starten.

Es ist der nächste Schritt in einer Reihe von Maßnahmen, mit denen die EU ihre Ambitionen im Klimaschutz zurückschraubt. Seit Monaten werden Gesetze abgeschwächt, oder ihre Durchsetzung wird verschoben, zeitgleich lobbyiert die Autoindustrie für ein Aufweichen des Verbrenner-Aus. Die Industrie

fürchtet um ihre Wettbewerbsfähigkeit, Verbote und Vorschriften finden keine Mehrheiten mehr.

Auf den gemeinsamen Emissionshandel aber, so schien es, konnten sich alle noch einigen. Denn bereits seit 2005 gibt es den sogenannten ETSI, der die CO₂-Emissionen der Industrie und Energiewirtschaft schrittweise senken soll. Mit dem ETSII wird das System auf die Bereiche Gebäude und Verkehr übertragen.

Das Prinzip des Emissionshandels funktioniert so: Wer klimaschädliche Brennstoffe wie Öl und Gas in Umlauf bringt, braucht dafür ein Zertifikat. Unternehmen kaufen diese Nachweise ein und geben die Kosten an die Kunden weiter. Jahr für Jahr reduziert die EU die Menge der Zertifikate, der Ausschuss von CO₂ wird dadurch teurer. Für Verbraucher wird es also attraktiver, auf ein Elektroauto umzusteigen oder sich eine Wärmepumpe einzubauen. Durch den Handel werden Emissionen dort vermieden, wo es am günstigsten ist. Das ist der Vorteil.

Der ETSII hat aber auch einen großen Nachteil: Die höheren Kosten treffen ärmeren Menschen besonders stark. Sie leben zwar häufig auf weniger Wohnfläche als reichere Haushalte, aber gleichzeitig auch in schlechter gedämmten Häusern, die

besonders viel Energie schlucken. Wer auf dem Land wohnt und zur Arbeit pendelt, verbraucht viel Kraftstoff, hat aber vielleicht nicht die Mittel, sich ein neues Auto zu kaufen.

In Deutschland werden diese Kosten bereits sichtbar. Schon seit 2021 gibt es hierzulande einen nationalen CO₂-Preis, der später im ETSII aufgehen soll, aktuell liegt er bei 55 Euro pro Tonne. Wer Diesel tankt, zahlt deshalb rund 17 Cent zusätzlich, bei Benzin sind es rund 16 Cent.

Der ETSII aber wird in der ganzen EU gelten, also auch in Ländern, in denen das Pro-Kopf-Einkommen deutlich niedriger ist als in Deutschland. Schon jetzt gibt es in Bulgarien fast jeder Vierte an, sein Zuhause aufgrund hoher Energiepreise und schlechter Isolierung nicht angemessen warm halten zu können. Bei einem Preis von 100 Euro pro Tonne CO₂ würden die Gaspreise dort um 25,5 Prozent steigen. »Die Lenkungswirkung in ärmeren Ländern ist eben nicht: Wir stellen auf eine Wärmepumpe um, sondern: Wir heizen nicht«, sagt Michael Bloss, Europaabgeordneter der Grünen. Entsprechend unbeliebt sei der ETSII bei anderen Mitgliedsstaaten.

Um die sozialen Folgen abzudämpfen, soll ein Teil der Einnahmen in den Klimasozialfonds fließen.

Mehrere Milliarden stehen den Mitgliedsstaaten jedes Jahr zur Verfügung, um einkommensschwache Haushalte etwa bei einem Heizungstausch zu unterstützen oder über staatlich unterstützte Leasingverträge Elektroautos zur Verfügung zu stellen. Doch viele Länder haben Angst, dass diese Förderung nicht reichen wird.

Nun bleibt ein Jahr mehr Zeit, bis die Preisanstiege kommen. Für Verbraucher ist das eine kurzfristige Entlastung, für das Klima jedoch ein Problem. »Eigentlich will die EU ihre Emissionen bis 2030 um 55 Prozent reduzieren«, sagt Peter Liese, Europaabgeordneter der CDU. »Schon jetzt sind wir auf dem Weg, nur 54 Prozent zu erreichen. Und durch die Verschiebung des ETSII kommen wir nur noch auf 53 Prozent.«

Und die EU will das System sogar noch weiter abschwächen. Um zu verhindern, dass die Kosten für Verbraucher ab 2028 zu stark steigen, wird in Brüssel nun darüber verhandelt, den Preis pro Tonne CO₂ in den ersten Jahren zu deckeln. Steigt er über einen festzulegenden Wert zwischen 50 Euro und 60 Euro, kann die EU zusätzliche Zertifikate in den Markt geben.

Der Klimaökonom Ottmar Edenhofer vom Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung hält eine

Deckung zwar grundsätzlich für richtig: »Wenn wir den Preis in der Anfangsphase des neuen Emissionshandels für Gebäude und Verkehr nicht festlegen, sind die politischen Risiken zu groß«, sagt er. In Polen etwa, das noch besonders stark auf fossile Brennstoffe setzt, wird 2027 gewählt.

Aus den zusätzlichen Zertifikaten ergeben sich aber ein weiteres Problem, sagt Edenhofer: »Wenn der Preis zu stark gedeckelt wird, werden die Klimaziele nicht erreicht.« Der ETSII würde also seine Wirkung verfehlten. Für diesen Fall hat die EU eine Rückfalloption ins Gesetz geschrieben. Die Mitgliedsstaaten müssten ihre Emissionen durch nationale Maßnahmen reduzieren – also durch Anreize und Verbote. Sonst drohen Strafzahlungen. Bisher aber gebe es kein Land, das dafür einen Plan habe, sagt Peter Liese von der CDU.

In Deutschland ändert sich durch die Verschiebung erst einmal wenig, denn der nationale Emissionshandel bleibt in Kraft. Nächstes Jahr kann der hiesige CO₂-Preis bis auf 65 Euro pro Tonne steigen. Kommt der ETSII nun wie geplant 2028, sind die Deutschen also im Vorteil. Im Gegensatz zu anderen Ländern haben sie sich schon an die höheren Preise gewöhnt.

Foto: Ralf Poller/dpa

ANZEIGE

Digitale Souveränität: Eine Bundesbehörde geht voran

Die Bundesagentur für Arbeit ist die größte Sozialbehörde Europas und betreibt zudem auch die größte IT-Landschaft im öffentlichen Sektor. Schwarz Digits fragt nach bei Andrea Nahles, Vorstandsvorsitzende und IT-Vorstand der Bundesagentur für Arbeit, wie die BA in Zukunft digital souverän agieren wird.

Was sind die Kernaufgaben und die Mission der Bundesagentur für Arbeit?

Andrea Nahles: In unserem Leitbild formulieren wir das, wie ich finde, ganz schön. Da sagen wir: „In einer Welt im Wandel geben wir Menschen und Unternehmen in Deutschland Orientierung und Sicherheit.“

Ganz konkret heißt das: Wir bringen Menschen und Arbeit zusammen. Wir beraten und unterstützen Menschen auf dem Weg in Ausbildung und Arbeit, entwickeln gemeinsam mit ihnen individuelle Perspektiven – und nicht zuletzt sichern wir Existenz. Außerdem unterstützen wir Unternehmen, Fachkräfte zu gewinnen.

Welche Möglichkeiten bietet Ihnen hier die Digitalisierung?

Andrea Nahles: Wir haben uns zum Ziel gesetzt, die modernste öffentliche Dienstleisterin in Europa zu werden. Wir beraten persönlich, aber wir sind auch digital unterwegs und stellen unseren Kundinnen und Kunden immer mehr Angebote und Leistungen online zur Verfügung. Und das wird auch gut genutzt, über 75 Prozent der Arbeitsuchendmeldungen gehen inzwischen online bei uns ein.

Neben steigenden Erwartungen treiben uns dabei – wie andere öffentliche Verwaltungen auch – weitere Faktoren, allen voran die Demografie. Bis 2032 werden wir knapp ein Drittel unserer Mitarbeitenden verlieren, weil sie in den Ruhestand gehen – oder durch Fluktuation. Diese Lücke

werden wir kaum durch Nachrekrutierungen schließen können. Deshalb entwickeln wir Lösungen, die sicherstellen, dass wir unsere Aufgaben auch weiterhin erfüllen können. Standardisierung ist dabei für uns ein wichtiger Faktor. Standardisierung bedeutet: Gleiche Fälle werden gleich behandelt. Dafür brauchen wir einheitliche Prozesse, gemeinsame Schnittstellen und verbindliche Datenformate. Denn nur so können Daten einheitlich und effizient in der Verwaltung genutzt werden, um den Bürgerinnen und Bürger einen verlässlichen Service zu bieten. Chancen liegen hier also ganz klar in der Digitalisierung und Automatisierung. Beides betreiben wir „Human friendly“, also mit und für unsere Mitarbeitenden – und natürlich für unsere Kundinnen und Kunden.

Was bedeutet digitale Souveränität für die Bundesagentur für Arbeit?

Andrea Nahles: Mit digital souveränen Technologien wollen wir dafür sorgen, dass unsere Verwaltung auch künftig sicher und unabhängig bleibt.

Deshalb ist „Digitale Souveränität“ für uns weit mehr als eine geopolitische Fragestellung. Für uns ist sie im Arbeitsalltag wichtig. Als öffentliche Verwaltung müssen wir zuverlässig und sicher unseren gesetzlichen Auftrag erfüllen und die Menschen, die uns brauchen, beraten, unterstützen – und auch ganz praktisch: Leistungen auszahlen. Als Sozialbehörde haben wir einen hohen Anspruch an Nachvollziehbarkeit, Transparenz und Datenschutz. Deshalb nutzen wir Technologien deutscher und europäischer IT-Unternehmen, um verlässliche Strukturen aufzubauen und über die Nutzung der Daten selbst zu bestimmen.

Welche Kriterien sind Ihnen bei der Erreichung digitaler Souveränität besonders wichtig?

Andrea Nahles: Als BA müssen wir für die Bürger und

Bürgerinnen zuverlässige und praktikable Prozesse bereitstellen. Dafür brauchen wir eine leistungsfähige IT, die robust, resilient, skalierbar und innovationsfähig ist. Mittlerweile stehen viele Produkte, die wir brauchen, nur noch in der Cloud zur Verfügung. Zudem entstehen Innovationen, z.B. KI-Modelle, die wir benötigen, um unser Angebot weiter zu digitalisieren – vor allem in der Cloud. Das ist die eine Seite.

Auf der anderen Seite spüren wir heute schon den demografischen Wandel und Fachkräftemangel, der über die Jahre weiter zunehmen wird. Hier wird uns eine breit aufgestellte IT entlasten und helfen, uns zukunftsfähig aufzustellen.

Um die Cloud für die BA langfristig nutzbar zu machen, haben wir uns für einen Multicloud-Ansatz entschieden. Ein wichtiges Kriterium ist dabei, dass wir uns nicht von einem Cloud Provider abhängig machen, denn wir müssen als Sozialbehörde stets handlungs- und entscheidungsfähig bleiben. Wir haben uns deshalb bewusst dazu entschieden, auch souveräne Cloud Provider mit einer Datenverarbeitung im Europäischen Wirtschaftsraum in Betracht zu ziehen.

Wie setzen Sie den Multicloud-Ansatz um?

Andrea Nahles: Im Rahmen unserer Multicloud-Broker-Ausschreibung, die wir gemeinsam mit unseren Partnern DRV und DGUV durchgeführt haben, wurde der Zuschlag für das wirtschaftlichste Angebot eines Cloud-Brokers erteilt. Gefordert wurden drei Hyperscaler und zwei bis vier weitere europäische souveräne Cloud Provider. Im gesamten Prozess hatten wir als BA keinen Einfluss darauf, welche europäischen souveränen Angebote im Multicloud Broker verfügbar sein werden.

Bei allen Cloud Providern, mit denen wir bisher im Zuge des Multicloud Broker zusammenarbeiten, sehen wir die hohe Professionalität und das tiefe Verständnis, die Behördengänge der BA zu digitalisieren.

Inwiefern werden die Themen Cloud, Cybersicherheit und Künstliche Intelligenz auf der strategischen Ebene des Vorstands der Bundesagentur für Arbeit verankert?

Andrea Nahles: Wir haben uns – wie schon gesagt – auf den Weg gemacht, die modernste öffentliche Dienstleisterin in Europa zu werden. Daher sind gerade unsere Digitalisierungs- und Automatisierungsthemen im Fokus vieler Diskussionen, um die BA voranzubringen. Cloud, Cybersicherheit und Künstliche Intelligenz sind die Eckpfeiler unserer Strategie für eine leistungsfähige IT-Infrastruktur der BA, denn wir wollen die Herausforderungen aktiv angehen. Und dazu haben wir ganz konkrete Maßnahmen: Wir haben eine IT-Strategie aufgesetzt und wir haben zum Beispiel im letzten Jahr ein Automation Center of Excellence (ACoE) in der BA gegründet – einen KI-Parcours, auf dem Mitarbeitende die Dinge selbst ausprobieren können. Ganz wichtig ist uns nämlich, unsere Digitalisierung und Automatisierung „Human friendly“ zu betreiben. Also mit und im Sinne der Menschen. Um sicherzustellen, dass wir KI entsprechend gesellschaftlicher Werte einsetzen und keine Vorurteile oder Verzerrungen implementiert werden, haben wir uns ein Wertefundament gegeben: die BA-Datenethik. Über die Einhaltung wachen ein Expertenteam und ein Datenethik-Gremium. Uns ist es wichtig, die Menschen mitzunehmen und Ängste abzubauen. Deshalb haben wir Digi-Weeks eingeführt, in denen die Mitarbeitenden über IT-Themen und neue Produkte informiert werden. Und wir haben IT-Verantwortliche als Botschafterinnen und Botschafter in allen Häusern. Diese Themen sind bei uns nicht nur Sache des Vorstands – wir nehmen alle Mitarbeitenden mit.

schwarz-digits.de/referenzen

Diese Empfehlung ist womöglich manipuliert



Illustration: Norman Hogenheit für DIE ZEIT

Viele Menschen nutzen Chatbots als Kaufberater, für Sneaker oder Staubsauger. Wie Firmen versuchen, in den Antworten vorzukommen VON JOHANNA JÜRGENS

Zum Beispiel Laufschuhe, da ist das Angebot ja recht unübersichtlich. ChatGPT empfiehlt mir, einer eingeloggten Nutzerin, über die das Programm nach zwei Jahren fast täglichem Austausch einiges weiß, das Modell New Balance Fresh Foam X 1080 mit guter Dämpfung, weil man in Berlin oft auf Kopfsteinpflaster läuft. Ein „guter Allrounder“ sei Cloud 6 von der Schweizer Marke On. Oder, falls ich nicht so viel Geld ausgeben wolle: Kiprun Cushion 500, 72,99 Euro, die Eigenmarke des Händlers Decathlon, dessen Angebot ChatGPT auch direkt verlinkt.

Egal für welchen Schuh ich mich entscheide, bis herhin hatte ich es sehr bequem. New Balance dürfte sich über die Antwort freuen, Decathlon genauso. Weniger gut lief die Kaufberatung für Nike und Adidas, die im ChatGPT-Ranking deutlich weiter unten stehen. Und fatal ist sie für Puma, immerhin viergrößter Sportwarenhersteller der Welt. Der kommt nämlich gar nicht erst vor.

Im Internet findet gerade so etwas wie eine tektonische Plattenverschiebung statt. Menschen suchen nicht mehr, sie lassen sich Antworten geben, von Chatbots wie Perplexity, Claude, ChatGPT oder Googles Gemini. In den USA können Nutzer schon bald über ChatGPT bei Walmart shoppen. Gut möglich, dass in diesem Jahr einige Geschenke unterm Weihnachtsbaum landen, die nicht nach Bauchgefühl gekauft wurden, sondern auf Empfehlung eines sogenannten Sprachmodells.

In vertraulichen Gesprächen sagen mehrere Manager großer Onlinehändler, die Zahl der Besucher auf ihren Websites, die dort über KI-Chats landen, befindet sich zwar noch im niedrigen einstelligen Prozentbereich. Aber der Anteil wächst rasant, verdoppelt sich oft binnen eines Monats. »Da nicht vorzukommen«, sagt einer über die Antworten der Chatbots, »wird sich bald niemand mehr leisten können.«

Darum geht es für viele Unternehmen nun: erwähnt werden und dabei möglichst gut dastehen. Nicht nur vor den Kunden, auch vor Geschäftspartnern, Investoren, Fachkräften auf Jobsuche. Wenn

alle sich von einer KI informieren lassen, ist nicht ganz unwichtig, was die KI über einen sagt. Nur, wie findet man das heraus?

Wie Googles Suchergebnisse zustande kommen, war noch recht transparent. Ganz oben stehen Anzeigen von Werbekunden. Nutzer bekommen ein paar personalisierte Informationen, abhängig etwa vom Standort und vom Suchverlauf. Ansonsten sind die blauen Links für jeden Nutzer mehr oder weniger dieselben.

Chatbots hingegen sind ziemlich unberechenbar. Gesellen. Jede KI antwortet unterschiedlich. Jeder Nutzer bekommt auf dieselbe Frage ein anderes Ergebnis. Und welche Fragen Menschen den Bots stellen, welche Antworten sie daraufhin erhalten, ist öffentlich nicht bekannt. Für Unternehmen ist das so, als müssten sie Tausende Gespräche beeinflussen, bei denen sie nicht zuhören können – von deren Ausgang für sie aber viel abhängt.

Das ist die Gemengelage, in der sich gerade ein ziemlich lukratives Geschäftsmodell etabliert: Dienstleister, die systematisch Antworten von KI-Modellen

auswerten. Konzerne und Start-ups suchen ihre Unterstützung genauso wie politische Organisationen. Sie alle wollen wissen, wie die Chatbots sie darstellen. Und rechtzeitig gegensteuern, wenn ihnen das Ergebnis nicht gefällt.

Einer dieser Anbieter sitzt in Berlin-Mitte: Peec AI, eines der am schnellsten wachsenden KI-Startups in Europa. Die Firma wurde erst im Februar gegründet, neun Monate später betreut sie bereits 1.300 Kunden. Die Modemarke Chanel ist darunter, der Reisekonzern TUI, die Vereinten Nationen, Axel Springer. Eigentlich hatte sich das 21-köpfige Team vorgenommen, im ersten Jahr 650.000 Euro Umsatz zu erwirtschaften. Nun werde es ein deutlich siebenstelliger Betrag, sagt Malte Landwehr, der Produktchef. Das Starterpaket kostet 89 Euro im Monat, umfangreichere Analysen für Geschäftskunden beginnen bei knapp 500 Euro. Die Nachfrage sei groß, das Angebot auch: »Wir wissen von 146 Konurrenten.«

In San Francisco hat Profound AI, eine Firma, die ähnliche Dienste anbietet, knapp 55 Millionen Euro an Wagniskapital eingesammelt. Auch das Kölner Medienunternehmen Unicepta, dessen 500 Mitarbeiter bisher Debatten im Netz und in traditionellen Medien auswerteten, bietet seinen Kunden nun KI-Analysen an.

Niemand kann erklären, wie Chatbots auf einzelne Antworten kommen. Nicht einmal die Ingenieure, die sie entwickelt haben. Aber Unternehmen wie Unicepta und Peec AI können zumindest auswerten, was die Systeme von sich geben. Erst legen ihre Kunden eine Reihe an Prompts fest. Das sind Befehle an die KI, in denen Erwiderungen sie unbedingt erwähnt werden sollen. Bei Chanel wäre das wohl die Frage nach einem roten Lippenstift, bei TUI die nach Pauschalreisen nach Mallorca. Dann lassen die Anbieter diese Prompts laufen, jeden Tag, über mehrere Wochen und bei allen gängigen Bots. Anschließend analysieren sie die Antworten. Wie sichtbar sind die Unternehmen? Wie wahrgesinn sind ihnen die KI-Modelle? Auch im Vergleich zur Konkurrenz?

Meistens kämen seine Kunden einfach seltener vor, als sie wollten, sagt Martin Schulze, der bei Unicepta für KI-Analysen zuständig ist. Er stieß aber auch schon auf möglicherweise geschäftsgefährdende Informationen. Etwa im Fall eines Herstellers für Chemieprodukte, der hier anonym bleiben soll: Mehrere KI-Modelle hatten behauptet, dieser verstößt gegen EU-Recht. Die Programme bezogen sich dabei auf alte Pressemitteilungen auf der Website des Unternehmens, aus der Zeit vor den Gesetzesänderungen. Wie reagiert man da?

»Die Sprachmodelle haben kein gutes Gespür für Chronologie«, sagt Schulze, so erklärt er sich den Fehler. »Aber ihr Kurzzeitgedächtnis lässt sich recht schnell beeinflussen.« Jene Informationen, die nicht in den Trainingsdaten vorkommen, die sich die KI also bei Bedarf spontan im Internet zusammensuchen muss. Zum Beispiel auf der Homepage eines Unternehmens. Der Hersteller für Chemieprodukte habe deswegen sofort sein Archiv offline genommen.

Schulze bietet auch keine Gewissheiten, nur qualifizierte Ratschläge. Er sieht, welche Firmen in den Antworten der KI besonders sichtbar sind, und leitet daraus Regeln ab. Seinen Kunden empfiehlt er, ihre Websites für Bots zu optimieren. Bedeutet: im Zweifel weniger Bilder, dafür maschinenlesbarer Text; keine kaputten Links, weil die KI dann sofort aussteigt; überall einheitliche Informationen, und am wichtigsten: »sauber aufbereitete Zahlen und Fakten, gern in möglichst einfacher Sprache, in übersichtlichen Tabellen oder Stichpunkten.«

Denn Sprachmodelle sind faul. Sie möchten für ihre Antwort möglichst wenig Rechenleistung verbrauchen und bevorzugen daher Quellen, die ihnen die nötigen Informationen schon servierfähig liefern. Für Unternehmen ist das eine gute Nachricht.

Sie können durchaus Einfluss nehmen auf die Antworten von ChatGPT. Allerdings haben sich dadurch auch ein paar fragwürdige Strategien etabliert.

Sprachmodelle lieben Rankings. So sehr, dass für sie kaum eine Rolle spielt, von wem die eigentlich stammen. Das hat zur Folge, dass viele Unternehmen auf ihren Websites eigene Listen hochladen (»Die fünf BESTEN Buchhaltungssysteme für Zahnärzte«) und ihr Produkt einfach auf die Eins setzen. Das Phänomen hat auch Malte Landwehr schon beobachtet: »Wenn Sie zehn solcher Artikel entstehen, gerne auch mit einer KI, stehen die Chancen nicht schlecht, dass ein Sprachmodell das übernimmt«, sagt er.

Seriös ist das nicht. Aber vielen Kunden wird es wohl kaum auffallen. Denn die Quellen, die ChatGPT mitliefert, schauen sich nur die wenigen auch tatsächlich an.

Ein weiteres Schlupfloch sind sogenannte Advertorials. Dabei handelt es sich um Anzeigen in Tageszeitungen und Magazinen, die auf den ersten Blick aussehen wie journalistische Texte, aber von Marketingabteilungen geschrieben wurden. Für den Leser ist klar gekennzeichnet, dass es sich um Werbung handelt. Allerdings übergehen die meisten Sprachmodelle diesen Hinweis. »ChatGPT zitiert solche Advertorials oft, als wären es journalistische Texte«, sagt Landwehr. Und schon wird eine Werbeanzeige zur unabhängigen Quelle.

Landwehr geht jedoch davon aus, dass Anbieter wie OpenAI diese Schlupflöcher bald schließen. Wenn ChatGPT wirklich zu einer Art Superassistent werden soll, der Nutzern auch Aufgaben abnimmt, die besser nicht schieffliegen, dürfen solche Einflussnahmen das Vertrauen in die KI nicht gefährden. »Ich würde niemandem raten, sich auf solche Tricks zu verlassen«, sagt er.

Am einfachsten wäre es wohl, für eine prominente Platzierung zu bezahlen. Bei Google ist das schon seit Jahrzehnten möglich. Die Suchmaschine wurde dadurch überhaupt erst profitabel. OpenAI, das Unternehmen hinter ChatGPT, könnte mit den Werbeeinnahmen seine immensen Investitionen wieder reinholen. Im letzten Quartal soll die Firma einen Verlust in zweistelligen Milliardenbereich verzeichnen haben.

OpenAI-Chef Sam Altman zeigt sich bisher allerdings skeptisch. Werbung habe Unternehmen wie Google die falschen Anreize gesetzt, sagte er vor wenigen Tagen: »Wenn du die besten Ergebnisse lieferst, gibt es keinen Grund, darüber Anzeigen zu schalten.« Der Konkurrent Perplexity hat zuletzt mit gesponserten Antworten experimentiert, sie aber auch noch nicht offiziell eingeführt.

Bis auf Weiteres bleibt die beste Strategie für Firmen wie Chanel oder TUI also: Versuch und Irrtum. Den Wikipedia-Eintrag auf dem neuesten Stand halten, weil die Bots ihre Antworten oft aus der Enzyklopädie ziehen. Und sich vielleicht neue Kanäle erschließen, die Marketingchefs bisher eher weniger auf dem Schirm hatten.

Zum Beispiel Reddit, ein nerdiges Onlineforum, in dem sich meist anonyme Nutzer zu nischigen Themen austauschen. ChatGPT zitiert daraus oft, wenn Einschätzungen gefragt sind, die nur echte Menschen geben können. Etwa dazu, wie es sich in Sportschuhen von Kiprun läuft, die ChatGPT gerne empfiehlt.

Kiprun macht nicht die günstigsten Laufschuhe und wohl auch nicht die besten. Dafür hat die Decathlon-Eigenmarke eine Fangemeinde bei Reddit. »Ich hab immer mindestens ein Paar davon im Schrank«, schreibt die Nutzer. Oder: »Ich habe mehr Meilen auf all meinen Kiprun-Schuhen herausgeholt als aus jedem anderen Schuh.«

Die Kommentare sind schon drei Jahre alt. Für Decathlon sind sie heute wertvoller denn je.

ZEIT SHOP

Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

Tradition trifft Innovation

Jetzt bestellen:
shop.zeit.de/telemeter



JUNGHANS ZEIT-Sonderedition »Telemeter«

Inspiriert vom legendären Chronographen aus den 1950er-Jahren verbindet dieses Modell zeitlose Eleganz mit moderner Technik und außergewöhnlicher Funktionalität. Die exklusive ZEIT-Sonderedition von Junghans präsentiert sich mit einem edlen Zifferblatt in tiefem Mitternachtsblau, das von goldfarbenen Zeigern und Ziffern stilvoll akzentuiert wird. Dieses historisch inspirierte Meisterstück ist ausschließlich im ZEIT Shop erhältlich. Des Weiteren besticht das Zifferblatt durch seinen ausgewogenen Gesamteindruck und vereint Retrocharme mit technischer Raffinesse. Das gewölbte Zifferblatt mit Leuchtziffern wird von einem entspiegelten Saphirglas überspannt, das für beste Ablesbarkeit in jeder Situation sorgt. Im Inneren arbeitet das Automatikwerk Kaliber J880.3, dessen Oberflächen mit Rhodium veredelt sind. Mit ihrem hochwertigen Lederarmband und der besonderen Liebe zum Detail bringt die Uhr einen Hauch von Vintage in die Gegenwart.

2.590,00 € | Bestell-Nr. 50280

Streng limitiert auf
50 Exemplare



Material
Edelstahl,
PVD-beschichtet
Armband
Blau Lederarmband
mit Alligator-Prägung
Gehäuse
Ø 41 mm, 13 mm



**schwarz
digits**

Andrea Nahles,
Vorstandsvorsitzende und IT-Vorstand
der Bundesagentur für Arbeit

DIGITAL SOUVERÄN

„Digital souveräne Technologien sorgen dafür, dass
unsere Verwaltung auch künftig sicher und unabhängig
bleibt. Für eine moderne, kundenfreundliche Verwaltung.“



Bundesagentur
für Arbeit

Als Schwarz Digits sind wir überzeugt: Erfolgreiche Unternehmen müssen digital sicher und unabhängig agieren. Dazu tragen unter anderem unsere souveränen Lösungen bei. Wir freuen uns, dass die Bundesagentur für Arbeit in ihrer Multicloud-Strategie auch auf unsere souveräne STACKIT Cloud, zuverlässige Cybersecurity-Lösung von XM Cyber und die Künstliche Intelligenz von Aleph Alpha vertraut.

 STACKIT

 XM Cyber

 ALEPH ALPHA
on STACKIT

schwarz-digits.de/referenzen



Declan Ganley, 57, befürchtet einen Blackout. Deshalb will er ein Rettungsnetz aus Satelliten über den Planeten legen



Foto: Paulo Nunes dos Santos für DIE ZEIT; Getty Images (2)

»Das Internet auszuschalten, ist einfach«

China werde das globale Netz sabotieren, glaubt der irische Multimillionär Declan Ganley. Deshalb baut er im Orbit ein neues **von JOCHEM BITTNER**

Um möglichst anschaulich zu machen, wie er den Großteil der Welt vor einem Kollaps retten will, legt Declan Ganley die gespreizten Finger beider Hände so aneinander, als umfasse er eine imaginäre Erdkugel. »Stellen Sie sich 600 Satelliten vor, die eine Art Fischernetz rund um den Globus formen und untereinander kommunizieren«, sagt der Unternehmer, während er die Hände nach vorne dreht. »Dieses Netz wäre völlig unabhängig von Erdkabeln.«

Tausend Kilometer hoch im Orbit, sabotagesicher und leistungsfähiger als Elon Musks Starlink: So soll das »Outernet« aussehen, an dem Declan Ganleys Firma Rivada Networks arbeitet – mithilfe deutscher Technik. Das Outernet wäre ein Back-up-Internet, das die wichtigsten Vitalfunktionen der digitalen Zivilisation am Laufen hielte für den Fall, dass das kabelgestützte Internet zerstört würde. Eine Daten-Arche im Weltall, in dem auf Erden alles zusammenbricht? »So könnte man es sagen.«

Ganley, ein 57-jähriger Selfmademan aus Irland, hat sein Geld bisher schon mit sicheren Kommunikationssystemen für Regierungen und Militärs verdient. Als 2005 der Hurrikan Katrina New Orleans verwüstete, sorgte Rivada Networks etwa dafür, dass die Rettungsdienste kommunizieren konnten. Jetzt will Ganley ein Kommunikations-Rettungsnetz über den ganzen Planeten legen.

Aber mal langsam: Wer bitte sollte das denn tun, das Internet ausknipsen? »China«, sagt Ganley sehr selbstverständlich und lenkt das Gespräch bei einem Treffen mit der ZEIT in London auf die Geopolitik. »Wir vergessen immer: Die Chinesen denken nicht wie wir. Und wir sind nicht darauf vorbereitet, was das bedeuten könnte.« Das Szenario malt Ganley folgendermaßen aus: China sorgt für einen Internet-Blackout und greift in dem wochenlangen Chaos, das darauf folgt, Taiwan an. Der Westen wäre gelähmt, er könnte nicht reagieren. »Das Internet auszuschalten, ist einfach«, sagt Ganley und fährt mit dem Finger auf der Tischplatte entlang wie auf einer Weltkarte. »Alles, was Sie bräuchten, wären ein paar Agenten, die Trawler-Kapitänen in bestimmten Häfen, von den Philippinen bis Südamerika, ein paar Zehntausend Euro in die Hand drücken, damit sie die Anker ihrer Boote an bestimmten Stellen über den Meeresgrund ziehen. Auf diese Weise ließen sich gleichzeitig die wichtigsten Unterseekabel zerstören. Die Datenarterien, über die die Welt kommuniziert, ihr

Geld verschickt, ihre Armeen steuert, ihre Nachrichten bezieht, sie wären zerrissen.

Es klingt erst einmal, als habe dieser Multimillionär in Nadelstreifen-Maßanzug zu viele James-Bond-Filme gesehen. Andererseits: Auch im Kalten Krieg bauten Ost und West Notfallkommunikationssysteme auf, die im Falle eines Angriffs auf das konventionelle Telefonnetz die wichtigsten Verbindungen, gerade die zum Militär, aufrechterhalten hätten. Aus diesen sicheren Netzen entstand später das Internet. Insofern ist es kein abwegiger Gedanke, ein Ersatznetz parat zu haben, falls mit dem erdbundenen Internet eine essenzielle Infrastruktur wegbrechen sollte. Denn das Internet ist zwar so konstruiert, dass sich die Daten automatisch einen anderen Weg suchen, falls einzelne Verbindungen gekappt sind. Aber wenn viele wichtige Kabel auf einmal durchtrennt werden, drohen die Informationen dann doch stecken zu bleiben.

Das Outernet funktioniert anders als Musks Starlink

Nur um in Ganleys Szenario zu bleiben: Wäre es für China nicht wirtschaftlicher Selbstmord, das Internet zu sabotieren? Klar, die Kommunistische Partei würde damit auch dem eigenen Land schaden, räumt Ganley ein. Aber das chinesische Internet ist so gebaut, dass es weitgehend unabhängig vom Rest der Welt funktionieren kann. »Nicht umsonst ist von der Big Firewall die Rede.« Außerdem arbeitet China daran, die gesamte Wertschöpfungskette, die es für die Güterproduktion braucht, im eigenen Land anzusiedeln, von der Gewinnung Seltener Erden bis hin zu High-End-Computerchipfabriken. Der Schaden, den ein globaler Netz-Blackout anrichten würde, wäre für China also relativ gesehen geringer als für den Westen. Pekings Staatsführung, betont Ganley, denke wesentlich strategischer und langfristiger als westliche Regierungen. Und ein Netzausfall, der China weniger zurückwürfe als den Westen, wäre aus seiner Sicht ein gewaltiger Schritt voran auf dem Weg, die Volksrepublik zur dominanten Weltmacht des 21. Jahrhunderts zu machen.

Wie aggressiv China seine Hegemonialpolitik vorantreibt, hat die deutsche Firma Kleo Connect schon zu spüren bekommen. Das Satelliten-Start-up mit Sitz in München entwickelte ab 2016 den Plan für ein Outernet. Dazu hatte sich das Unternehmen zwei Jahre zuvor über einen Ableger in Liechtenstein von der dortigen Regierung einen wesentlichen rechtlichen Baustein gesichert: die Lizenz für Kommunikationsfrequenzen im sogenannten X- und im Ka-Band.

Es handelt sich dabei um die Frequenzen, die am unempfindlichsten gegenüber atmosphärischen Störungen sind. Sie eignen sich nicht nur hervorragend für die Satellitenkommunikation, sondern auch für nachrichtendienstliche und militärische Zwecke. Unter anderem sind Signale auf diesen Frequenzen in der Lage, einen Plasmaschild zu durchdringen, der sich um Überschallraketen bildet. Man braucht diese Frequenzen also auch, um moderne Waffen einzusetzen zu können, sie sind der Schlüssel für ein überlegenes Weltraum-Kommunikationssystem.

Auf der Suche nach Investoren stießen die Kleo-Connect-Gründer damals auf chinesische Geldgeber. Diese erhöhten ihre Anteile an der Firma und nach auf 53 Prozent und fingen an, die Deutschen in den Entscheidungsgremien auszubooten. Es dauerte nicht lange, bis den Deutschen klar wurde, dass die Chinesen gar nicht vorhatten, das Outernet mit ihnen zusammen zu bauen. »Es ging ihnen nur darum, sich die Frequenzerchte zu sichern«, sagt Clemens Kaiser, ein ehemaliges Geschäftsführungsmitglied von Kleo Connect. »Ich gehe davon aus, dass sie die Frequenzen vor allem militärisch nutzen wollen.« Kaiser ist ein promovierter Luftfahrtgenieur. Er managt das Outernet-Projekt jetzt für Rivada Space Networks, das in München 130 Mitarbeiter beschäftigt. Wenn Kaiser zurückblickt, erzählt er die Geschichte eines deutschen Start-ups, das eine visionäre Idee hatte, aber in Europa weder die Kunden noch die Geldgeber fand, die verstanden hätten, worum es eigentlich ging. »Während in Amerika Elon Musk längst sein Starlink aufbaute, guckten uns in Deutschland potenzielle Geldgeber ungläubig an, als wir unser Projekt vorstellten. Es fehlte einfach an Vorstellungskraft und Risikobereitschaft.«

Der Unterschied zwischen Elon Musks Starlink und dem Outernet ist: Während die Starlink-Satelliten jeweils nur eine Verbindung vom Nutzer zum nächstgelegenen erdgestützten Internetknotenpunkt herstellen, also in einer bestehenden Infrastruktur arbeiten, wäre das Outernet ein komplett eigenständiges Versorgungsnetz, mit Knotenpunkten im All. Die Chinesen, so Clemens Kaiser, hätten diese grundlegend neue Konstellation und deren Potenzial verstanden. »Und Geld war für sie kein Problem.«

Anfang 2022 steigt Ganley mit seiner Firma Rivada bei Kleo Connect ein. Er plant jetzt die feindliche Übernahme der von den Chinesen kontrollierten Firma. Im September 2023 liefert das Bundeswirtschaftsministerium dazu eine entscheidende Hilfe: Es verbietet eine weitere chinesische Beteili-

gung an Kleo Connect. In der Begründung des Ministeriums heißt es: »China beabsichtigt den Aufbau einer eigenen LEO-Konstellation (LEO steht für Low Earth Orbit, niedrige Erdumlaufbahn, *Anm. d. Red.*) mit dem Namen Guowang mit 12.992 Satelliten als Alternative zu Starlink. Die Satelliten der Guowang-Konstellation sollen in der Lage sein, die gesamte Erde mit Internet zu versorgen.« Das Projekt diene dazu, »im Konfliktfall (...) auf ein eigenes Satelliten-Netz zurückgreifen zu können«, mit dem sich zum Beispiel Drohnen- oder Schiffsschwärme steuern lassen. Deutsche Sicherheitsinteressen und die technologische Souveränität Europas stünden auf dem Spiel. Damit sei es gerechtfertigt, die Chinesen auszusperren.

Ganley gehört zu einem Netzwerk rechter Aktivisten außerhalb etablierter Parteien

Eigentlich, sagt Declan Ganley, läge es im Sicherheitsinteresse westlicher Staaten, das Outernet zu bauen. Es sei immerhin klassische Daseinsvorsorge. Aber ach, diese Staaten!, ärgert der Unternehmer sich. Was könne man von denen schon erwarten? Ganley sieht überall in Europa »Müdigkeit und fehlende Risikobereitschaft und mangelnden Weitblick«. Womit wir bei seiner politischen Sendung wären. Seine »Mission«, sagt Ganley selbstbewusst, bestehe darin, dem Westen nach »25 Jahren Schläfrigkeit« einen Schub zu verpassen. Er sieht sich auch als politischen Disruptor. Der praktizierende Katholik gehört zu einem, wenn man so möchte, politischen Outernet, einem Netzwerk von rechten Aktivisten außerhalb der etablierten Parteien.

Vor siebzehn Jahren führte Ganley in Irland eine Kampagne gegen den Lissabon-Vertrag an, der die Europäische Union regierbarer machen sollte. Ganley fand, dass der Vertrag der EU quasi-staatliche Macht gebe, ohne dass diese Macht hinzreichend demokratisch legitimiert sei. Tatsächlich stimmten die Iren in einem Referendum zunächst gegen den Lissabon-Vertrag, überlegten es sich in einem zweiten Wahlgang aber anders.

Ganley allerdings hat seine Meinung über ein bequemes, selbstzufriedenes Establishment nie geändert, ganz im Gegenteil. Dazu hat sicher sein Kundenkreis beigetragen. Zu den frühen Klienten seiner Firma Rivada gehörten das Pentagon und das Heimatministerium der USA. Der Tech-Milliardär und Trump-Unterstützer Peter Thiel zählt ebenso zu den Investoren von Rivada wie Karl Rove, ein wichtiger Berater des Ex-Präsidenten George W. Bush.

In Großbritannien, in Frankreich, in Deutschland, in den Niederlanden, überall suchten die Leute doch »ein Ventil gegen das Establishment«, glaubt Ganley. In seiner Heimat Irland wäre er, Ganley, gerne selbst dieses Ventil. Für den Moment allerdings, sagt er, wolle er seine politischen Ambitionen zurückstellen. Vorrang habe es, Kapitalgeber für das Outernet zu finden. Die anfänglich 300 Satelliten sollen rund 4,5 Milliarden Euro kosten. Ganley hat vor allem Regierungen, große Unternehmen und Versicherungskonzerne als Finanziers im Blick – Big Player also, die am meisten zu verlieren hätten im Fall eines Internet-Blackouts. Für Privatkunden sei das Outernet zunächst nicht gedacht. »Für Katzenvideos werden wir zumindest am Anfang nicht die Kapazitäten haben.«

Wie viel Geld er schon zusammenhat, will Ganley nicht verraten. Laut der Herstellerfirma der Satelliten, Terran Orbital in Florida, ist Rivada allerdings nicht nur im Rückstand mit den vereinbarten Zahlungen. Terran Orbital gab vergangenen September sogar öffentlich bekannt, dass »die Unsicherheit über Rivadas Zahlungsfähigkeit die eigenen Gewinnaussichten deutlich verschlechtert habe.«

Die Suche nach dem nötigen Geld für das Outernet ist außerdem ein Rennen gegen die Zeit. Wenn bis Ende 2026 nicht mindestens 150 Satelliten im All sind, erlischt die Lizenz für die Frequenzen aus Liechtenstein, auf die das Projekt weist. So wollen es die »Meilenstein«-Regeln der Internationalen Fernmeldeunion ITU, eines Organs der Vereinten Nationen, das die Frequenzrechte an seine Mitgliedsstaaten vergibt. »Das wird nicht klappen«, räumt Clemens Kaiser von Rivada Space Networks ein. Die Herstellung der Satelliten laufe ja jetzt erst an. Das Unternehmen habe sich aber auch die Rechte an einer zweiten, deutschen Frequenz gesichert, mit der sich das Projekt weiterführen ließe.

Allerdings: Es wäre ein Rückschlag, der Zeit und Geld kosten würde. Kein Wunder, dass Declan Ganley immer wieder die ungeduldige Empörung packt, wenn er über Gespräche mit möglichen Investoren berichtet. Die Deutschen seien besonders risikoavers, sagt er. »Aber es ist ja noch nicht gebaut«, äfft er mit erstaunlich treffendem deutschen Akzent eine Antwort nach, die er immer wieder zu hören bekommen habe. Übel sei das. Mit solchem Kleinmut werde es nichts mit der Rettung der Zivilisation.

Es gibt Verbrechen, für die braucht man nicht viel Hirn. Für einen Laden-diebstahl etwa oder einen Wohnungseinbruch. Selbst ein Banküberfall scheint noch irgendwie machbar. Der Tatplan ist simpel, das benötigte Werkzeug grob, die verlangten Fähigkeiten überschaubar. Entsprechend mickrig wird solch eine Tätigkeit dann auch vergütet. Zumaldest, wenn man den möglichen Profit mit den Summen vergleicht, die Spezialisten zu erbeuten in der Lage sind.

Spezialisten wie jene, die Kreditkartenkunden um irrwitzige 300 Millionen Euro erleichtert haben, wie die Generalstaatsanwaltschaft Koblenz glaubt. Vergangene Woche haben die Ermittler drei mutmaßliche Betrugsnetzwerke ausgehoben, die international aktiv waren, ihr Geld aber durch deutsche Zahlungsabwickler schleussten. Zwischen 2016 und 2021 sollen deren Mitglieder die Kreditkarten von vier Millionen Kunden belastet haben. Die Ermittler durchsuchten 60 Büros und Wohnungen und nahmen 18 Personen fest. Der Vorwurf: »Missbräuchliche Verwendung von Kreditkarten-daten«. Seit Dezember 2020 arbeitet die Behörde an dem Fall. Es ist ein Schlag gegen hoch spezialisierte Täter – deren Verbrechen deshalb wohl nur wenige Opfer bemerkt haben dürften.

Die Ermittlungen führen in die Welt der Kreditkartenfirmen und Zahlungsabwickler. Diese betreiben für gewöhnlich ein margenschwaches Massengeschäft und leiten beim On-linehandel das Geld zum Empfänger. In Deutschland kam die Branche durch den Skandal-Konzern Wirecard in Verruf, dessen Name heute als Synonym für groß angelegten Betrug steht. Wenig überraschend sind auch diesmal ehemalige Wirecard-Manager im Visier der Ermittler.

In Singapur beispielsweise wurde nach ZEIT-Informationen die einstige Wirecard-Asienchefin festgenommen. Als der Konzern noch existierte, arbeitete die Managerin eng mit dem inzwischen flüchtigen Vorstandsmit-

glied Jan Marsalek zusammen. Die Zahlungsabwicklung im Internet war das tägliche Geschäft von Wirecard. Dort waren Spezialisten tätig, die sich mit Geldgeschäften in der digitalen Welt bestens auskennen. Das nun aufgeflogene Netzwerk hatte aber wohl auch noch Hilfe von anderswo. Ehemalige Manager von weiteren deutschen Zahlungsdienstleistern sollen mit den Tätern kooperiert haben.

»Die Masche ist eigentlich genial«, sagt ein Insider aus der Branche, der zugibt, über ein solches Abzocke-system auch schon mal nachgedacht zu haben. Die jetzt Beschuldigten sind für ihn keine Unbekannten, er will daher lieber anonym bleiben. »Wenn man es richtig macht, ist das wie eine Lizenz zum Gelddrucken«, sagt er. Nur dass man dafür im digitalen Zeitalter keine Druckerresse braucht, sondern das Geld direkt von seinen Opfern abbuchten kann. Es reicht, wenn man durchdrungen hat, wie das Geld beim Kauf im Netz vom Kunden zum Verkäufer fließt. Der Prozess ist nicht ganz banal.

Um dabei andere Leute auszunehmen, braucht es zunächst die Kreditkartendaten der Kunden, also Name, Nummer, Ablaufdatum und die CVC-Ziffern auf der Rückseite. Weiter ist ein Fake-Shop nötig, bei dem man mit der Karte einkaufen geht.

Die nun aufgeflogenen Banden sollen meist Porno- oder Dating-seiten als Fake-Shops genutzt haben und mit den Karten ihrer Opfer dort dann Abos abgeschlossen haben. Dabei seien bewusst kleine Beträge gewählt worden, damit die Buchungen nicht weiter auffielen. Dank der Abos wurde dann Monat für Monat Geld von den Karten der Opfer abgebucht. Man muss sich die Masche als eine Art digitaler Selbstbedienung vorstellen.

Das Risiko dabei sei gering, meint der Insider. »Was soll schon passieren?«, fragt er. »Am besten, man verteilt die Transaktionen auf viele Webshops, dann ist man sicher.« Genau so machen es die mutmaßlichen Betrüger in dem aktuellen Fall. Nach Erkenntnis-



sen der Ermittler sollen sie 2.000 solcher Fake-Shops eröffnet haben.

Damit wollten sie wohl verhindern, dass zu viele sogenannte Chargebacks ausgelöst werden. Wenn ein Kunde bei seiner Bank reklamiert, eine Transaktion nicht getätiggt zu haben, muss das Geld zurücküberwiesen werden. Bei zu vielen solcher Chargebacks sperren die Kreditkartefirmen den Händler.

Damit das seltener passiert, sei es ratsam, sich als Betrüger Kreditkarten zu suchen, deren Nutzer regelmäßig auf einschlägigen Seiten unterwegs sind, sagt der Insider. »Wer schon auf zehn Pornoseiten ein Abo hat, dem fällt ein weiteres wahrscheinlich gar nicht auf.« Monat für Monat könne man ein solches System verfeinern. Diejenigen Karten, für die ein Chargeback kommt, filtere man raus, am Ende bleiben nur noch die übrig, bei denen wirklich nichts passiert. Diese Karten könnte man dann jahrelang belasten. Im zynischen Insidersprech nennt man das »VIP-Transaktionen«.

Woher aber kamen die Daten? Ein Lieferant könnte unter anderem Wirecard gewesen sein, das Unternehmen war damals noch aktiv. Und dort verfügte man auch über massenhaft Daten zu sogenannten High-Risk-Kunden. High Risk bedeutet in diesem Fall Glücksspiel und Pornografie, also genau, was man braucht. Die Schmuddelbranchen waren die Spezialität des einstigen Dax-Konzerns.

Für ein solches System muss ein Betrugsnetzwerk über Komplizen entlang der gesamten Transaktionskette verfügen. Zunächst ist ein Zahlungsabwickler wie Wirecard vonnöten. Um die Fake-Shops an diesen anzuschließen, ist ein sogenannter payment facilitator hilfreich. Der unterstützt Webshops normalerweise beim Geschäftemachen. Sechs Prozent einer Transaktion bleiben in der Regel bei ihm hängen.

Warum aber sind Unternehmen, die auch legales Geschäft haben, überhaupt dazu bereit, betrügerische Zahlungen abzuwickeln? »Es ist

eben extrem leicht verdientes Geld«, sagt der Insider. »Der Shop produziert keinerlei Kosten. Und die Umsätze muss man lediglich mit den anderen Eingeweihten teilen.«

Eine ganze Weile lief dieses System im nun aufgeflogenen Fall reibungslos. 19 Millionen Fake-Abos sollen von den Betrügern in fünf Jahren abgeschlossen worden sein. Die Opfer fanden auf ihrer Kartendarstellung die Webadresse einer Firma, die das Geld eingezogen hat. Es waren kryptische Namen, sie lauteten etwa dtngsm.com, costrepsupport.com oder getitusers.com.

Wer die Adressen in den Browser eingetippt, landete auf Websites, die nach dem Baukastenprinzip zusammengezimmert worden waren, das lässt sich auf archivierten Seiten erkennen. Darauf sind auch noch die Fotos von vermeintlichen Callcenter-Mitarbeiterinnen zu sehen, die einem entgegenlächeln und versichern, man habe es mit einem Marktführer im Bereich Kundensupport zu tun. Und auf der Seite dtngsm.com wartet schon die Frage, die sich der Besucher stellt: »Ich habe gerade auf meine Kreditkartendarstellung geschaut, für was wurde mir Geld abgebucht?« Falls man Probleme habe, dürfe man gerne eine E-Mail schicken.

All das wirkt zwar seltsam, aber nicht sofort unseriös. Zumaldest bis man bei getitusers.com landet. Dort gibt es Testimonials von Nutzern. Ein angeblicher Kunde namens Frank G. hat nur lobende Worte für den Anbieter übrig: »Die freundlichsten und hilfsbereitesten Leute, mit denen ich je zu tun hatte.«

Einen Sinn für Ironie haben auch die Ermittler bewiesen, als sie den Fall »Operation Chargeback« genannt haben. Allein in Deutschland haben sie auf verdächtigen Konten rund 35 Millionen Euro vorläufig gesichert. Der Betrag könnte einmal an die Opfer zurücküberwiesen werden, so sich der Verdacht bestätigt. Es wäre ein Chargeback im besten Sinne.

Sie schleichen in dein Konto

Mit einem ausgefeilten Trick haben Kreditkarten-Betrüger offenbar Hunderte Millionen Euro erbeutet.

Ein Insider erklärt, wie VON INGO MALCHER UND MARTIN STEINHAGEN

Illustration: Sébastien Thibault

Instagram unterstützt die Initiative für ein EU-weites digitales Mindestalter, das die Zustimmung der Eltern erfordert.

Eltern sollten entscheiden können, welche Onlinedienste ihre Kinder nutzen dürfen. Ein Mindestalter ermöglicht mehr Kontrolle für Eltern und einen besseren Schutz für Jugendliche.

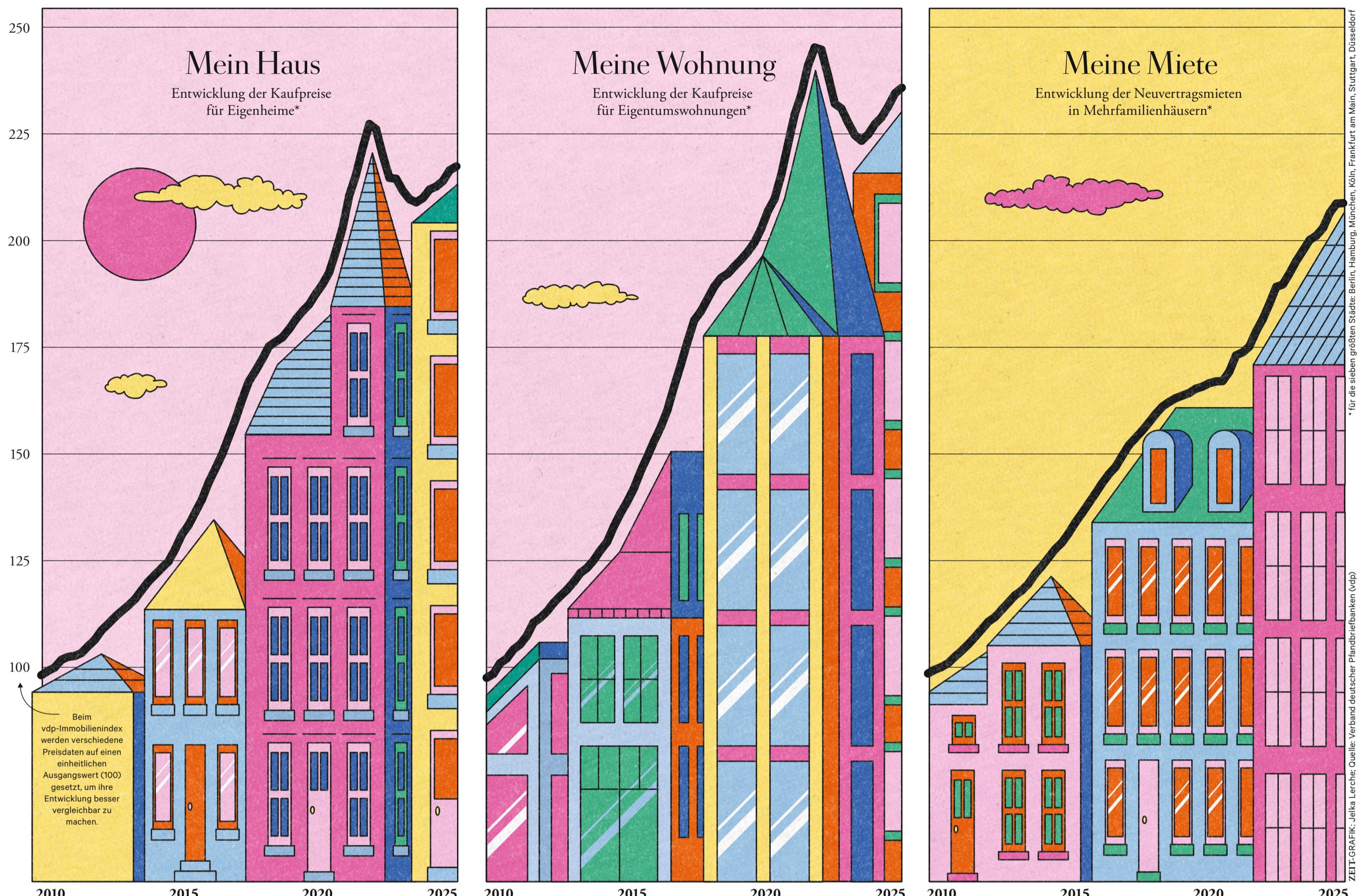
Mehr dazu auf Instagram.com/ElterlicheZustimmung

Instagram

Politische Werbung

Der Sponsor ist Instagram, Teil von Meta Platforms Ireland Ltd. Die Werbung bezieht sich auf die Initiative von EU-Mitgliedstaaten zur Festlegung eines einheitlichen Mindestalters für den Zugang zu Onlinediensten. Vollständige Transparenzinformationen sind über den QR-Code erhältlich.





Wie geht's nach unten?

Gegen teure Mieten gäbe es ein paar sinnvolle Maßnahmen.
Leider probiert die Politik gerade das Gegenteil VON MARCUS ROHWETTER

Wohnkosten bieten eine gute Gelegenheit, über das Verhältnis von Staat und Markt nachzudenken. Zumal sie von Quartal zu Quartal steigen, was ständig neue «Wohnen wird teurer»-Schlagzeilen produziert. Auch jetzt wieder. Bezogen auf die zurückliegenden 15 Jahre sind die Preise für Eigenheime und Eigentumswohnungen in den größten Städten des Landes dramatisch gestiegen. Das geht aus dem jüngsten Index des Verbands der deutschen Pfandbriefbanken hervor. Bei Mieten für neu abgeschlossene Verträge war das auch so.

Ein paar Fragen drängen sich auf: Wer ist schuld daran? Der Staat oder der Markt? Und wer von beiden kann am ehesten etwas dagegen tun? Die Antwort lautet natürlich: beide! Nur ist das in der Praxis nicht immer leicht zu erkennen und noch schwerer zu vermitteln.

In dieser Lage hat die Bundesbauministerin Verena Hubertz (SPD) ein aufschlussreiches Interview zu Lage und Zukunft des Wohnungsmarkts gegeben. Den Zeitungen der Funke Mediengruppe erläuterte sie am Dienstag, wie sie die steigenden Wohnkosten bremsen wolle.

Und das war schon allein deshalb interessant, weil Hubertz eine Reihe von Problemen benannte.

Die Baukosten müssten sinken, sagte die Ministerin. Ihr Vater habe sich als Schlosser mit seinem Gehalt den Traum vom Eigenheim »im ländlichen Raum« noch erfüllen können. Heute seien die Grundstückspreise vor allem in den Ballungsräumen »enorm hoch«. Damit umging Hubertz zwar elegant die Frage, ob es denn ein Schlosser früher auch in München oder Düsseldorf leichter hatte als heute, aber geschenkt. Die Diskussion ist richtig. Bauen ist teuer.

Vermieter wiederum, sagte Hubertz, seien auch nicht alle böse Kapitalisten, das Klischee sei übertrieben (Hubertz vermietet selbst). Gegen die schwarzen Schafe müsste man allerdings schon etwas unternehmen. Mietwucher soll stärker bekämpft werden, wenngleich der auch heute schon unter Strafe steht. Die erst kürzlich bis 2029 verlängerte Mietpreisbremse soll ausgeweitet und deren Umgehung verhindert werden – einer der Klassiker dabei ist, Wohnungen möbliert und dann mit irren Aufschlägen zu vermieten. Auch Indexmieten, die mit der Inflation steigen, hält die Ministerin für problematisch.

Ein grundsätzliches Verständnis für Vermieter ist in der Politik nicht selbstverständlich. Dabei sind sie es, die den meisten Wohnraum bereit-

stellen. Der Staat tut das nicht. Auch nicht die großen Wohnungskonzerne, also die Vonovias dieser Welt. Private Kleinvermieteter sorgen für zwei Drittel aller Mietwohnungen in einem Land, in dem mehr Menschen zur Miete wohnen als sonst irgendwo in der Europäischen Union.

Wenn man die Lage aufdröselt, entsteht dieses Bild: Es gibt ein Gut, nämlich Wohnraum in den Städten. Die Nachfrage nach diesem Gut ist hoch, weil viele Menschen in die Städte drängen. Das Angebot hingegen ist knapp, und weil Bau- en so teuer ist, bleibt das auch so.

Geringes Angebot, hohe Nachfrage: In einer Marktwirtschaft steigt der Preis. Man mag einwenden, dass Wohnen kein Wirtschaftsgut wie jedes andere sei, was ja auch nachvollziehbar ist. Ein Dach über dem Kopf ist wichtig. Trotzdem sind all die fiesen Tricks zur Umgehung des Mietrechts ein Zeichen dafür, dass der Preis die Knappheit des Angebots abzubilden versucht.

Manche Vermieter holen raus, was sie können – weil sie es können. In ihrer Not lassen sich Mieter darauf ein. Verwerflich? Natürlich! Illegal? Oft genug! Aber das passiert nur, weil Angebot und Nachfrage so stark auseinanderfallen. Wer's nicht glaubt, möge in die tiefe Provinz schauen. Dort stehen fast zwei Millionen Wohnungen leer. In die will nicht mal gratis jemand einziehen.

Wenn man sich das vergegenwärtigt, könnte man auf drei Ideen für die Städte kommen. Die erste Idee wäre, die Nachfrage zu reduzieren. Eine ziemlich blöde Idee, zugegaben. Das würde ja bedeuten, Menschen ihren Wohnort vorzuschreiben. Man kann ebenso wenig jemandem verbieten, in die Stadt zu ziehen, wie ihn rauswerfen. Auf dem Land mögen Wohnungen frei sein, attraktive Jobs gibt es dort aber kaum.

Zweite Idee: das Angebot erhöhen. Die beste Option. Hier hat Hubertz mit ihrem »Bauturbo« vorgelegt. Baugenehmigungen werden dadurch erleichtert. Was gut ist, aber nicht zwingend dazu führt, dass mehr gebaut wird. Bezahlt werden müssen Grundstück, Mauren, Zimmerleute, Natur und Finanzamt trotzdem.

Hier könnte eine kluge Unterstützung helfen. Die von der Ampelregierung gestoppte Förderung von Neubauten, die dem aktuellen gesetzlichen Energiestandard entsprechen (und nicht etwa einem strengerem), wurde kürzlich wieder eingeführt – allerdings vorübergehend. Dauerhaft sei das unwahrscheinlich, sagte Hubertz. Wegen der Haushaltssordnung.

Außerdem könnte man jene Mieter fördern, die neu gebautes Eigentum erwerben wollen, denen dazu aber nur etwas Geld fehlt. Diese Gruppe dürfte sehr diszipliniert ihre Kreditraten

tilgen und zugleich Mietwohnungen für andere frei machen. Ebenfalls möglich wäre es, Grundsteuer und Notargebühren zu begrenzen. Einen gewissen Teil Sozialwohnungen könnte der Staat selbst bauen. All das könnte das Angebot erhöhen.

Leider dreht sich die politische Debatte allzu oft um die dritte Idee: Der Staat reguliert die Preise, also die Mieten. Übergangsweise kann man das sogar machen. Auf Dauer verschlimmt es die Lage, wenn sich am Verhältnis von Angebot und Nachfrage nichts Wesentliches ändert.

Manche sind da recht offensiv. Eine Gruppe innerhalb der Grünen will auf der Bundesdelegiertenkonferenz Ende November dafür sorgen, dass sich die Partei stärker für vollständige Mietentopps überall in Deutschland einsetzt.

In Berlin zieht die Linke mit der Kandidatin Elif Eralp in den Wahlkampf um das Abgeordnetenhaus, die pauschal gegen »dreiste Vermieter« mit »einer goldenen Nase« wettert. Interessanterweise will die Berliner Linke mit den Grünen in der Hauptstadt zugleich gegen das Schnellerbau-Gesetz klagen. Das gibt dem Senat das Recht, Bauvorhaben an sich zu ziehen, wenn die Bezirke zu langsam vorankommen. Recht wahrscheinlich also, dass die Lösung des Wohnungsproblems noch etwas auf sich warten lässt.

ANZEIGE

IMMOBILIEN

OSTSEE

EXKLUSIVE
IMMOBILIE

Anwesen n. DD, 61855 m², 950m² Wfl, teilverm., teilvern., Vogelschgb., Fließanbind., ehem. Mühle, Brunnen, 2 Nebengeb., € 1,45 Mio., Chiffre ZA 143831 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

ANLAGEOBJEKTE
WOHN- &
GESCHÄFS-
HÄUSER

OST-Deutschland:
Mehrfamilienhäuser &
Gewerbeobjekte für unsere
vorgeprüften Investoren gesucht.
verkaufen@oschinski-immobilien.de
OSCHINSKI Investment-Immobilien GmbH
0361/777 924 44

Kontakt für Anzeigenkunden

040 / 3280 1635

Ihre Ansprechpartnerin für Beratung
und Verkauf von Immobilien.

@Nadine.Labudda@zeit.de

DIE ZEIT



Heute

↓
in der ZEIT und
auf ZEIT ONLINEJetzt ersteigern -
später reisen.Attraktive Reiseangebote bis zu
40% unter Listenpreis.

Alle Angebote der Reiseauktion unter

zeit.de/angebote/reiseauktion

Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

VERANTWORTUNG WIRD SICHTBAR

Der Arbeitsmarkt ist umkämpft. Wie gut und verantwortungsvoll Unternehmen arbeiten, schlägt sich in Arbeitgeberbewertungen und Qualitätssiegeln nieder – eine objektive Orientierungshilfe für Jobsuchende.

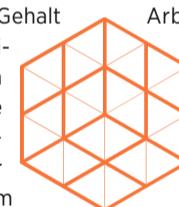


Auch der Arbeitsmarkt befindet sich im Umbruch, in einer Zeit, in der wirtschaftliches Handeln verstärkt unter den Anspruch ethischer Standards und gesellschaftlicher Verantwortung gestellt wird. Personalmanagement gewinnt stark an Relevanz, nicht nur im Hinblick auf administrative Aufgaben, sondern speziell auch in puncto Verantwortung.

Wer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewinnen und langfristig bemerkt – und Stellenanzeigen, an das eigene Unternehmen binden möchte, begreift Personalführung stärker als ein ganzheitliches Konzept. Schließlich zählen, das besagen diverse Umfragen, für Fachkräfte nicht mehr ausschließlich Gehalt und Position. Kriterien wie Fairness, Transparenz, Nachhaltigkeit, aber auch, inwiefern sich Arbeitnehmende entfalten können, werden zu konstituierenden Elementen moderner Unternehmenskultur.

Laut einer repräsentativen For-sa-Umfrage im Auftrag des Karrierenetzwerks Xing ist besonders die Generation Z wechselwillig. Fast jeder zweite junge Berufstätige (48 Prozent) spielt mit dem Gedanken, sich bald einen anderen Job zu suchen. Die Gründe sind vielschichtig: Für manche ist das Gehalt zu niedrig, Millenials kritisieren einen zu hohen Stresslevel. Je älter die Arbeitnehmenden, desto weniger stark ist der Bewegungsdrang auf dem Arbeitsmarkt. Für den Beibehalt des Jobs sprechen ein guter kolle-gialer Zusammenhalt oder interessante Aufgabenfelder.

Was aber tun, wenn ein Job-wechsel tatsächlich ansteht? Ar-



Das zeigt uns sehr deutlich: Mitarbeitende und Talente wünschen sich Verantwortung, die auch getragen wird – für die Umwelt, ihre Kolleginnen und Kollegen und die Gesellschaft. Unternehmen, die diese Werte leben, sind für Jobsuchende besonders attraktiv und haben damit auch einen klaren Wettbewerbsvorteil, wenn es um die Gewinnung von Fachkräften geht.

Die sozialen Medien funktionieren über Emotionen, Zustimmung und Ablehnung. Was unterscheidet Arbeitgeberbewertungen davon?

Auf den ersten Blick tatsächlich nichts, auch Arbeitgeberbewertungen sind oft emotional geprägt und spiegeln die persönlichen Erfahrungen der Bewertenden wider. Was sie jedoch besonders auszeichnet, ist ihre Funktion als authentischer Spiegel der Unternehmenskultur. Sie

Unternehmen können sich nicht selbst für das »Most Responsible Employer«-Ranking bewerben. Das transparent und objektiv erhobene Qualitätssiegel bietet Arbeitgebenden die Chance, sich im Wettbewerb abzuheben.

Für Jobsuchende ist es ein wichtiger Kompass.

Arbeitsklima für sie darstellt, wie sie das Verhalten der Führungskräfte einschätzen, ob es eine Fehlerkultur gibt und welche Bedeutung Homeoffice, Kinderbetreuung, Teamarbeit, Betriebssport u. v. m. einnehmen. Selbst wenn verängerte Mitarbeitende übers Ziel hin-ausschießen und diffamieren- die Kommentare absetzen, gibt es noch eine Kontrollinstanz, die

rechtswidrige Äußerungen sperrt. Kurzum: Bewertungsportale sind nützlich, da sie transparent Informationen vermitteln. Das hilft Jobsuchenden, sich ein erstes Bild zu verschaffen. Arbeitgebende, die Bewertungen ernst nehmen, haben die Chance, sich entsprechend weiter zu entwickeln. Ein besonderes Arbeitgeber-Ranking haben kununu und die ZEIT Verlagsgruppe gemeinsam entwickelt. Sie zeichnen in diesem Jahr bereits zum zweiten Mal Arbeitgebende als »Most Responsible Employer« aus.

FUNDIERTE ANALYSE – TRANSPARENTE METHODE

Die maßgebliche Grundlage für das Ranking bilden Millionen reiner Stimmen aus der Arbeitswelt, die anhand einer ausgeklügelten Methodik fundiert ausgewertet werden. Für die Erhebung wurden über 300.000 deutsche Arbeitgeberprofile sowie mehr als fünf Millionen Bewertungen von Mitarbeitenden auf der Plattform kununu.com analysiert. Die Bewertung erfolgt anhand tatsächlicher Erfahrungsberichte aus dem Kreis der Beschäftigten. Dieses Verfahren, wonach sich Unternehmen nicht selbst bewerben können, sichert gleichermaßen Objektivität und Relevanz.

Um in die erste Auswahl für das Ranking aufgenommen zu werden, müssen Unternehmen eine Reihe von Mindestkriterien erfüllen: Mindestens 3,5 Sterne müssen der Gesamtscore wie auch der Mitarbeitenden-Score auf der deutschen kununu-Arbeitgeberprofil-

seite erzielen. Ein entscheidendes Kriterium ist auch die Weiterempfehlungsrate aus dem Kreis der Mitarbeiter – sie sollte 80 Prozent oder mehr betragen. Auch sollten überhaupt mindestens acht Arbeitgebenden im vergangenen Jahr eine Bewertung abgegeben haben. In drei Bewertungskategorien ist zudem ein Mindestwert von

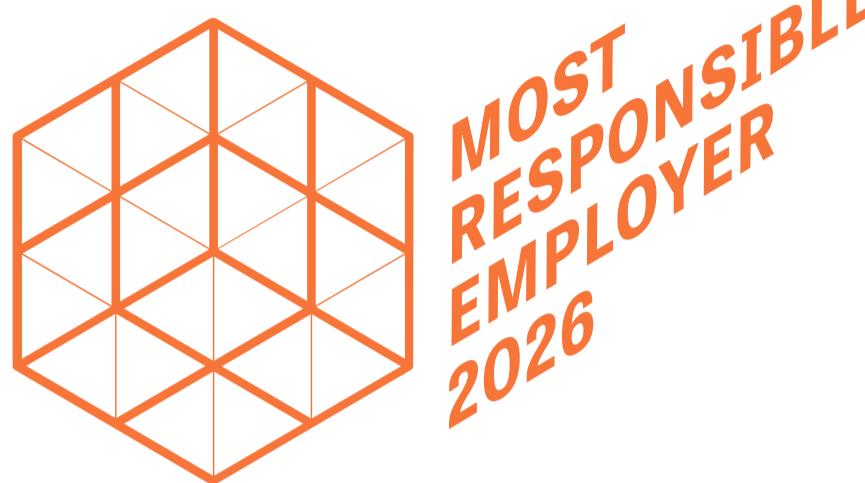
DAS FINALE RANKING

Sind alle diese vorher genannten Umwelt- und Sozialbewusstsein, Mindestkriterien für das Ranking Work-Life-Balance sowie Gleichberechtigung spielen für das Ranking in Bezug auf Verantwortung eine besondere Rolle. Ebenso wie

Gesundheitsmaßnahmen und flexible Arbeitszeiten, die bei den Bewertungen erwähnt oder bestätigt werden sollten. Die final gerankten Arbeitgeber erhalten die Möglichkeit, ihre Auszeichnung in Form eines visuellen Siegels im Personalmarketing einzusetzen.

DOPPELTE BEDEUTUNG

Anhand des Siegels erkennen Bewerberinnen und Bewerber sofort: Hier handelt es sich um ein Unternehmen, das sich als attraktiver Arbeitgeber mit verantwortungsvollem Handeln positioniert. In der heutigen Arbeitswelt, in der Stellensuchende Wert auf Transparenz und Wertschätzung legen, gibt es keine bessere Visitenkarte als die Arbeitsgeber, die auf die verantwortungsvolle Handlung und ihrem Team durch eine neutrale Instanz ausgezeichnet und können ihr Engagement sichtbar machen sowie sich im Wettbewerb um begehrte Fachkräfte profilieren. Verantwortungsvolles Personalmanagement wird aufgelistet.



TOP 40

Die Ermittlung der Top 40

Analysiert wurden mehr als 300.000 Arbeitgeberprofile und mehr als fünf Millionen Bewertungen von Arbeitnehmenden in Deutschland auf der Internetplattform kununu. Für das Ranking müssen bestimmte Mindestkriterien erfüllt sein. Für das finale Ranking findet eine Gewichtung ausgewählter Kriterien statt, aus denen sich die Platzierung ergibt: Umwelt- und Sozialbewusstsein, Work-Life-Balance, Gleichberechtigung und der Score der Mitarbeitenden-Bewertung.

- 1 Immobilien
FreundeKreis Projektentwicklung GmbH
- 2 Beratung / Consulting
Starkraft engineering GmbH
- 3 Marketing / Werbung / PR
PimpUP GmbH
- 4 IT
jocapps GmbH
- 5 Gesundheit / Soziales / Pflege
Pflegedienst Adam
- 6 Energie
Seith Energietechnik GmbH & Co. KG
- 7 Gesundheit / Soziales / Pflege
Jona Pflegedienst GmbH
- 8 Steuerberatung / Wirtschaftsprüfung
Hartmann Steuerberatung
- 9 Beratung / Consulting
co2online gemeinnützige Beratungsgesellschaft mbH
- 10 IT
DAKO GmbH
- 11 Energie
TK Baupartner GmbH
- 12 Energie
Stadtwerke Düren GmbH & Leitungspartner GmbH
- 13 IT
OINK Media GmbH
- 14 IT
OCX GmbH
- 15 Gesundheit / Soziales / Pflege
EMT Intensivpflegedienst GmbH
- 16 Internet
Probonio GmbH
- 17 Nahrungsmittel / Landwirtschaft
Oatly Germany GmbH
- 18 Dienstleistung
DEFENSOR Sicherheit UG (haftungsbeschränkt)
- 19 Marketing / Werbung / PR
ProExakt GmbH
- 20 IT
bvise GmbH
- 21 Personalwesen & -beschaffung
7time GmbH
- 22 Personalwesen & -beschaffung
per4med GmbH
- 23 Immobilien
bauverein AG
- 24 Handel
SYCOR IQ Solutions GmbH
- 25 Handel
allnatura Vertriebs GmbH & Co. KG
- 26 Handel
FFA GmbH
- 27 IT
Projektron GmbH
- 28 Beratung / Consulting
Mayerfeld Consulting
- 29 Handel
activaTec International GmbH & Co. KG
- 30 Steuerberatung / Wirtschaftsprüfung
Steuerberater Rüst Kämpfer Kaukereit PartG mbB
- 31 IT
AEB SE
- 32 Maschinenbau
GFK Ingenieure GmbH
- 33 Vereine
ProVeg International
- 34 Steuerberatung / Wirtschaftsprüfung
ETL Sachenbacher Reichel
- 35 Geschäftsführung:
Dr. Rainer Esser, Iris Ostermaier, Christian Röpke und Nils von der Kall
- 36 Art Direction: Dietke Steck
Realisierung: Studio ZX
- 37 Gute Arbeit
Gesellschaftsleitung:
Dr. Mark Schiffhauer, Iliane Weiß, Lars Niemann
- 38 Projektmanagement: Mara Brockmann Grafik: Jörg Maassen Redaktion: Regine Smith-Thym Lektorat: Egbert Scheunemann Fotos / Illustrationen: iStockphoto
- 39 Produktmanagement:
Nils Sträuber Chief Sales Officer ZEIT Advise: Lars Niemann Head of Client Development ZEIT Talent: Ann-Christin Magdanz, Tel.: 040/3280-4766, ann-christin.magdanz@zeit.de, Anzeigentagspreise: Preisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2025
- 40 Dienstleistung
450connect GmbH

1.000 verantwortungsvolle Arbeitgeber in Deutschland

Zum Gesamtranking, zur Methode und zu den Rankings je nach Branche des Arbeitgebersiegels Most Responsible Employer gelangst Du hier:

zeit.de/angebote/mre



WEITERE AUSGEZEICHNETE ARBEITGEBER



Ausgezeichnet von



**Kaschmirdecke »Pontresina«**

Diese hochwertige Decke von Eagle Products verbindet exklusiven Komfort mit zeitloser Eleganz. Gefertigt aus 75 % feinstem Kaschmir und 25 % hochwertiger Schurwolle, bietet sie ein unvergleichlich weiches, anschmiegsames Gefühl – ideal für gemütliche Stunden auf dem Sofa oder als edles Highlight im Schlafzimmer.

825,00 €* | Bestell-Nr. 48511

Jetzt den ZEIT Shop-Weihnachtskatalog kostenlos nach Hause bestellen



Neu

Bestell-Nr. 49161

**Weihnachtsmann mit Axt und Tanne**

Bringen Sie festliche Freude in Ihr Zuhause mit dem charmanten Weihnachtsmann aus dem Eppendorfer Kunsthandwerkshaus Köhler.

48,00 €* | Bestell-Nr. 48285

**Poster »The Swan« von Jörgen Hansson mit Rahmen**

Der minimalistische Stil des Motivs fügt sich harmonisch in moderne Wohnräume, Büros oder Galerien ein und bringt skandinavische Leichtigkeit an Ihre Wände.

117,00 €* | Bestell-Nr. 50708



Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

Zeit für besondere Geschenke

Jetzt entdecken:
shop.zeit.de

**Umhängetasche »Foldwallet«**

Gefertigt aus 100 % pflanzlich gegerbtem, glänzgestoßenem Rindleder, besticht diese Crossbag durch ihre klare Form und den ziehharmonikaartigen Faltschnitt.

119,00 €* | Bestell-Nr. 48754

**ZEIT-Sonderedition »Drilling Single Malt Whiskey«**

Diese Sonderedition vereint hanseatischen Charakter mit internationalem Flair. Das Besondere: Nach der Reife im Four-Roses-Bourbon-Fass erhält der Whiskey ein Finish im Ahornsirup-Fass. Diese seltene Veredelung verleiht ihm eine feine Süße und außergewöhnliche Tiefe.

89,90 €* | Bestell-Nr. 50025

**ZEIT-Edition »Wissenschaft für ein gutes Leben«**

Entdecken Sie mit der neuen ZEIT-Edition faszinierende Erkenntnisse über die Geheimnisse unseres Körpers in 6 Sachbüchern von renommierten Forschern.

89,95 €* | Bestell-Nr. 49951

Neu

**ZEIT-Sonderedition »Olivenöl 2025«**

Ein exklusives Set aus drei echten »Nativen Olivenölen Extrax aus Spanien, zusammengestellt in Kooperation mit den Olivenölexperten von arteFakt.

69,00 €* | Bestell-Nr. 49573

**Lichthaus »Reetdach«**

Das edle Design mit dem charakteristischen Reetdach verbindet Handwerkskunst und Minimalismus und schafft eine warme, behagliche Atmosphäre.

44,99 €* | Bestell-Nr. 50617



Diese Lampe von Gingko ist ein faszinierender Blickfang, der mit innovativem Design jedes stilvolle Zuhause oder Büro aufwertet.

189,90 €* | Bestell-Nr. 48801

**Klavier »Groovy Beats«**

Dieses stabile elektronische Holzklavier überzeugt durch sehr gute Klangqualität und fröhliches Design. Der absolute Hit für kleine Pianisten.

84,99 €* | Bestell-Nr. 43351

ZEIT-Sonderedition »Naos Xs« von Sternglas

Diese Uhr – exklusiv limitiert auf nur 250 Stück – bringt das beliebte Bauhaus-Design der Marke in einer besonders eleganten, kompakten Ausführung ans Handgelenk.

199,00 €* | Bestell-Nr. 50414

**Adventskrantz »Circle«**

Dieser skulpturale Kerzenhalter von ferm LIVING für vier Kerzen besticht durch sein schlichtes, zeitloses Design, das sich harmonisch in jede Einrichtung einfügt. Er wirkt sowohl auf dem Tisch als auch hängend.

105,00 €* | Bestell-Nr. 48536

WISSEN

Neun von zehn Kindern im dritten Lebensjahr konsumieren täglich digitale Medien

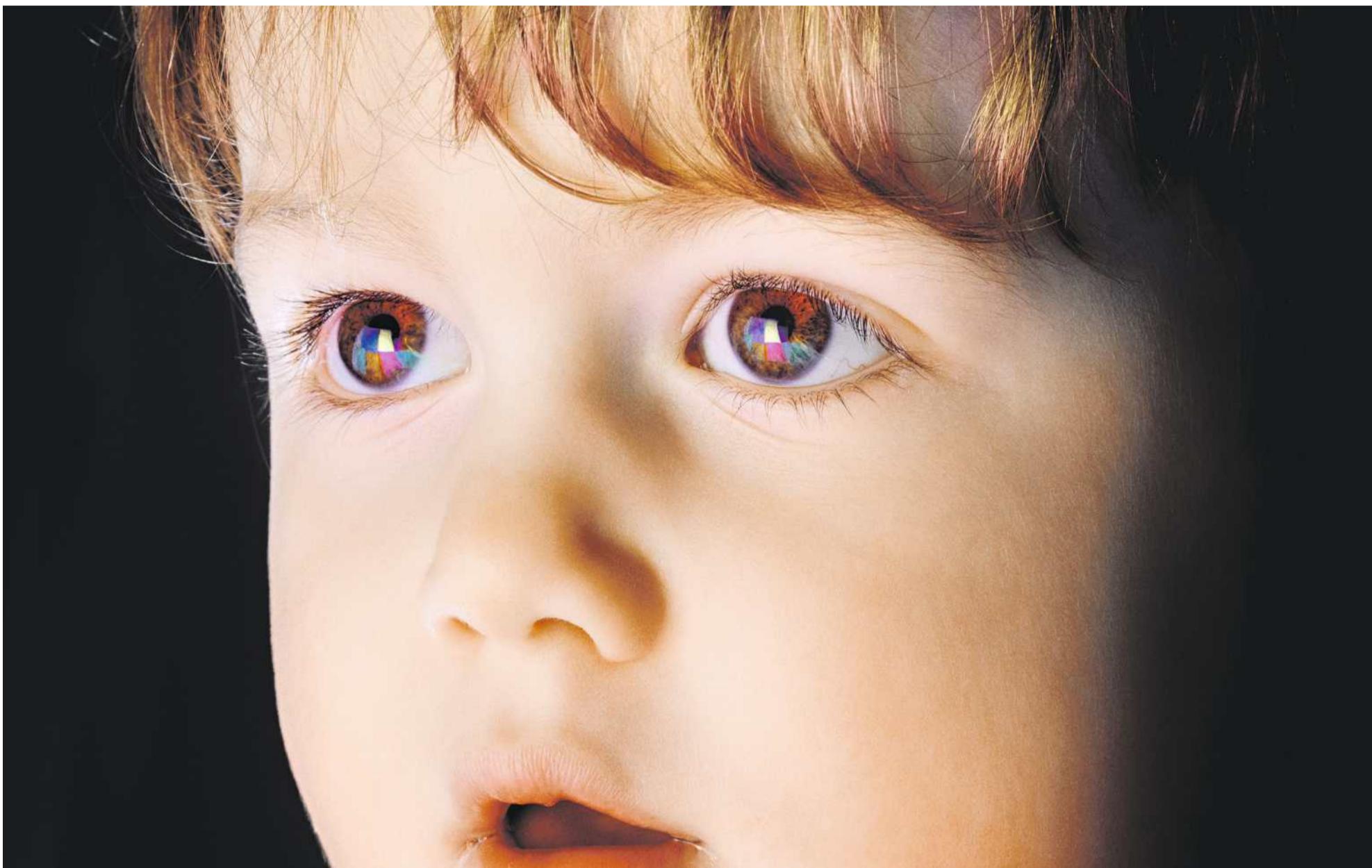


Foto: Philippus Niels für DIE ZEIT; Illustration: Sebastian Curt für DIE ZEIT



STIMMT'S?

Wenn einem übel ist, wird man grün im Gesicht

Wie die Evolution unseren Sinn für Farben geprägt hat

In Comics werden Menschen, denen übel wird und die sich übergeben müssen, gern mit grünem Gesicht gezeigt. Auch das entsprechende Emoji ist grün:

Aber färbt sich die Haut dieser Menschen tatsächlich grün? Eigentlich nicht. Übelkeit ist oft mit einem Schwindelgefühl verbunden, etwa wenn wir seekrank werden. Dabei fließt häufig weniger sauerstoffhaltiges Blut durch die Adern, das die Haut rosig erscheinen lässt. Stattdessen scheint mehr von jenen Blutgefäßen durch, die sauerstoffarmes Blut transportieren. Die sorgen dann eher für einen bläulichen Schimmer, aber nicht für einen grünen. Schließen wir vielleicht von der Abwesenheit von Rot auf die Komplementärfarbe Grün?

Tatsächlich scheint so etwas in unserem Gehirn vorzugehen. Menschen sind offenbar sensibel für Veränderungen im Teint ihrer Mitmenschen. Das ist aus evolutionärer Perspektive sinnvoll: Wenn dem Stammesgenossen übel wird, vermeide ich die Nahrung, die er gerade zu sich genommen hat.

Im Jahr 2019 veranstalteten Forscher am National Eye Institute, das zu den Nationalen Gesundheitsinstituten der USA gehört, ein interessantes Experiment: Sie präsentierten 20 Versuchspersonen 35 visuelle Stimuli, die mal mit weißem Licht und mal mit einer Natriumdampflampe beleuchtet waren. Das Licht dieser Lampen, vergleichbar mit den alten Straßenlaternen in Ost-Berlin, lässt alle Farben gleich erscheinen, wie ein Schwarz-Weiß-Foto mit einer bräunlichen Sepia-Tönung. Es handelte sich um Objekte wie Erdbeeren, Orangen und bunte Legosteine, aber auch die Gesichter von Schauspielern unterschiedlicher Hautfarbe.

Die Probanden sollten auf einer Farbskala am Computer den Farnton der gezeigten Objekte identifizieren. Bei den Legosteinen, aber auch beim Obst deuteten sie unter dem Natriumlicht korrekt auf einen bräunlichen Farnton. Zu den Gesichtern meinten die meisten Testpersonen, dass den Menschen wohl übel sei – und alle gaben für den Hautton eine grünliche Farbe an. Das passierte aber nur, wenn das komplette Gesicht zu sehen war – Hautausschnitte wurden korrekt als bräunlich identifiziert.

Die Forscher schlossen daraus: Menschen haben einen besonderen Sinn für die Wahrnehmung von Hauttönen im Gesicht – und sehen manchmal einen grünen Farnton, der nicht existiert.

Unser visueller Apparat hat das farbige Sehen mit drei unterschiedlichen Rezeptoren in den letzten 30 bis 40 Millionen Jahren entwickelt. Die Forscher spekulieren deshalb, dass die Fähigkeit, gesunde von kranken Gesichtern zu unterscheiden, diese Entwicklung mit vorangetrieben haben könnte.

Diese Woche fragt **Samuel Sandriesser**
aus Leipzig.

Schreiben Sie uns: DIE ZEIT,
Wissen-Ressort, 20079 Hamburg,
oder stimmts@zeit.de.

Das Archiv: www.zeit.de/stimmts.
Hören können Sie die Kolumne unter
www.zeit.de/vorgelesen

Tut ihnen das nicht an!

Bildschirmzeit ist schlecht für Kinder, das weiß doch jeder? Studien zeigen: Eltern geben schon Ein- und Zweijährigen regelmäßig das Handy, mit drastischen Konsequenzen. Die Kleinsten müssen geschützt werden, fordert **MARTIN SPIEWAK**

Auf Neugeborenenstationen bitten Ärzte junge Mütter, beim Stillen keine Posts auf Social Media abzusetzen. An Buggys lassen sich jetzt spezielle Halterungen für Handy anbringen, um schon die Kleinsten mit lustigen Videos zu unterhalten. Kita-Erzieherinnen berichten von Kindern, die morgens einschlafen, weil sie am Abend zuvor bis spät gedaddelt haben.

Das sind Extrembeispiele – doch Untersuchungen zeigen, dass Smartphones inzwischen nicht bloß den Alltag von Jugendlichen prägen, sie machen sich nun auch auf Wickeltischen, in Kinderwagen und im Laufstall breit.

Laut einer Erhebung des Universitätsklinikums des Saarlandes konsumieren 18 Prozent der Kinder im ersten Lebensjahr digitale Medien. In zweiten sind es 61, im dritten 92 Prozent. Der miniKIM-Studie zufolge beträgt die Bildschirmzeit – Handyspiele, YouTube-Clips, TV – der Zwei- bis Fünfjährigen in Deutschland 67 Minuten pro Tag. Und 28 Prozent der Kinder haben laut dieser Studie mit vier oder fünf Jahren ein eigenes Tablet.

Weltweit sei der Gebrauch digitaler Medien bei Kindern unter fünf Jahren „dramatisch gestiegen“, schreibt ein Team um die US-Psychologin Rachel Barr in einer aktuellen Zusammenfassung des Forschungsstandes. Die Wissenschaftlerin von der Georgetown University ist eine der führenden Expertinnen auf dem Feld.

Die endgültigen Folgen dieses Menschheitsexperiments werden erst in zehn oder zwanzig Jahren sichtbar sein. Klar ist schon heute: Positiv werden sie kaum sein. Doch während über Handyverboten an Schulen und über strikte Altersgrenzen für die Social-Media-Nutzung heftig diskutiert wird, bekommen die ersten Lebensjahre erstaunlich wenig Aufmerksamkeit. Das muss sich ändern. Die Kleinsten müssen besser geschützt werden.

Denn es geht um jene Entwicklungsphase eines Kindes, in der die Grundlagen seines Denkens – und die Weichen für soziale Ungleichheit gestellt werden. Zu keinem Zeitpunkt lernt der Mensch so viel wie am Lebensanfang, nie wieder spielen Eltern als Lehrer des Kindes eine so große Rolle. Jedes Wort und jede Geste sorgen für eine neue Verschaltung im Gehirn des Kindes. Blicke und Berührungen stärken sein Selbstbewusstsein, Lieder, Reime, Rasselgeräusche das Sprachzentrum. Was in der Familie verpasst wird, kann die Schule nur mit großer Mühe nachholen.

Bildschirme nehmen dem Kind wertvolle Lernzeit, sorgen für Reizüberflutung, rauben Schlaf und können zu Problemen mit der Kontrolle eigener Gefühle führen. Je mehr Zeit kleine Kinder vor einem Bildschirm verbringen, desto weniger spielen sie. Je mehr Zeit Eltern mit dem Handy beschäftigt sind, desto weniger reden sie mit ihrem Kind.

Das haben australische Forscher und Forscherinnen der University of Adelaide im vergangenen

Jahr eindrucksvoll bewiesen. Sie statteten Kleinkinder mit einer Weste aus, in der sich eine Spracherkennung verbarg. Der Apparat nahm sämtliche Worte auf, die gesprochen wurden, die des Kindes, die der Eltern, aber auch jene vom Fernseher, aus Handys oder sonstigen Bildschirmquellen. Dabei zeigt sich: Mit jeder zusätzlichen Minute Bildschirmzeit hörten die Kinder weniger Worte von Mutter oder Vater, brabbelten seltener selbst vor sich hin und interagierten weniger mit ihren Eltern. „Technoference“ lautet der Fachbegriff für diese Art Sendestörung zwischen Erwachsenen und Kind.

Es sei für viele Mütter üblich, das Handy auch beim Wickeln, Kuscheln oder Spielen griffbereit in der Nähe zu haben, sagt die Familienhebamme Christine Sellschopp, die in Bremen junge, benachteiligte Mütter unterstützt: „Erstaunlich schnell stellen die Babys den Zusammenhang her zwischen dem Handy und dem Verhalten der Mutter.“ Wenn das Gerät sich meldet, wissen die Kinder, dass Mama nun keine Zeit mehr hat. Dass es jetzt nichts bringt, zu lächeln oder zu strampeln.

Sellschopp begleitet die Familien im Rahmen des Forschungsprogramms Brise, das den Einfluss der Eltern auf die Entwicklung ihrer Kinder erkundet. Dafür fragen die Forscherinnen und Forscher auch nach dem Medienvorhalten in den Familien. Eine noch unveröffentlichte Untersuchung zeigt jetzt erste Ergebnisse: Babys, die häufig flimmernden Bildschirmen ausgesetzt sind, fallen sprachlich zurück und verstehen im Alter von anderthalb Jahren weniger Worte. Der Untersuchungszeitraum der „Bildschirmexposition“ übers Fernsehen oder Smartphone: die ersten sieben Monate nach der Geburt.

Kinder, die schon Probleme haben, werden häufiger mit dem Handy ruhiggestellt

Mittlerweile sind weltweit Hunderte Untersuchungen zu den Auswirkungen des Mediennutzens auf Kleinkinder erschienen. Eine Vielzahl von ihnen zeigt – laut einer aktuellen Metastudie Schweizer Forscher – negative Folgen. Besonders kritisch sehen Entwicklungpsychologen, wenn das Handy als Beruhigungsmittel genutzt wird. „Kinder müssen lernen, mit negativen Gefühlen umzugehen“, sagt die Psychologin Sabina Pauen von der Universität Heidelberg. Die Fähigkeit zur Selbstregulation sei grundlegend für ein gelungenes Leben. Bekomme das Kind ein Gerät, wenn es gelangweilt oder frustriert ist, habe es nicht die Möglichkeit, diese Kompetenz zu trainieren, sagt Pauen.

Der digitale Schnuller kann das Problem sogar verschlimmern. Denn Kinder, die ohnehin Probleme damit haben, ihre Emotionen in den Griff zu bekommen, werden laut Studien besonders häufig mit dem Handy ruhiggestellt. Das aber wird sie langfristig noch ungeduldiger und reizbarer machen.

Kinder sollten in den ersten drei Lebensjahren „von jeglicher passiven und aktiven Nutzung von Bildschirmmedien ferngehalten“ werden – das raten die

deutschen Kinder- und Jugendärzte, unterstützt von zehn anderen Fachgesellschaften, in einer Leitlinie. Für Kinder von drei bis sechs Jahren sollte die Zeit vor dem Schirm höchstens 30 Minuten täglich betragen.

Natürlich gibt es Eltern, die diese Regeln befolgen und ihr Kind lange vom Bildschirm fernhalten, sogar eine Bahnfahrt oder einen Restaurantbesuch ohne digitalen Babysitter überstehen. Die Mehrheit jedoch ignoriert den Expertenrat. Die Linien verlaufen hier entlang der bekannten sozialen Unterschiede: Je ärmer und weniger gebildet die Eltern, je größer die Stressfaktoren der Mutter (alleinerziehend, krank, arbeitslos), desto stärker der Mediennutzung der Kinder. In Familien mit weniger Ressourcen verbringen Kleinkinder mehr Zeit vor dem Bildschirm – und besitzen sogar häufiger ein eigenes Gerät. Auch der Migrationshintergrund spielt eine Rolle: Zugewanderte Frauen geben in der Bremer Brise-Studie deutlich häufiger an, dass ihr Baby Kontakt mit Fernseher oder Smartphone habe und sie digitale Medien öfter zur Beruhigung ihres Kindes einsetzen.

Ein folgenschwerer Befund: Bei den schon heute Beteiligten richtet die Allgegenwart der Geräte langfristig den größten Schaden an. Statt mehr bekommen sie weniger sprachliche Anregung, statt Ruhe zusätzlich Reize, statt Bindung den Bildschirm. Einen „Brandbeschleuniger der Bildungsungleichheit“ nennt Frank W. Paulus, Jugendpsychologe am Universitätsklinikum des Saarlandes, den Medienkonsum deshalb.

Spätestens an dieser Stelle wird der Chor der Fragsteller und Zweifler, der Elternversteher, Medienverteidiger und Digitaldefiziten unüberhörbar. Neue Medien – Computerspiele, Fernseher, Comics, sogar Bücher – hätten schon immer für Panik gesorgt, sagen die einen. Elternschelte helfe doch nicht weiter, warnen die anderen. Eine totale Bildschirmabstinenz für Kinder unter drei, sei „doch nicht sehr lebensnah“, sagt Eva Reichert-Garschhammer vom Bayerischen Staatsinstitut für Frühpädagogik und Medienkompetenz gegenüber der *Süddeutschen Zeitung*.

Und überhaupt: Lassen sich die negativen Auswirkungen von Handys aufs Hirn der Jüngsten denn so klar beiführen? Nein, lassen sie sich nicht. Die Unterschiedlichkeit der Medien (TV, Handy, Konsole) und ihrer Inhalte macht wissenschaftliche Vergleiche extrem schwer. Forscher befragen meist Eltern, deren Angaben nicht immer genau sind, meist unterschätzen sie die Bildschirmzeiten. Und wenn eine Studie negative Effekte zeigt, ist das noch kein Beweis, dass diese ursächlich auf den Mediengebrauch zurückzuführen sind.

Wer als Mutter viel am Gerät hängt, redet weniger mit dem Kind: Das hat die australische Studie gezeigt. Aber es könnte auch sein, dass nur solche Eltern besonders viel chatten, die auch sonst wenig mit ihren Kindern sprechen. Forscher aus Singapur haben nachweisen können, dass Kleinkinder mit einer hohen Bildschirmzeit eine verminderde Hirnaktivität aufweisen und sich noch acht Jahre später schlechter kon-

zentrierten könnten. Auch hier könnte es noch andere Gründe geben als den übermäßigen Mediengebrauch. Das Dilemma in der Frage von Ursache und Wirkung wird sich auch mit noch mehr Forschung niemals auflösen lassen. Denn es ist nahezu unmöglich, aus den unzähligen Einflüssen, die das Aufwachsen von Kindern bestimmen, den Medienfaktor zu isolieren.

Vielleicht hilft eine historische Analogie. Seit Zeiten waren Prügel eine Erziehungsmaßnahme. Dann wuchs die Erkenntnis, dass Schläge Kindern nicht guttun. Obwohl es Argumente gegen einen Verbot gab: Schläge sind in vielen Familien gelebte Praxis! Ohne wirken, um Kinder zu disziplinieren! Wo steht geschrieben, dass ein Klaps schädlich ist? Tatsächlich ist die Wissenschaft bis heute nicht absolut eindeutig. In einer Metaanalyse von 2021 zu Prügelstrafen zeigen „nur“ 59 Prozent der Studien negative Effekte auf die Kindesentwicklung; der Rest ergab schwer interpretierbare Ergebnisse. In vier Untersuchungen haben körperliche Strafen sogar einzelne positive Effekte. Trotzdem steht heute fest: Kinder zu schlagen, ist falsch, es zugelassen zu haben, war ein Unrecht.

Einiges spricht dafür, dass man rückblickend über unkontrollierten Mediennutzung bei Kindern ähnlich denken könnte.

Wir wissen genug, um etwas zu ändern

Deshalb ist es gut, dass die Kinderärzte den Sticker „Bildschirmfrei unter drei“ ins Vorsorgeheft kleben – und die Eltern zur Mediennutzung aufklären. Deshalb ist es richtig, dass Familienministerin Karin Prien öffentlich Mütter und Väter kritisirt, die „beim Kinderwagen schieben, sagen die einen. Elternschelte helfe doch nicht weiter, warnen die anderen. Eine totale Bildschirmabstinenz für Kinder unter drei, sei „doch nicht sehr lebensnah“, sagt Eva Reichert-Garschammer vom Bayerischen Staatsinstitut für Frühpädagogik und Medienkompetenz gegenüber der *Süddeutschen Zeitung*.

Dabei geht es nicht um den wöchentlichen Videochat mit der weit entfernt lebenden Oma – und auch nicht um Ausnahmen, die Eltern im Alltag eben manchmal machen. Doch Kinder sollten so spät wie möglich mit Handy und Fernseher anfangen, Eltern die Zeiten konsequent begrenzen, Bildschirme nicht als Belohnung einsetzen – und das eigene Gerät weglegen, wenn sie sich mit ihren Kindern beschäftigen.

Auch wenn die Forschung noch nicht alle Fragen geklärt hat – wir wissen genug. Die nationale Akademie der Wissenschaften, Leopoldina, hat kürzlich in einem Gutachten darauf hingewiesen, dass bei Kindern das Vorsorgeprinzip gelten muss: Besteht der Verdacht einer Gesundheitsschädigung, braucht es Maßnahmen, um die Heranwachsenden zu schützen.

Ist das illusorisch? Das hatte man vor wenigen Jahren auch über ein Handyverbot an Schulen gesagt. Nun bekennen sich jeden Tag mehr Schulen zu strikten Regeln – und erweisen vielen Jugendlichen damit einen großen Dienst. Das sollte für deren kleine Geschwister ebenso gelingen.

www.zeit.de/vorgelesen

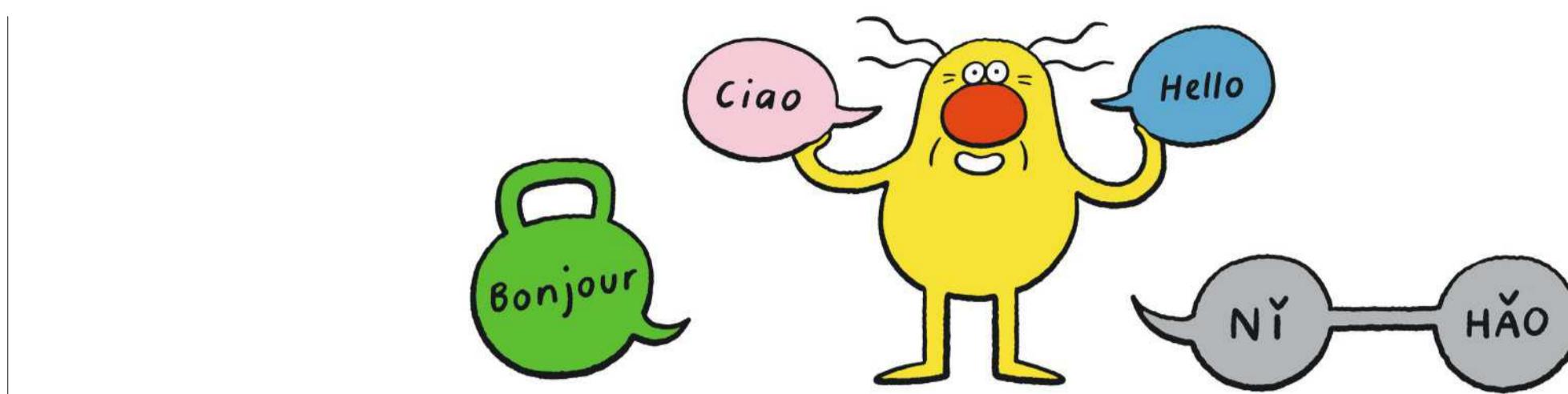
Altern

Ausgezeichnet

Für ihren Beitrag »Dein Sohn wird krank. Nur wann?« (ZEIT Nr. 30/25) erhalten Hanna Grabbe und Martin Spiewak den Medienpreis der Deutschen Diabetes-Gesellschaft. In der Begründung der Jury heißt es, der Artikel erzähle eindrucksvoll die Geschichte zweier Familien, die durch einen Frühtest erfahren haben, dass ihr Kind wohl eines Tages Diabetes bekommen wird – und zeige auf, wie unterschiedlich sie damit umgehen.

Berichtigung

Im Artikel »Sie passen auf ihn auf. Erst mal« in der vergangenen Ausgabe (ZEIT Nr. 47/25) war auf der Karte die chilenische Landesgrenze nicht mit abgebildet. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.



You may be younger than you think!

Wer mehrere Sprachen spricht, ist besser vor dem vorzeitigen Altern geschützt, behauptet eine neue Studie. Was ist da dran? von STEFANIE KARA

Auf Spanisch plaudern, das Sushi auf Japanisch ordern, einen Film auf Französisch genießen: Sprachen sind nicht nur nützlich, sondern machen auch Spaß. Und sie fordern den Kopf – könnte es sein, dass sie sogar das Altern aufhalten?

Das glauben einige Forscher, die gerade eine große Studie in der Fachzeitschrift *Nature Aging* veröffentlicht haben. Mehr als 86.000 Personen aus 27 europäischen Ländern nahmen teil, die Überschrift lautet: »Mehrsprachigkeit schützt vor beschleunigtem Altern.«

Das klingt revolutionär. Sind Sprachkurse also so etwas wie eine Anti-Aging-Therapie? Und haben Menschen, die mehrsprachig aufgewachsen oder eine Sprache aus ihrer Heimat mitgebracht, einen Vorteil? Da lohnt sich ein genauerer Blick in die Studie. Das Team um den Psychologen Agustín Ibáñez vom Global Brain Health Institute in Irland hat nämlich nicht den Alterungsprozess im Körper gemessen, sondern eine theoretische Analyse vorgelegt.

So haben die Forscher zunächst für die Teilnehmer jeweils einen individuellen »Alterswert« berechnet. Je mehr vorteilhafte Faktoren – geistige

Fitness, körperliche Aktivität, Bildung und Unabhängigkeit im Alltag – jemand aufwies, desto geringer war der berechnete Wert; durch Herzkrankheiten, Bluthochdruck, Diabetes, Alkoholkonsum und Schlafprobleme dagegen stieg er. Dann verglichen die Wissenschaftler diesen berechneten Wert mit dem realen Alter in Lebensjahren. Dabei zeigte sich ein auffälliger Unterschied: Menschen, die mehrere Sprachen beherrschten, erschienen jünger. Genauer: Das Risiko, laut Vorhersage älter zu sein als in Wirklichkeit, war für mehrsprachige Menschen nur halb so groß wie für einsprachige.

Ein »Meilenstein« sei die Studie, kommentieren in *Nature Aging* zwei Hirn- und Sprachforscher, die an der Studie nicht beteiligt waren. Das Sprachenlernen zu fördern »könnte genauso wichtig sein wie Kampagnen für körperliche Aktivität oder gegen das Rauchen«. Dabei wird in der Studie nicht unterschieden, ob jemand früher in der Schule eine Fremdsprache gelernt hat oder aktuell regelmäßig zwei oder mehr Sprachen benutzt. Doch diese Ungenauigkeit werten die Kommentatoren sogar als Pluspunkt: »Es ist umso bemerkenswerter, dass der Effekt so klar hervortritt.«

Genau betrachtet beweist die gefeierte Arbeit allerdings nicht, dass Mehrsprachigkeit vor schnellem Altern schützt (wie deren Titel behauptet); sie zeigt nur, dass Menschen, die verschiedene Sprachen beherrschen, auch einen günstigeren Mix aus Schutz- und Risikofaktoren für gesundes Altern besitzen. Ob die Multilingualität der Grund dafür ist, bleibt unklar.

Es können schließlich auch andere Faktoren eine Rolle spielen. Bekannt ist zum Beispiel, dass Menschen mit höherer Bildung und höherem Einkommen im Schnitt gesünder sind. Könnte es nicht sein, dass sie auch mit höherer Wahrscheinlichkeit zwei und mehr Sprachen sprechen? Das würde bedeuten, dass zumindest ein Teil des Anti-Aging-Effekts auf den Kontostand und den Bildungsschluss zurückzuführen wäre.

Der Hauptautor Agustín Ibáñez betont auf Nachfrage, dass die Forscher Einkommensunterschiede und andere Ungleichheiten als Kontrollvariablen einbezogen hätten. Das war aber nur auf der Ebene der Länder der Fall, nicht für die einzelnen Teilnehmer. Ibáñez räumt denn auch ein, dass »restliche Störfaktoren nicht vollkommen ausgeschlossen werden können«. Und als die Forscher die Migration in den Ländern

berücksichtigen, schwächte sich der positive Effekt ab. Das spricht dafür, dass Mehrsprachigkeit nicht für jeden dieselben Vorteile hat – und dass Einkommen und Schulbildung durchaus eine Rolle spielen.

Dass aber grundsätzlich etwas dran ist am positiven Effekt der Mehrsprachigkeit, entdeckte schon vor einigen Jahren die Pionierin dieser Forschung, die Psychologin Ellen Bialystok von der York University in Toronto. Sie stellte bei Demenz- und Alzheimerpatienten deutliche Unterschiede fest: Diejenigen, die mehrere Sprachen konnten, erlebten die Symptome drei bis fünf Jahre später als einsprachige Patienten (ZEIT Nr. 27/20). Die Differenz war sogar im Hirn zu sehen: Bialystok verglich Hirnscans von ein- und zweisprachigen Patienten, die unter ähnlichen kognitiven Einschränkungen litten. Die Gehirne der Zweisprachigen waren stärker von der Krankheit gezeichnet – doch sie funktionierten noch ähnlich gut.

Spanisch oder Japanisch zu lernen schützt also nicht vor dem Hirnabbau, aber es kann dazu beitragen, dass dieser sich später bemerkbar macht. Die Wissenschaft nennt das »kognitive Reserve«. Und es ist in jedem Fall klug, sich so einen Vorrat anzulegen.

ANZEIGE

Illustration: Nadine Redlich für DIE ZEIT

“TALENT KENNT KEINE SOZIALE HERKUNFT – ABER KARRIEREN SCHON”

www.netzwerk-chancen.de

Netzwerk Chancen setzt sich deutschlandweit für die Anerkennung der sozialen Herkunft als Diversity-Faktor ein. Dazu unterstützt die Organisation soziale Aufsteiger*innen bei ihrer persönlichen und beruflichen Entwicklung und hilft Arbeitgebenden mit einem breiten Beratungsangebot dabei, soziale Diversität in den eigenen Reihen zu leben. 2025 vergab Netzwerk Chancen erneut die Social Diversity Awards an Arbeitgebende und Einzelpersonen, die sich für Chancengleichheit in der Arbeitswelt einsetzen.

Außerdem fand zum zweiten mal der Social Diversity Summit statt, Deutschlands einziges Karriere-Event nur für soziale Aufsteiger*innen. Die Gründerin Natalya Nepomnyashcha und Geschäftsführerin Katrin Janeczka erklären, wie die soziale Herkunft Karrieren prägt und Unternehmen darauf reagieren können.

Mit dem Social Diversity Summit und den Social Diversity Awards hat Netzwerk Chancen bewusst zwei Formate geschaffen, die soziale Mobilität in den Fokus rücken.

WARUM IST DAS SO WICHTIG?

Katrin: In Deutschland hängt der berufliche Erfolg stark davon ab, welche Startbedingungen man mitbringt, also welche Netzwerke, welches Wissen und welche



Natalya Nepomnyashcha (l.), Gründerin von Netzwerk Chancen und Katrin Janeczka (r.), Geschäftsführerin von Netzwerk Chancen, setzen sich seit 2018 für Chancengleichheit und soziale Vielfalt in der Arbeitswelt ein.

Unterstützung im Elternhaus vorhanden sind. Mit dem Summit und den Awards wollen wir auf diese Ungleichheit aufmerksam machen und zeigen, wie viel Potenzial in sozialen Aufsteiger*innen steckt.

Gleichzeitig wird dabei deutlich, wie wichtig gezielte Förderung ist, etwa durch Mentoring.

WAS GENAU KANN MENTORING LEISTEN?

Natalya: Mentoring eröffnet Zugang zu Netzwerken und Wissen, z. B. dazu, wie man Karriereschritte plant, Gehälter verhandelt oder sich in Entscheidungsprozessen positioniert. Viele Aufsteiger*innen entwickeln dadurch erstmals ein realistisches Bild davon, welche Rollen für sie erreichbar sind. Studien zeigen zudem,

dass Mentoring sowohl die berufliche Zufriedenheit als auch die Führungsambitionen sozialer Aufsteiger*innen erhöht.

WELCHEN MEHRWERT HAT MENTORING FÜR MENTOR*INNEN?

Katrin: Sie können durch Mentoring ihre eigene Führungshaltung weiterentwickeln, weil sie ein besseres Verständnis für unterschiedliche Potenziale entwickeln. Für Arbeitgeber ist das ein strategischer Vorteil: Mitarbeitende, die als Mentor*innen aktiv sind, erwerben wichtige Kompetenzen, um inklusiver zu führen und stärken ihre Fähigkeit, Talente frühzeitig zu erkennen und zu entwickeln.

WAS KÖNNEN UNTERNEHMEN DARÜBER HINAUS TUN, UM SOZIALE MOBILITÄT ZU FÖRDERN?

Natalya: Wichtig ist, dass Unternehmen soziale Aufsteiger*innen nicht zufällig fördern, sondern bewusst. Das umfasst, gezielt Entwicklungspfade zu schaffen, aber auch Personalverantwortliche zu sensibilisieren. Außerdem ist die Reflexion der eigenen Unternehmenskultur entscheidend. Mitarbeitende aktiv nach ihren Erfahrungen zu fragen, kann dabei ein wichtiger Ausgangspunkt sein. Das sind nur erste Hebel, aber wer sie nutzt, beginnt, soziale Mobilität nicht zufällig, sondern bewusst zu ermöglichen.

WAS GEWINNEN UNTERNEHMEN, WENN SIE SOZIALE MOBILITÄT BEWUSST IN DEN BLICK NEHMEN?

Katrin: Arbeitgeber, die soziale Mobilität ernst nehmen, investieren nicht nur in Menschen, sondern auch in die eigene Wettbewerbs- und Zukunftsfähigkeit. Denn soziale Aufsteiger*innen bringen viele Eigenschaften mit, die für Unternehmen Gold wert sind. Durch ihren Weg sind sie leistungsorientiert, resilient und motiviert. Bisher wird dieser Talentpool oft übersehen. Wer dieses Potenzial aber erkennt, gewinnt engagierte Mitarbeitende, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und langfristig zu wachsen.

WIE UNTERSTÜTZT NETZWERK CHANCEN UNTERNEHMEN DABEI?

Natalya: Wir unterstützen Unternehmen unter anderem mit Workshops und Sensibilisierungsformaten dabei, soziale Herkunft als relevanten Faktor in der Arbeitswelt zu verstehen und entlang des Employee Life Cycle mitzudenken. Darüber hinaus bieten wir Formate zu Themen wie dem Umgang mit Widerständen oder der Frage, wie eine inklusive Unternehmenskultur in der Praxis gelebt werden kann.

Foto: Anne-Maria Butz

 **netzwerk
chancen**

Soziale
Vielfalt

Einen herzlichen Dank an unsere Partner und Sponsoren!





McKinsey
& Company


Shape the future
with confidence

DIE ZEIT
VERLAGSGRUPPE

RTL

**BUSINESS
INSIDER**

Meine Schule des Lebens

»Als Teenager habe ich mir die tägliche Karte des Seewetteramtes per Post schicken lassen«

Schon in der siebten Klasse wussten Sven Plögers Mitschüler: Der geht mal ins Fernsehen. Dabei wollte er da eigentlich gar nicht hin.

Heute ist er einer der bekanntesten Meteorologen Deutschlands – und redet längst nicht mehr nur über das Wetter

DIE ZEIT: Herr Plöger, Sie moderieren seit mehr als 25 Jahren das Wetter im Ersten. Können Sie vorhersagen, wie heute das Wetter wird, wenn Sie einfach nur in den Himmel schauen?

Plöger: An manchen Tagen lässt ein Blick in den Himmel zu, dass ich gefühlt eine ganze Wetterkarte drumherum zeichnen kann: weil ich sehe, ob es dunstige oder klare Luftmassen gibt und welche Wolken unterwegs sind. Und weil ich auch fühle, woher der Wind kommt. Aber wenn ich um 11 Uhr in den Himmel gucke, kann ich nicht zwingend sagen, ob es um 20 Uhr einen Schauer gibt.

ZEIT: Was sehen Sie heute?

Plöger: Heute haben wir Cumulus-mediocris-Wolken, dazwischen sehr blauer Himmel. Man spürt, es ist frischer Wind. Jetzt weiß ich zufällig, dass ein Tiefdruckgebiet da ist. Aber selbst wenn ich es nicht wüsste, würden diese zerfetzten, zerfaserten Wolken mit Wind mir schon zeigen, dass da relativ frische Luft eingeflossen ist und man später auch mit Schauern rechnen muss.

ZEIT: Können Sie sich gut an vergangene Wetterlagen erinnern?

Plöger: Tatsächlich sehr gut.

ZEIT: Wie weit reicht Ihr Gedächtnis da zurück?

Plöger: Ich hätte fast gesagt: bis zu meiner Geburt.

ZEIT: Ach, was für ein Wetter gab es da?

Plöger: An diesem 2. Mai 1967 war es ziemlich wechselhaft und kühl, hat mir meine Mutter später berichtet. Wahrscheinlich mag ich klare Polarluft und Schauerwetter deshalb so gerne. Als Teenager habe ich mir die tägliche Seewetterkarte des deutschen Seewetteramtes per Post schicken lassen. Die kam dann immer ein, zwei Tage später bei mir an, es war also streng genommen eine Wetternachbericht. Enthalten war darin die aktuelle Wetterkarte mit allen Wettermessungen.

ZEIT: War es nicht schrecklich langweilig, sich das vergangene Wetter anzusehen?

Plöger: Überhaupt nicht. Ich hab das aufgesogen und auf diese Weise gelernt, ein Gefühl für das Wetter zu entwickeln. Und die auffälligsten Ereignisse habe ich mir tatsächlich gemerkt. Zum Beispiel, dass der Sommer 1976 ein sehr heißer und trockener war, während die Jahre 1977 bis 1981 sehr durchschnittlich und kühl ausfielen. 1982 war der Sommer wieder warm, und 1983, am 27. Juli, kam dann die große Hitze. Wenige Tage vorher wurde auch die tiefste Temperatur in der Antarktis gemessen.

ZEIT: Wie früh fand das an mit Ihrer Begeisterung?

Plöger: Schon als kleines Kind, mit vier oder fünf Jahren, hüpfte ich bei jedem Gewitter auf dem Balkon unseres Hauses in Sankt Augustin herum, denn dort blickte man nach Westen, von wo die meisten Gewitter kamen. Meine Eltern haben mich dann nie ins Bett bekommen, ich wollte jeden Blitz sehen. Und ich habe alle Wetterbücher für Kinder verschlungen und konnte sie auswendig,

ZEIT: Dass sich ein Kind so sehr für das Wetter interessiert, ist ungewöhnlich. Wie schnell sind Sie als Exot aufgeflogen?

Plöger: Es gab tatsächlich auch Kinder, die mich mochten (*lacht*). Ich war etwas verrückt, aber ich konnte Geschichten so erzählen, dass es andere spannend und nicht anstrengend fanden – ich war also eigentlich ziemlich normal, habe aber eine hohe Zahlenaffinität. Mir eine 16-stellige Nummer zu merken, ist für mich kein Kunststück. Ich schließe die Augen und sehe sie vor mir, dann muss ich sie einfach nur vorlesen, ich habe gewissermaßen ein fotografisches Zahlengedächtnis. Das ist wirklich praktisch. Auch, wenn man sich Wetterlagen merkt.

ZEIT: Konnten Sie Ihre Liebe zum Wetter auch in der Schule ausleben?

Plöger: Ich wollte unbedingt ein Schulpraktikum auf einer Flugwetterwarte machen, doch das wurde aus organisatorischen Gründen abgelehnt. Ich blieb aber so zäh, dass der Chef irgendwann aufgab und sagte: »Ja gut, komm halt vorbei.« Und dann war ich da, und die haben gemerkt: Der interessiert sich wirklich und weiß was, aber er nervt nicht. Zum Abschluss haben sie zu mir gesagt: »Du kannst uns ab jetzt jederzeit besuchen.«

ZEIT: Gab es je einen Zweifel daran, dass Sie Meteorologie werden wollten?

Plöger: Nein, mit der Entscheidung, was ich nach der Schule mache, habe ich es unglaublich leicht gehabt. Schon meine Mitschüler haben damals in der siebten Klasse gesagt, ich sei der, der später im Fernsehen das Wetter ansagen wird. Dabei war das gar nicht mein Ziel.

ZEIT: Sie wollten gar nicht zum Fernsehen gehen?

Plöger: Nein, wirklich nicht. Ich wollte das Wetter vorhersagen und Meteorologie studieren. Dabei wurde mir auch immer stärker bewusst, dass Meteorologie ganz allgemein die Physik der Atmosphäre ist. Im Studium war das hier und da anstrengend, weil sehr viel Theorie dazukam, sehr viel Mathematik und Physik. Da musste ich durch so manche Durststrecke. Synoptik, also Wettervorhersage, ist nur ein Teilbereich, aber auf den habe ich mich dann im Hauptstudium gestürzt,



»Mir eine 16-stellige Nummer zu merken, ist für mich kein Kunststück«, sagt Sven Plöger, 58

gesellschaftspolitische und psychologische Themen extrem relevant. Ich habe mich gefragt: Wie kann ich Veränderungen umsetzen, Dinge verändern, von denen ich weiß, dass sie nicht gut sind?

ZEIT: Und was war Ihre Antwort?

Plöger: 2002 begann ich damit, Vorträge zu halten. Plötzlich war da die Wechselwirkung mit den Zuhörern, anders als im Fernsehen. Am Anfang hatte ich kleine Gruppen vor mir, heute sind es auch mal 1.500 Leute. Ich bringe sie dazu, gesellschaftspolitisch nachzudenken, ohne dass ich als Missionar, Aktivist oder Ideologe auftrete. Ich übersetze Wissenschaft und versuche Haltung zu vermitteln. Aber ich will Menschen nicht bevormunden, denn das führt zu Reaktanz oder, wie ich gerne sage, zu »pubertärem Widerstand« – ein Reflex wie bei Kindern und Jugendlichen, die gegen ihre Eltern rebellieren.

ZEIT: Warum tun sich Menschen bei diesem Thema so schwer?

Plöger: Weil wir es mit Wahrscheinlichkeiten zu tun haben. Zudem handelt es sich um ein schleichendes Problem: Es dauert lange, bis die vorhergesagten Dinge eintreten. Die Bedrohung beim Klimawandel ist sehr unkonkret. Sie heißt überetzt: Irgendwann wird irgendwann irgendjemandem irgendwas passieren. Und diese Unsicherheit führt bei Menschen zu der Reaktion: Na ja, vielleicht wird mich das ja gar nicht betreffen.

ZEIT: Haben Sie eine Strategie gefunden, die dagegen hilft?

Plöger: Spannende Geschichten erzählen, die emotionale Momente aufgreifen, ohne die Naturwissenschaft zu verlassen. Und dabei trotz aller Ernsthaftigkeit den Humor nicht verlieren. Und außerdem müssen wir uns beim Erklären der relevanten Zusammenhänge Zeit gönnen, differenziert sein. Wir neigen dazu mit Schlagsätzen Thesen raushauen zu wollen. Und genauso einseitig kommt dann der Widerspruch. Aber die meisten Leute sehen sehr wohl, dass sich etwas ändert, und machen sich auch Sorgen. Wir müssen ins Gespräch und dann vor allem ins Handeln kommen.

ZEIT: Und das klappst, wenn Sie vor 1.000 Leuten auf der Bühne stehen?

Plöger: Das Feedback vieler Zuhörerinnen und Zuhörer zeigt mir jedenfalls, dass ich Menschen mit meiner Art zu erzählen erreichen kann – das ist auch mein Antrieb. Leute erreichen bedeutet Empathie, und die funktioniert nur, wenn man spontan ist und auf die Leute eingeht. Deshalb entstehen meine Vorträge immer erst dann, wenn ich mein Publikum vor mir habe. Sonst funktioniert das nicht.

ZEIT: Fehlt Ihnen im Fernsehen dieses direkte Feedback?

Plöger: Nein. Ich kann mir mittlerweile ungefähr vorstellen, wie ein Publikum auf mich reagiert. Ich bin viel unterwegs im Land, und ich werde sehr oft angesprochen von Menschen. So ein Gesicht wie meins erkennt man schnell. Früher dachte ich immer, mir fehlt die optische Anmutung fürs Fernsehen, ohne volles Haar und mit Brille. Inzwischen denke ich, man sieht halt aus, wie man aussieht (*lacht*). Es ist ja auch gut, wenn TV-Gesichter nicht alle gleich aussehen, sondern es einen Wiedererkennungswert gibt. Inhalte vermitteln sich ja qua Person, sonst könnte die KI alles machen.

ZEIT: Welche Reaktionen bekommen Sie, wenn Sie angesprochen werden?

Plöger: Die Leute sind immer freundlich und freuen sich, einen unvermittelten zu sehen. Viele ermutigen mich, mich weiterhin fürs Klimathema einzusetzen und Dokus darüber zu machen. Das freut mich sehr bei einem Thema, das Teile der Gesellschaft ja auch polarisiert.

ZEIT: Woran liegt dieser Zuspruch?

Plöger: Mein größter Vorteil ist, nicht auf Social Media aktiv zu sein. Das schützt mich vor dumpfen und meine Zeit verschwendenden Shitstorms. Wer mich persönlich anschreibt will, kann das tun, jeder kann mich erreichen, auch mit Kritik. Gott sei Dank nur selten gibt es auch ein paar Geister, die mich persönlich beleidigen. Aber dafür gibt es ja die Ablage P – den Papierkorb.

ZEIT: Es ist schwer, sich mit dem Klimawandel zu beschäftigen und dabei zuversichtlich zu bleiben. Wie bewahren Sie sich Ihr positives Denken?

Plöger: Was würde für mich besser, wenn ich hoffnunglos, frustriert-pessimistisch auf die Welt schaue? Wenn man glaubt, etwas sowieso nicht schaffen zu können, hat man sehr schlechte Erfolgsaussichten. Wenn man bei Olympia am 100-Meter-Lauf teilnimmt und sagt: »Hier kann ich auf keinen Fall gewinnen«, dann ist es unwahrscheinlich, dass man als Erster ins Ziel kommt – außer die anderen verlaufen sich alle. Aber das passiert auf der Distanz eher selten. Mit dieser Erkenntnis versuche ich gegen die Negativspirale anzukämpfen – als Rheinländer klappt das auch ganz gut.

Das Gespräch führte **Sibylle Anderl**



Leidenschaft fürs Wetter

Mit seinem Vater verband Sven Plöger das Interesse am Segeln. Die Faszination fürs Wetter und dessen naturwissenschaftliche Komponente hatte in der Familie aber nur er. Seine Mutter war Dolmetscherin, der Vater Verwaltungsbeamter.

zu tun, sondern es war eine echte Forschungsarbeit zur Funktionsweise der Erdatmosphäre. Als ich fertig war mit dem Studium, haben mir zwei Professoren Doktorarbeiten angeboten, aber ich habe innerlich gespürt, dass ich »rausmusste in die große, weite Welt«, um Wetter vorherzusagen.

ZEIT: Also zum Deutschen Wetterdienst?

Plöger: Der DWD hatte damals nach der Wiedervereinigung einen Aufnahmestopp, weil alle Kollegen aus der DDR übernommen werden mussten. Also habe ich mich bei privaten Wetterfirmen beworben und wurde bei MeteoMedia in der Schweiz genommen. So kam ich ins Vorhersagegeschäft.

ZEIT: Gilt: anderes Land, anderes Wetter?

So kam der Punkt, im Radio das Wetter vorherzusagen, und dann kam per Zufall auch das Fernsehen.

ZEIT: Bis heute sind Ihre Wettermoderationen live. Wie oft läuft da etwas schief?

Plöger: Klar, es gibt immer wieder auch Versprecher. So was wie »feuchtwarme Meereslust« zum Beispiel. Oder erst neulich habe ich mal gesagt »an der Westküste von Nordrhein-Westfalen«. Da waren die Niederländer gar nicht erfreut. »Von Potsdam bis Kotzbuse ist mir auch mal passiert.

ZEIT: Mit der Zeit haben Sie sich immer mehr fürs Klima interessiert. Wie fing das an?

Plöger: Das war 1999. Da kam dieser sehr kräftige Sturm Lothar, und mir wurde klar: Mensch, das Klimathema ist jetzt wirklich bedeutsam.

wie unfassbar klein und kraftlos der Mensch im Vergleich zur Natur ist.

ZEIT: War denn dieser spezielle Sturm eine Folge des Klimawandels?

Plöger: Klar, Lothar war ein Wetterphänomen, aber das Wetter verändert sich durch den Klimawandel. Es wird extremer, und wir erleben nun das, was uns die Wissenschaft vor Jahrzehnten schon vorausgesagt hat. Klima ist ja die Statistik des Wetters über einen Zeitraum von 30 Jahren und Wetter das tägliche Geschehen. Es ist wichtig, das gut voneinander zu unterscheiden. Mir wurde bei Lothar klar: Wir sind hier Opfer der eigenen Taten. Eine unglückliche Doppelrolle. Plötzlich wurden für mich neben der Meteorologie auch

In unserer Gesprächsrunde »Meine Schule des Lebens« erzählen prominente Menschen von ihrem Bildungsweg

Bis vor Kurzem wusste er nicht, was eine Psychotherapie ist

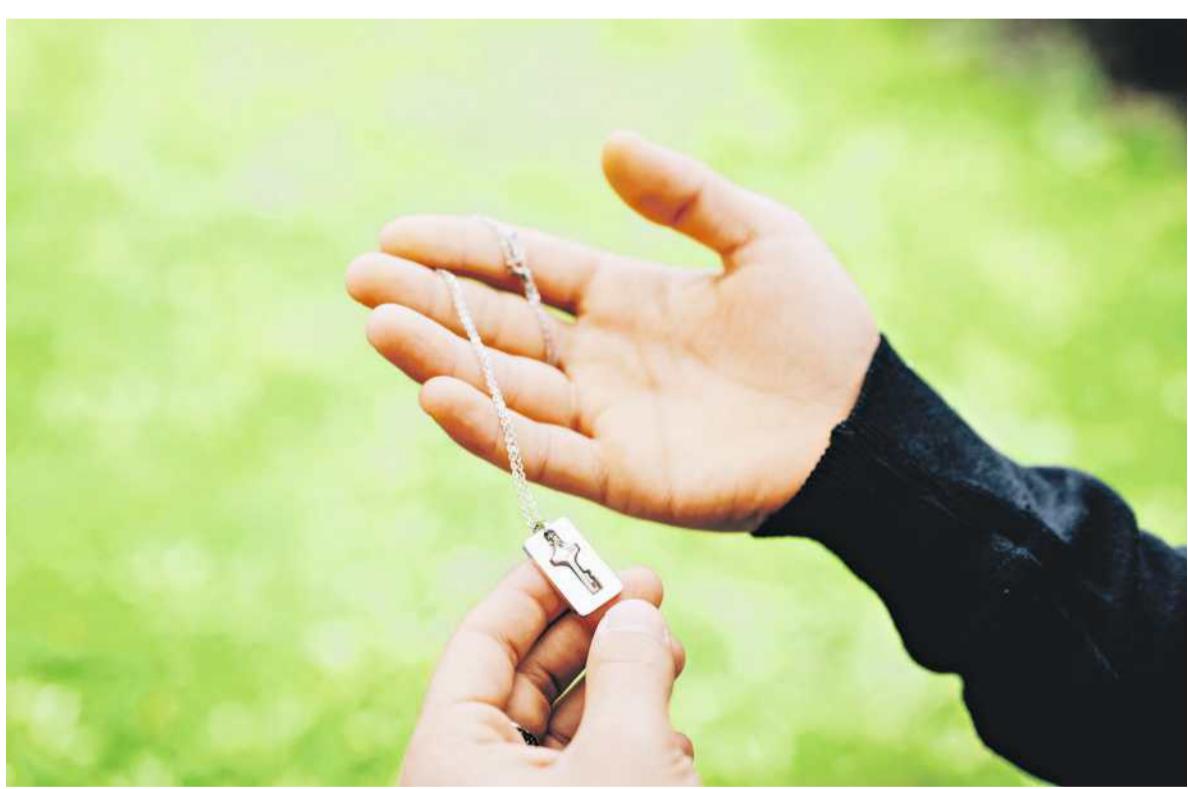
Vor seiner Flucht hat Majdal Ismael im Irak Schreckliches erlebt. Hilfe fand er in einer besonderen Klinik: Sie berücksichtigt die Kultur, die ihre Patienten geprägt hat VON TOM GATH UND LEON MECKLER



Majdal Ismael leidet an einer posttraumatischen Belastungsstörung, nachdem er jahrelang vom IS gefangen gehalten wurde. Als einer von wenigen Geflüchteten erhält er eine Therapie



Noch kann Ismael den traditionellen kurdischen Tembur nicht richtig spielen, er will es aber lernen



Seine Freundin im Irak hat er das letzte Mal vor fünf Jahren gesehen. Sie hat ihm eine Kette mitgegeben

Es war früh am Morgen, als die Dorfbewohner weiße Tücher hielten und hofften, die Kämpfer des »Islamischen Staates« (IS) würden sie verschonen. Rund 1.700 Menschen lebten damals in Kocho, dem kleinen Dorf im Nord-Irak, in flachen Häusern, in einer weiten, trockenen Ebene. Auch Majdal Ismael, der damals elf Jahre alt war.

Sein Dorf war von der Außenwelt abgeschnitten, nachdem die Kämpfer des IS es eingenommen hatten. Immer wieder forderte der IS die Eingeschlossenen auf, zum Islam zu konvertieren. So berichteten es Augenzeugen später dem Politikwissenschaftler Thomas Schmidinger von der Universität Wien. Zwölf Tage lang harrten die Jesiden aus, verhandelten, hofften. Dann, am 15. August 2014, rollten einhundert Fahrzeuge des IS ins Dorf. Majdal Ismael und seine Nach-

barn wurden in die Schule gebracht. Frauen und Kinder nach oben, Männer ins Erdgeschoss.

Später an diesem Tag brachten die IS-Kämpfer die Männer und älteren Frauen an einen Ort außerhalb von Kocho. Die Menschen mussten dort ihre eigenen Gräber ausheben, am Rand der Gruben wurden sie erschossen. Die jüngeren Frauen und Kinder versklavte der IS, verkauft sie oder teilte sie unter den Kämpfern auf.

Ismael sagt, auch sein Vater und sein ältester Bruder seien an diesem Tag gestorben. Viel mehr sagt er nicht. Er selbst wurde verschleppt und drei Jahre lang vom IS gefangen gehalten. Heute lebt er in Baden-Württemberg. Er leidet an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Bis vor Kurzem wusste er nicht, was eine Psychotherapie ist.

In der Mediclin-Klinik am Vogelsang in Donaueschingen eilt der Psychologe Jan İlhan Kızılhan zu einer

Teambesprechung. An diesem Mittwoch im März 2025 macht er Visite in der Abteilung für transkulturelle Psychosomatik, die er leitet. Zu den Patienten, die Kızılhan behandelt, zählt eine afghanische Mutter, zwangsverheiratet mit 16, die sich zwanghaft wäscht. Ein Türke mit depressiven Symptomen, der bei der Arbeit Diskriminierung erlebt und sich nach einem Erdbeben in seiner Heimat um seine Angehörigen sorgt. Und Majdal Ismael, der sich seinen Erinnerungen an die IS-Gefangenschaft stellen will.

Jan İlhan Kızılhan ist einer der bekanntesten Experten für kultursensible Psychotherapie in Deutschland. Kultursensible Therapeuten passen die Behandlung an die Herkunft, Sprache und die Werte der Patienten an. Kızılhan sagt, er habe fast 13.000 Menschen in seinem Berufsleben untersucht, visitiert und behandelt. Er selbst stammt aus einem jesidischen Dorf in Südostanatolien, seine Muttersprache ist Kurdisch.

Kızılhan wuchs auf zwischen Lehmhäusern, Maul-eseln und Patriarchen, deren Atem nach Rakı roch. Fernseher, Zeitungen, Bücher – all das fehlte. Als er sieben Jahre alt war, zog seine Familie nach Celle in Niedersachsen, einer Stadt mit Fachwerkhäusern, gepflasterten Straßen und hell erleuchteten Schaufenstern. Später studierte er Psychologie in Bochum und in Washington. Heute therapiert Kızılhan, er forscht und bildet aus: In seinem Institut für Transkulturelle Gesundheitsforschung in Stuttgart, in der Klinik in Donaueschingen und im Irak, wo er an der Universität Dohuk ein Ausbildungsinstitut für Psychologen gründet hat (ZEIT Nr. 19/20).

Der Bedarf an Psychotherapie für Geflüchtete ist riesig: Ende 2024 lebten rund 3,3 Millionen Schutzsuchende in Deutschland. Forscher gehen davon aus, dass jeder Dritte von ihnen an einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet.

Psychotherapie

Geflüchtete finden jedoch nur selten einen Therapieplatz – auch weil viele von ihnen kein Deutsch können. In Kizilhan Klinik in Donaueschingen sprechen die Therapeuten Englisch, Französisch, Türkisch, Kurdisch, Arabisch und Persisch. Sie reden über Abschiebungen, Traumata und Generationenkonflikte, sie sehen Spiritualität als Ressource und kennen die Kraft von Geschichten.

Vor drei Jahren kam Majdal Ismael nach Deutschland. Lange wusste er nicht, dass man auch die Seele heilen kann. Im Irak gibt es viele Ärzte, die Tabletten verschreiben. Doch Psychotherapie kennt dort kaum jemand. Als seine ebenfalls traumatisierte Schwester Ismael erzählte, dass Kizilhan ihr geholfen habe, schöpfte er Hoffnung. Jetzt will er gesund werden.

Im März 2025 spaziert Ismael am westlichen Ende von Donaueschingen am Waldrand entlang. Hier fängt der Schwarzwald an. Hinter ihm liegt die Medizin-Klinik am Vogelsang, wo er vor zwei Wochen angekommen ist. Ismael ist 22, er spricht leise, wirkt konzentriert. Der IS habe ihm seine Kindheit geraubt, sagt er. In Deutschland habe er lange keine Ruhe gefunden und Hilfe bei Hausärzten gesucht. In Kizilhan Klinik behandeln ihn zum ersten Mal Psychologen. »Ich habe das Gefühl, hier werde ich gut versorgt.«

Bis zu 40 Patienten kann das Team von Kizilhan in der Klinik behandeln. Das lang gestreckte Gebäude hat einen Swimmingpool im Erdgeschoss und einen Garten, in dem Lamas grasen. Die Patienten kochen gemeinsam, machen Sport, tanzen. Es gibt Atemtraining, Ernährungsberatung, Gesundheitsvorträge. Und dreimal pro Woche eine Tesisitzung; die Patienten sollen am Abend zusammenkommen und über den Tag sprechen.

Wer hier, in der Klinik in Donaueschingen, Hilfe sucht, bringt oft schwere Traumata mit. In einer lebensbedrohlichen Situation schaltet der Körper in einen Notfallmodus: Kampf oder Flucht. Stresshormone wie Adrenalin und Cortisol jagen durch die Adern, der Puls steigt, die Sinne sind geschärft. Ist weder Flucht noch Gegenwehr möglich, folgt oft ein dritter Zustand: Erstarrung. Der Körper schaltet ab. Die Wahrnehmung ist gedämpft oder ganz abgespalten – ein Schutzmechanismus, um das Unerträgliche zu ertragen. Ismael sagt, in der Gefangenschaft habe er die Stockschläge auf seine Fußsohlen irgendwann nicht mehr gespürt.

Was akut schützt, kann langfristig schwere Folgen haben: Die Bilder und Gefühle werden zwar im Gehirn gespeichert, aber unter der Flut der Stresshormone nicht richtig verarbeitet. Der Hippocampus, der sonst Erinnerungen zeitlich und räumlich einordnet, arbeitet dann nicht richtig. Statische Erinnerungen bleiben Fragmente zurück: grelle Bilder, Geräusche, Übelkeit.

Ismael meidet im Speisesaal der Klinik größere Menschengruppen. Schon in seinem Wohnort war es so, dass sein Herz zu rasen begann, wenn er Männer mit langen Bärten oder in traditionellen arabischen Gewändern sah. Auch Bilder in sozialen Medien – etwa von den neuen islamistischen Machthabern in Syrien – wecken schmerzhaften Erinnerungen, erzählt er.

»Ich habe meine Mutter und meinen Vater verloren. Ich habe mein Volk und mein Leben verloren«, sagt Majdal Ismael. Manchmal wisse er nicht, ob er in der Vergangenheit oder in der Gegenwart lebe. Immer wieder flackern Bilder vor seinen Augen auf – Bilder aus dem August 2014.

Damals verschleppten die Islamisten Ismael nach Syrien, indoctrinierten ihn mit IS-Ideologie und zwangen ihn, als Kindersoldat zu kämpfen. So erzählt er es heute. Einmal glaubte er, unbeobachtet zu sein. Im Haus seiner Bewacher, irgendwo in Rakka, weinte er heimlich, obwohl sie es ihm strikt verboten hatten. Eine Überwachungskamera zeichnete seine Tränen auf.

Ein Mann zerrieß ihn in einen Nebenraum und ließ sich ein Maschinengewehr bringen. »Ich dachte, er tötet mich«, erinnert sich Ismael. Er habe auf dem Rücken liegen müssen. Der Mann wickelte den Gewehrgurt um Ismaels Füße und habe begonnen zu drehen. Er drehte immer weiter, so lange, bis Ismael glaubte, seine Knochen seien gebrochen. Es folgte mehr Folter, mehr Erniedrigung, tagelang. Ismael weinte in Syrien nie wieder, sagt er.

Im Jahr 2017 gelang ihm nach drei Jahren Gefangenschaft die Flucht zurück in den Irak. Ein Schlepper, dem einer von Ismaels Brüdern 10.000 Dollar gezahlt haben soll, half ihm dabei.

Was bei einer posttraumatischen Belastungsstörung im Gehirn passiert, ist überall auf der Welt ähnlich. Doch wie Menschen eine psychische Erkrankung erleben und deuten, kann sich von Kultur zu Kultur unterscheiden. Deshalb ist es wichtig, auch den kulturellen Hintergrund einzubeziehen. Das fängt schon bei der Diagnose an. In Nigeria etwa klagten Patienten mit Angst oder Depressionen über »Hitze im Kopf« oder ein Gefühl von »Würmkriechen« unter der Haut, erklärt Kizilhan. In Südamerika zeige sich seelische Not oft in »krüppelnden Füßen«. Und in Südostasien fürchteten manche Menschen Kälte so sehr, dass sie sich selbst an heißen Tagen in dicke Kleidung hüllen.

Psychotherapie sollte sich immer daran orientieren, was der einzelne Mensch braucht, sagt Kizilhan. Deshalb müsse sie kultursensibel sein: offen für andere Lebenswelten, ohne den Menschen auf seine Herkunft zu reduzieren.

Denn selbst wenn Menschen eine Herkunft teilen, können sie sehr unterschiedlich auf Gesundheit und Krankheit blicken.

Ein typisches Symptom der posttraumatischen Belastungsstörung ist die Intrusion: Plötzlich drängen sich Erinnerungen an das traumatische Ereignis auf – ungewollt, überwältigend und oft so real, als würde es gerade wieder geschehen. Die Betroffenen spüren dann dieselbe Ohnmacht, denselben Schmerz wie damals. Viele vermeiden Orte, Gespräche oder Gedanken, die mit dem Erlebten verknüpft sind. Auch Ismael erzählt nur kurz von dem Morgen, an dem der IS sein Dorf überfiel, von der Folter in Syrien; auf Nachfragen antwortet er knapp.

In einer Traumatherapie geht es oft darum, die Betroffenen mit dem Erlebten zu konfrontieren. Sie sollen sich in einer sicheren Umgebung bewusst an das traumatische Ereignis erinnern. Die Verknüpfung zwischen der Erinnerung und den Angstgefühlen können sie sich so nach und nach abtrainieren.

Bei posttraumatischen Belastungsstörungen kann auch das Erzählen zum Heilmittel werden. Von der Narrativen Expositionstherapie sprechen die Experten hier. Die Patienten setzen mithilfe der Therapeuten ihre zersplitterten Erinnerungen Stück für Stück zu einer Geschichte zusammen, die hilft, selbst sinnlose Gewalt einzuordnen.

Zum Schluss lernen die Patienten, die traumatischen Erlebnisse als Teil ihrer Lebensgeschichte anzunehmen. Neue Ziele und Perspektiven sollen ihnen helfen, wieder in der Gegenwart anzukommen.

Doch die standardisierten Methoden helfen Geflüchteten mit schweren Traumata oft nicht, sagt Jan İlhan Kizilhan. Dass eine Traumatherapie nur durch eine direkte Konfrontation gelinge, sei eine sehr westliche Vorstellung.

Menschen aus Gesellschaften, in denen die Gemeinschaft besonders wichtig sei, schämt sich häufig für das, was sie erlebt haben. Ihnen helfe es oft mehr, sich den Geschehnissen behutsam zu nähern, indem sie allgemeiner von ihrer Vergangenheit erzählen und dabei auch die Erfahrungen von Nachbarn und Verwandten einbeziehen. Kizilhan nennt das »indirekte Konfrontation«.

Kizilhan entwickelte die Narrative Expositionstherapie deshalb weiter: Auch in der Einzeltherapie gibt er den Stimmen und Ängsten der Vorfahren der Patienten Raum. Wer seine Geschichte neu erzählt, darf auch jene mitdenken, die vor ihm gingen. Nicht um sich zusätzlich zu belasten, sondern um sich selbst zu verstehen und daraus eine neue Identität wachsen zu lassen.

Majdal Ismaels Therapeuten konfrontierten ihn nicht direkt mit seinem Trauma. Er musste also nicht die Augen schließen und sich an jedes Detail der Gefangenschaft erinnern.

Ismael erzählt, er habe dennoch mit seinen Therapeuten über einzelne Erinnerungen gesprochen, die ihn belasten, in seiner Muttersprache Kurdisch. Davon, wie der IS sein Heimatdorf zerstört hat. Doch er sagt auch: »An manches will ich mich nicht mehr erinnern.«

Er hat Teile seiner Vergangenheit aufgeschrieben, um sie zu ordnen, und die Notizen seinem Therapeuten gegeben. Zum Schluss schreibt er über sein Leben in Deutschland: »Ich denke an meine Zukunft und lebe mit meiner traurigen Vergangenheit.«

Im April 2025, eine Woche nach seiner Entlassung, setzt sich Ismael aufs Sofa, ganz an die Kante, nur die Zehenspitzen berühren den Boden. Er lebt mit vier Geschwistern, einer Katze und zwei Papageien in einer Doppelhaushälfte in einer Stadt bei Stuttgart. Ismael sagt, nach fünf Wochen in der Klinik gehe es ihm noch nicht gut. Aber besser. Sein jüngerer Bruder stellt vorsichtig ein Tablett mit Kaffee auf den Couchtisch. Er grüßt kurz und verschwindet schnell wieder.

Ismal will sich ein Leben in Deutschland aufbauen. Er hat eine Aufenthalterlaubnis für drei Jahre und arbeitet in einer Fabrik für Kunststoffzahnräder. Doch sein Traum ist es, Ingenieur zu werden, wie sein Vater es war.

Ismael sagt, er habe in der Klinik gelernt, sich vor dem Einschlafen zu beruhigen, mit Naturgeräuschen und Entspannungstechniken. Und er könne wieder mehr vertrauen. Früher sprach er auf Partys keine Fremden an, fühlte sich blockiert, bekam Panik. »Ich war nie glücklich, immer sehr unruhig«, sagt er. Das habe mit Kocho zu tun und mit den Erlebnissen in Syrien.

Einige Tage nach seiner Entlassung aus der Klinik erzählt Ismael, sei er mit Freunden in einen Irish Pub gegangen. Während die anderen Karaoke sangen, trank er Bier und Whisky-Cola. Aus den Boxen dröhnte »I don't care, I love it«. Er zeigt ein Foto: Er hat den Arm um einen Mann gelegt, den er gerade kennengelernt hatte. Beide lachen in die Kamera. Für einen Moment war die Angst weg.

Ein halbes Jahr später, im September, erzählt Ismael, vor Kurzem seien die Knochen seines Vaters gefunden worden. »Es war ein Schock. Tiefe in seinem Inneren habe er noch gehofft, sein Vater könnte doch noch leben. Aber jetzt weiß ich, dass er tot ist.« Verwandte haben die Überreste in Kocho beigelegt.

Die Vergangenheit bricht immer wieder in sein Leben ein. Und doch hat sich etwas geändert, seit er in der Klinik war. Ein enger Freund habe das so beschrieben: Ismael könne sich nun mehr öffnen. Er rede wieder.

WISSEN

Psychotherapie

Belastet

Geflüchtete leiden deutlich häufiger an bestimmten psychischen Erkrankungen

Jeder dritte hat eine **posttraumatische Belastungsstörung**.

Der Anteil ist also achtmal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung

Geflüchtete
31,46 %

Jeder dritte Geflüchtete leidet an **Depressionen** – ein Anteil, der dreimal so hoch ist wie in der Gesamtbevölkerung

Geflüchtete
31,5 %

Nicht einmal jeder Zwanzigste, der einen objektiven wie auch empfundenen Bedarf hat, bekommt ein Jahr nach der Ankunft auch Zugang zu einer minimalen **Psychotherapie**

4 %

Sechs Jahre nach der Ankunft ist die Situation nur wenig besser, nicht einmal jeder Zehnte hat dann einen Zugang zu einer minimalen **Psychotherapie**

7 %

ZEIT-GRAFIK/Quelle: PLoS Med., Appl. Psychol Health Well-Being

Foto: privat

»Darüber wird erst gesprochen, wenn andere verletzt werden«

Psychisch kranke Geflüchtete müssen besser versorgt werden, sagt die Psychiaterin Meryam Schouler-Ocak. Sie wüsste, wie.

Auch wenn sie versteht, warum Kollegen zögern

DIE ZEIT: Frau Schouler-Ocak, wie viele geflüchtete Menschen bekommen hierzulande psychotherapeutische Hilfe?

Meryam Schouler-Ocak: Jeder dritte Geflüchtete leidet an posttraumatischen Belastungsstörungen oder Depressionen. Aber nur vier Prozent haben ein Jahr nach der Ankunft Zugang zu einer minimalen Psychotherapie, nach sechs Jahren sind es etwa sieben Prozent. Das hat eine Untersuchung aus dem Jahr 2024 ergeben. Eine andere Studie zeigte, dass von den Schwerstkranken nur elf Prozent in psychiatrischer Behandlung sind. Die Lage ist katastrophal.

ZEIT: Was sind die größten Hürden?

Schouler-Ocak: In den ersten drei Jahren nach der Ankunft haben geflüchtete Menschen in der Regel keine Krankenkassenkarte, sie können nur im Notfall zum Arzt oder Therapeuten gehen. Erst danach können sie eine Psychotherapie so wie einheimische Patienten beantragen. Für die Betroffenen ist das alles schwer zu verstehen: Welche Behörde ist zuständig? Welches Formular füllt ich aus? Dazu kommt die Sprachbarriere.

ZEIT: Können Dolmetscher nicht helfen?

Schouler-Ocak: Dolmetscher, die für die Psychotherapie geeignet sind, muss man erst einmal finden. Es gibt sie auch gar nicht für alle Sprachen, und nicht jeder Therapeut weiß, wie man mit ihnen zusammenarbeiten. Zudem gibt es keine Garantie, dass die Kosten von den Krankenkassen übernommen werden. Auch kulturelle Unterschiede können die Verständigung erschweren. Außerdem spielt Diskriminierung eine Rolle.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Schouler-Ocak: Zum Beispiel rufen mich manchmal Kollegen an und sagen: »Sie sind die Expertin. Ich habe einen Patienten aus dem Kongo. Ich schicke Ihnen den.« Wenn ich nachfrage, warum die Kollegen das tun wollen, kann herauskommen: Wenn ein dunkelhäutiger Mensch im Wartezimmer sitzt, könnten andere Patienten weggehen.

ZEIT: Und wo werden Geflüchtete mit psychischen Problemen dann in den ersten drei Jahren versorgt?

Schouler-Ocak: Teilweise gibt es in den Flüchtlingsunterkünften Unterstützung, aber die ist minimal. Dann gibt es die psychosozialen Zentren, die niedrigschwellig Psychotherapie, Beratung und Sozialarbeit für geflüchtete Menschen anbieten. Die haben aber nur Kapazitäten für etwa drei Prozent der Menschen mit Traumafolgestörungen. Da wird mir ganz schwummerig. Außerdem haben diese Zentren im Moment wegen Budgetkürzungen stark zu kämpfen.

ZEIT: Der Dachverband Psychosozialer Zentren befürchtet, dass die Bundesregierung nächstes Jahr nur 7 statt wie bisher 13 Millionen Euro bereitstellt, also gerade mal etwas mehr als die Hälfte, und dass gleichzeitig EU-Mittel wegbrechen könnten.

Schouler-Ocak: Diese massiven Einsparungen werden dazu führen, dass viele schwer traumatisierte Geflüchtete nicht mehr behandelt werden. Das kann sich Deutschland eigentlich nicht erlauben. Und wenn diese Menschen nicht früh behandelt werden und chronische Störungen entwickeln, werden sie noch höhere Kosten verursachen.

ZEIT: Wo können Geflüchtete dann Hilfe finden, wenn es ihnen psychisch schlecht geht?

Schouler-Ocak: Es gibt noch psychiatrische Institutsambulanzen wie unsere, wo Menschen ankommen, wenn sie zum Beispiel in den Unterkünften auffällig werden. Hier in Berlin haben wir als Institutsambulanzen verabredet, dass wir die Behandlung psychisch erkrankter Geflüchteter übernehmen, wenn die Unterkunft in unserem Einzugsgebiet liegt. Wir schaffen es aber nicht immer eine Psychotherapie nach den Behandlungsrichtlinien anzubieten, dazu fehlen uns die Ressourcen. Daneben gibt es Krankenhäuser, medizinische Versorgungszentren und niedergelassene Kollegen, die muttersprachliche Therapie anbieten.

ZEIT: Und wer bezahlt das?

Schouler-Ocak: Bei uns wird die Behandlung von den Krankenkassen übernommen, weil die Menschen zu uns erst kommen, wenn sich ihre Situation zugespielt hat, sie eine Krise haben. Das ist dann ein Notfall. Die Kassen holen sich das Geld dann von den Sozialbehörden zurück.

ZEIT: Worin unterscheidet sich die Behandlung von Geflüchteten?

Schouler-Ocak: Die Arbeit mit ihnen ist allein schon deswegen anders, weil der Übersetzer dazukommt. Außerdem muss man traumathera-



Meryam Schouler-Ocak, 63, ist Professorin für Interkulturelle Psychiatrie und Leitende Oberärztin der Psychiatrischen Universitätsklinik der Charité im St. Hedwig-Krankenhaus

Das Gespräch führte
Anna Carthaus

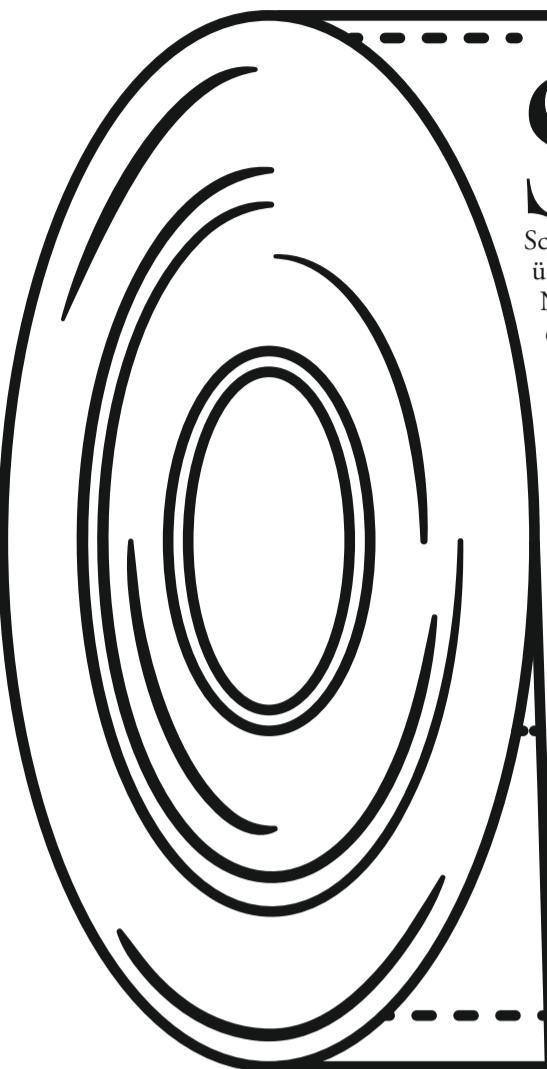
Publikationen

Das Papier nicht wert

Wissenschaftliche Fachblätter veröffentlichen immer häufiger gefälschte Studien aus sogenannten Manuskriptfabriken.

Das gefährdet sogar Leben

von ANJA REITER



Stockholm, Juni 2025: Hinter verschlossenen Türen beraten knapp dreißig Forscherinnen und Forscher, Wissenschaftsfunktionäre und Verlagsvertreter an der Schwedischen Akademie der Wissenschaften über Wissenschaftsbetrug. Wo sonst über Nobelpreise entschieden wird, ringen sie um eine gemeinsame Antwort auf ein gewaltiges Problem: die Fälschung wissenschaftlicher Studien in industriellem Ausmaß. Am Ende werden sie der Wissenschaftswelt einen Maßnahmenkatalog vorstellen.

Schon immer haben einzelne Forscher betrogen – ob aus Eitelkeit oder aus Gier. Doch heute fluten gefälschte Studien geradezu die Fachliteratur. Einer aktuellen Untersuchung der Universität Illinois zufolge steigt die Zahl der Fake-Veröffentlichungen fast zehnmal so schnell wie die der wissenschaftlichen Publikationen insgesamt. Oft werden sie von »Paper-Mills« produziert, also Manuskriptfabriken genannten kommerziellen Unternehmen, die Daten erfinden, Bilder manipulieren und gefälschte Papers erzeugen. Als publishing agencies bewerben sie ihre Dienste im Internet und in sozialen Netzwerken. Forscherinnen und Forscher, die unter hohem Publikationsdruck stehen, können sich mit wenigen Klicks eine vermeintlich wissenschaftliche Facharbeit kaufen. Und häufig gleicht die Publikationsgarantie dazu.

Mittlerweile formiert sich dagegen weltweiter Widerstand: eine lose Allianz aus Forschern, die im Publikationssystem nach Betrug fahnden. Academic sleuths nennen sie sich, akademische Detektive. Sie wühlen sich durch PDF-Dateien, vergleichen Bilder und durchforsten Autorenlisten nach verdächtigen Mustern.

Einer von ihnen ist Bernhard Sabel, ein emeritierter Neuropsychologe. In einer 2025 veröffentlichten quantitativen Analyse analysierte Sabel 17.120 Studien: 16,3 Prozent aller biomedizinischen Publikationen stuft er darin als verdächtig ein. 5,8 Prozent konnte er als eindeutig gefälscht identifizieren. Disziplinübergreifend stammen nach anderen Schätzungen bis zu drei Prozent aller wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus Paper-Mills.

»Der Massenbetrug lässt sich nur schwer quantifizieren, da die verschiedenen Formen der Manipulation nicht mit einer universellen Methode verifiziert werden können«, erklärt die Ökonomin Anna Abalkina, die am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin zu illegalen Aktivitäten im Publikationswesen forscht. »Es gibt inzwischen vermutlich keinen Verlag mehr, der keinen gefälschten Artikel veröffentlicht hat«, sagt sie. Die Tentakel der Papierfabriken reichen mittlerweile weit bis in die fünf größten Wissenschaftsverlage der Welt. Besonders in Medizin und Biowissenschaften gebe es viele Verdachtsfälle, genauso aber in der Informatik und Psychologie. Bernhard Sabel sagt: »Die wachsende Zahl gefälschter Publikationen ist wohl die größte Krise der Wissenschaft aller Zeiten.« Er hat das vertrauliche Treffen in Stockholm ins Leben gerufen.

Die britische Psychologin Dorothy Bishop von der Universität Oxford betätigt sich ebenfalls als akademische Detektivin. Auf ihrer Website *Bishop Blog* sammelt sie besonders groteske Fälle, eine Art Chronik der Absurditäten. »Ein Teil der Paper-Mill-Studien ist völlig sinnloser Müll«, sagt Bishop – Arbeiten, deren Falschheit selbst Laien erkennen könnten. Bishop erinnert sich an einen Fall bei MDPI, dem weltweit größten Open-Access-Verlag: Ein Autorenteam reichte dort ein Paper ein, das ursprünglich die Logistik von Vieh- und Fischzucht modellierte. »Die Autoren ersetzten Vieh einfach durch Tomaten und Fische durch Gemüse.« Heraus kam ein Paper über »herumstreifende Tomatenherden«. Keiner der drei Gutachter protestierte, sie kommentierten lediglich Sprache und Struktur. Über die Motive lässt sich nur spekulieren, zur Qualität trägt so etwas aber natürlich nicht bei. Auffällig sind auch sogenannte tortured phrases: »Das sind bizarre verdrehte Formulierungen, die beim Umschreiben entstehen, um Plagiate zu verschleiern«, so Bishop. Aus *big data* wird dann etwa *colossal information*.

Doch die Fälscher werden raffinierter. Dank KI wirken ihre Produkte glatter. Algorithmen spinnen generische Texte, basteln Bilder, erfinden Co-Autoren. Auch die Methoden der Paper-Mills werden ausgefeilter. Sie bauen Netzwerke bestochener Gutachter auf, schleusen massenhafte Arbeiten in Special Issues und blähen durch gegenseitiges Zitieren den Impact-Factor auf – jene Kennzahl, die angibt, wie oft Artikel einer Zeitschrift zitiert werden und damit über ihr Prestige entscheidet. Manche handeln sogar mit Co-Autoren bei Patenten oder verkaufen Sitze in Herausgebergremien.

Damit das Geschäftsmodell aufgeht, brauchen Paper-Mills nicht nur zahlende Kunden, sondern auch Komplizen innerhalb der akademischen Welt. Vor allem Herausgeber und Gutachter werden umgarnt, damit sie ihren Ruf für Geld aufs Spiel setzen. Csaba Szabó, Pharmazeut an der Universität Fribourg und Herausgeber einer Fachzeitschrift, erlebte das selbst. Im April 2025 fragte ihn »Julia« an. Szabó tat so, als wolle er einsteigen. Auf WhatsApp erhielt er Tarife: 3.000 Dollar für eine Veröffentlichung in Zeitschriften mit niedrigem Impact-Factor, bis zu 24.000 Dollar für ein Top-Journal. Hochgerechnet könnte eine einzige

Sonderausgabe, gefüllt mit zweifelhaften Artikeln, 50.000 bis 100.000 US-Dollar einbringen. »Keine schlechte Bezahlung für ein paar Wochen kreativer Arbeit«, scherzt Szabó.

Die meisten Paper-Mills und ihre Kunden – etwa Ärzte oder Nachwuchswissenschaftler – sitzen in Ländern mit besonders hohem Publikationsdruck: China, Indien oder Iran. In China etwa hängen Jobchancen und manchmal selbst die Wohnungsvergabe von der Zahl veröffentlichter Publikationen ab. Doch auch in Deutschland ist das Geschäft mit Fake-Studien längst angekommen, etwa über den Open-Access-Verlag MDPI, Vertragspartner von über 100 Hochschulen. »Manche MDPI-Zeitschriften veröffentlichen vier Spezialausgaben pro Tag«, sagt Dorothy Bishop. Diese Themenausgaben sind besonders anfällig für Manipulation, da sie häufig mit Gasterausgebern arbeiten, die fachlich nicht qualifiziert sind oder einen Interessenskonflikt mitbringen. Ende 2024 stufte das finnische Publikationsforum Jufo 193 MDPI-Journale wegen Zweifeln an Peer-Review-Prozessen und einer Qualitätssicherung im »Graubereich« ein. In Deutschland erklärten Bibliotheken in Hannover und Bremen den Verlag zum Beobachtungsfall. Auch die Elsevier-Zeitschrift *Optik* erwies sich als ein Journal, das von Paper-Mills völlig zugemüllt worden war, wie der neue Chefredakteur kürzlich bei seinem Antritt feststellte. Mit Rückendeckung des Verlags lehnte er massenweise Studien ab.

Die Fake-Flut bedroht aber längst nicht nur die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft, sondern auch die Gesundheit. Torsten Rackoll führt am Berlin Institute of Health der Charité in Berlin Metaanalysen in der präklinischen Forschung durch, also in jenem Forschungsstadium, das klinischen Studien vorausgeht. Auch hier schleichen sich zunehmend gefälschte Daten ein. In der Schlaganfallforschung etwa zeigte eine gemeinsame Untersuchung mit René Aquarius von der Universität Radboud, dass 20 bis 30 Prozent der analysierten Bilder manipuliert waren – gespiegelt, verdoppelt oder falsch beschriftet. Was wie ein technisches Detail klingt, hat weitreichende Folgen: Fehler können die Entwicklung wirksamer Therapien verzerrn, klinische Forschung auf falsche Fährten führen und Fehlentscheidungen im Einsatz von Steuergeldern nach sich ziehen. »Fließen gefälschte Studien in klinische Leitlinien ein, kann das im schlimmsten Fall Menschenleben gefährden«, warnt Rackoll.

Die großen Verlage reagieren inzwischen auf das Problem. Elsevier, Wiley und MDPI betonen auf Nachfrage, sie hätten ihre Integritätsteams ausgebaut und setzen verstärkt auf KI-gestützte Systeme, um verdächtige Manuskripte frühzeitig zu erkennen. Auch Springer Nature verweist auf massive Investitionen: Das Integritätsteam sei in den vergangenen zwei Jahren personell verdreifacht worden, zudem arbeite man mit KI-basierten Tools und komplexer Mustererkennung, um Manipulationen zu verhindern. Der britische Verlag Taylor & Francis hat Anfang des Jahres sogar einen ehemaligen *academic sleuth* als Manager für Wissenschaftsintegrität eingestellt.

Fachleute wie Dorothy Bishop kritisieren, dass Verlage oft erst reagieren, wenn öffentlicher Druck besteht. Konsequenzen für Herausgeber oder Gutachter, die wiederholte zweifelhafte Arbeiten durchwinken, sind selten. »Solange der Profit an erster Stelle steht, wird es keine konsequente Qualitätssicherung geben«, sagt Bishop. »Die Verlage verdienen an jeder Veröffentlichung – egal, ob sie echt ist oder gefälscht.«

In Stockholm kreisen die Diskussionen im Juni vor allem um diese Frage: Was müsste passieren, um die Wissenschaft vor der Flut an Fake-Studien zu schützen? Das Ergebnis, die »Stockholm Declaration«, ist nun vergangene Woche publik gemacht worden. In der Erklärung fordern Bernhard Sabel und seine Mitsprecher, dass Verlage systematisch Bild- und Textdatabank einsetzen, um Manipulationen schneller zu erkennen. Peer-Review-Verfahren sollen transparenter werden, Gutachter benannt und solche, die wiederholte Versagen, sanktioniert werden.

Zugleich richtet sich der Blick auf die Universitäten und Förderinstitutionen: weg von einem System, das Quantität belohnt, hin zu einer Kultur, die Qualität in den Vordergrund stellt. Künstlich hochgetriebene Publikationszahlen oder »Salamipublikationen« – kleinste Ergebnisse, aufgeteilt in möglichst viele Papers – sollen unterbunden werden. Nötig sei zudem ein Konsens, wie Institutionen sanktioniert werden, die Publikationsdruck fördern oder Betrüger schützen.

Ein weiterer Vorschlag: »Wir fordern die Wissenschaft auf, vermehrt in Zeitschriften nachhaltiger und gemeinnütziger Verlage zu publizieren, deren Ziel nicht vorrangig die Gewinnorientierung ist«, sagt Sabel. Fördergelder von Regierungen und Stiftungen dürfen nicht länger in die Kassen kommerzieller Konzerne fließen, sondern sollten in nicht kommerzielle Plattformen investiert werden – Publikationsdienste, die von und für die Wissenschaft betrieben werden, mit transparenten Kosten, offener Zugänglichkeit und ohne Renditezwang. »Nur so«, sagt Sabel, »kann die Wissenschaft die Kontrolle über das Publizieren zurückgewinnen.« Es stehe viel auf dem Spiel, sagt er: »Wenn wir jetzt nicht handeln, verlieren wir die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft – und damit die Basis für jede evidenzbasierte Entscheidung in Medizin, Politik und Gesellschaft.«

ANZEIGE

UNTERNEHMEN UND KARRIEREN

WT Energiesysteme: »Wir gestalten die Energiewende«

Deutschland braucht mehr Strom als jemals zuvor. WT Energiesysteme sorgt dafür, dass Strom gespeichert wird – und dort hinkommt, wo er benötigt wird.



Stromversorger vor Investitionen in Milliardenhöhe.

»Wir gestalten die Energiewende« lautet der Claim des Unternehmens und seiner mehr als 140 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Riesa und Dresden. 2002 gegründet, peilt WT Energiesysteme heute einen Jahresumsatz von 200 Millionen Euro an und hat sich »voll und ganz der Vision eines sauberen Planeten verschrieben«.

Wertschätzung für Belegschaft
»Der Schlüssel zu einer erfolgreichen Energiewende liegt in den Köpfen und Händen der Mitarbeiter«, sagt Geschäftsführer Tietz. »Flexible Arbeitszeiten, Homeoffice-Möglichkeiten und familienfreundliche Angebote wie bezahlte Kindergartenplätze sind Ausdruck einer tiefen Wertschätzung und Dankbarkeit.«

Auch aus diesen Gründen wurde WT Energiesysteme jüngst ausgezeichnet als künftig TOP Company 2026 und Most Responsible Employer 2026. Das Unternehmen gibt Mitarbeitenden den Raum, kreative Ideen zu entwickeln und Verantwortung zu übernehmen.

WT Energiesysteme hat zudem 2025 den Mittelstandspreis für Sachsen gewonnen. Das stärkt neben der Innovationskraft auch die Identifikation mit dem Arbeitgeber: um die Energiewende zu gestalten.

»WT Energiesysteme hat sich voll und ganz der Vision eines sauberen Planeten verschrieben.«

Dietmar Tietz,
Geschäftsführer von
WT Energiesysteme ist
»Sachsen Unternehmer
des Jahres 2025«.

WT Energiesysteme hat zudem 2025 den Mittelstandspreis für Sachsen gewonnen.

Erneuerbare Energien speichern
Dazu kommt ein neues Geschäftsfeld: Batterie-Energiepeichersysteme, kurz BESS. Diese Speicher halten überschüssige Solar- und Windenergie fest, bevor sie ins Stromnetz eingespeist wird. Damit vermeiden sie Lastspitzen. Was technisch klingt, bewahrt die

KONTAKT:
WT ENERGIESYSTEME
Glogauer Straße 9
01587 Riesa
info@wt-energiesysteme.de
wt-energiesysteme.de



Illustration: Kim-Melina Bertram/ZEIT-Grafik

16 %

aller biomedizinischen Publikationen wurden in einer Analyse von 2025 als verdächtig eingestuft

Reiseauktion

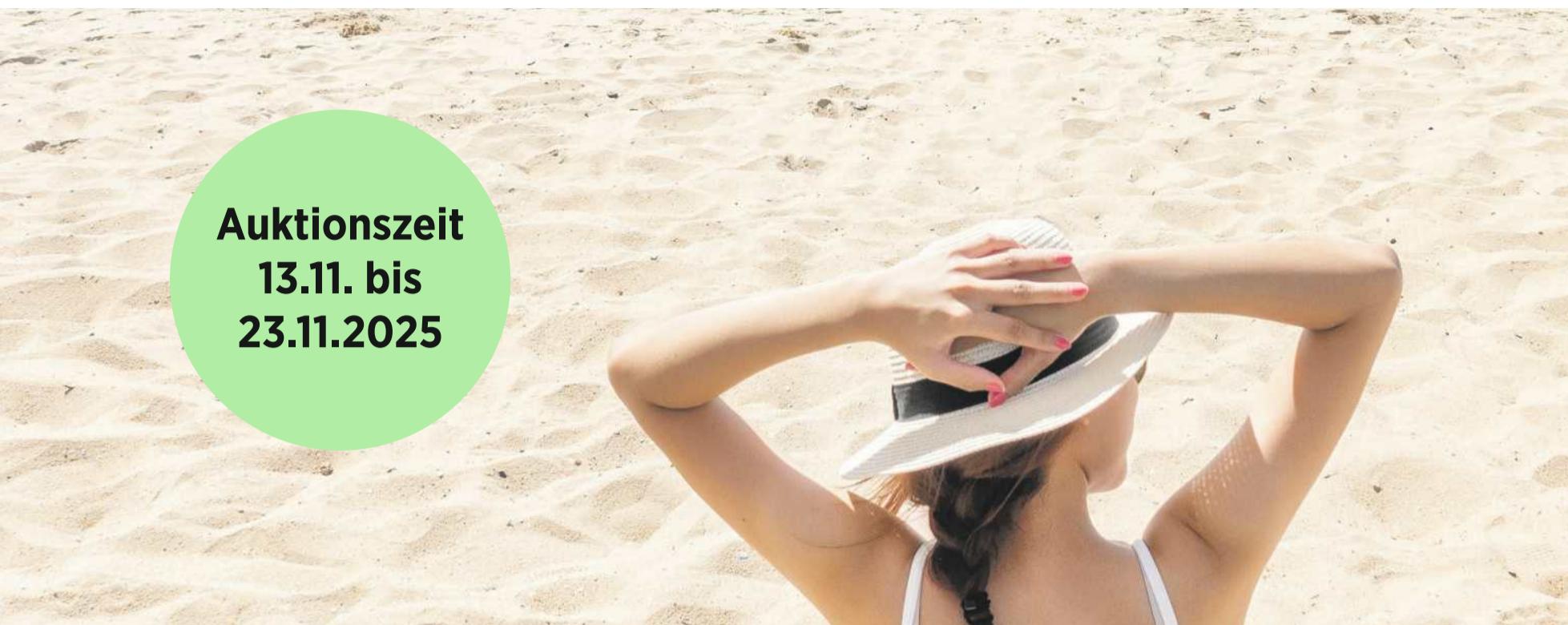
BESTIMMEN SIE DIE PREISE IHRER REISE



Auktionszeit
13.11. bis
23.11.2025

Registrieren,
mitsteigern und sparen

1. Registrieren Sie sich auf [zeit.de/angebote/reiseauktion](#). Klicken Sie auf »ANMELDEN«, und füllen Sie die Anmeldemaske aus und loggen Sie sich ein.
2. Geben Sie Ihr Höchstgebot ein: Unsere Software hilft Ihnen beim Bieten – auch wenn Sie nicht online sind!
3. Sie haben den Zuschlag? Sie erhalten eine E-Mail mit den Informationen zur weiteren Abwicklung.
4. Ist Ihre Zahlung eingegangen, erhalten Sie ein Zertifikat, mit dem Sie Ihre Traumreise beim Reiseanbieter einlösen können. Viel Erfolg!



Ä Cràpa Mangia - Ferienwohnungen mit Meerblick

Ort: Castellabate **Datum:** 21.06.2026–15.09.2026 **Reisedauer:** 7 Nächte **Personen:** 8 **Reisedetails:** Eine luxuriöse Ferienwohnung von 180 qm, das Herzstück des liebevoll restaurierten Landguts Ä Cràpa Mangia. Wir bieten 7 Nächte für 8 Personen im „Casa Grande“. Der ideale Ort, um mit Freunden oder der Familie die große Herbstsonne, die italienischen Frühling und den Sommer zu genießen.

Listenpreis	€ 2.653,00
Startpreis	€ 1.591,80
Online-ID	213
Verfügbarkeit	1x

A' Cràpa Mangia
Loc. Il Cannito SNC - 84048 Castellabate (SA)
+49 (0)30 794 034 12, +39 392 958762
www.crapa.de



Premium-Kreuzfahrt entlang der Donau

Ort: Donau-Flusskreuzfahrt **Datum:** 02.04.2026–09.04.2026 **Reisedauer:** 7 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Entdecken Sie im Rahmen dieser einwöchigen Kreuzfahrt die wiesentlichen Schönheiten der Donau, die zu den wichtigsten und zugleich attraktivsten Wasserstraßen Europas zählt. Unsere Stationen: Passau, die Wachau, Esztergom und Szentendre (Donauknie), Linz und natürlich die Hauptstädte Wien, Bratislava und Budapest!

Listenpreis	€ 4.998,00
Startpreis	€ 2.998,80
Online-ID	91
Verfügbarkeit	1x

Amadeus Flusskreuzfahrten GmbH Verkaufs-
büro - Marktplatz 20 - 7229 Leoberg
0800 2404460
www.amadeus-flusskreuzfahrten.de



Kurz mal weg/Wertgutschein im Biohotel Eggensberger

Ort: Füssen Hopfen am See/Altgäu **Datum:** 23.11.2025–04.10.2026 **Reisedauer:** 0 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Familiengeführtes 4-Sterne Biohotel im Allgäu mit Traumblick auf Berge, See und Königschloss. Bio-Gourmet-Küche mit Produkten vom familie-eigenen Bioland-Bauernhof. Wellness im Garten-SPA mit Natur-Pool, Hallenbad und verschiedenen Saunen, Fitness-Raum. Viele Erlebnisse am Ort und in der Region sind mit der FüssenCard kostenfrei bzw. ermäßigt.

Listenpreis	€ 500,00
Sofortkaufpreis	€ 350,00
Online-ID	15
Verfügbarkeit	3x

Biohotel EGGENSBERGER** EGGENSBER-**
GER OHG - Enzenbergsstraße 5 - 87629 Füssen-
Hopfen am See/Altgäu - 08362/91050
www.eggensberger.de

7-Tage-Uraub: Wo die Berge das Meer treffen

Ort: Dobrota, Kotor **Datum:** 15.06.2026–14.09.2026 **Reisedauer:** 7 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Durch die einzigartige Lage des Hotels und durch die entspannende Atmosphäre der umgebenden Bergmassive, entsteht in Ihnen ein Gefühl von Frieden und Gelassenheit, während Sie die reine Luft atmen, die nach Pinien und Meer duftet, werden Ihre Energien aufgefrischt und Ihre Seele mit der Kraft schöner Gedanken erfüllt.

Listenpreis	€ 2.000,00
Startpreis	€ 1.200,00
Online-ID	75
Verfügbarkeit	1x

Boutique Hotel Casa del Mare Vizura***
85331 Dobrota
+382 69 700 702
www.casadelmare.me/cdm-vizura.html

Wertgutschein

Ort: Altenmarkt-Zauchensee, Salzburg, Österreich **Datum:** 02.01.2026–31.01.2026 **Reisedetails:** Familienurlaub für 5 Nächte für 2 Erw. und 2 Kinder. Die Ferienwelt Kesselgrub, ein Kinderhotel am Ortsanfang des Ferienparadies Altenmarkt-Zauchensee, bietet ein vielfältiges Familienprogramm für Naturgenießer, Sportfans & Tierliebhaber. Inmitten der faszinierenden Bergwelt im Salzburger Land erwartet Groß & Klein eine Vielzahl an Abenteuer.

Listenpreis	€ 500,00
Sofortkaufpreis	€ 350,00
Online-ID	142
Verfügbarkeit	8x

Ferienwelt Kesselgrub GmbH
Lackengasse 1 - 5541 Altenmarkt-Zauchensee
043 6452 5232
www.kesselgrub.at



Aufenthalt am Meer mit exquisitem Essen

Ort: BK Noordwijk aan Zee **Datum:** 25.11.2025–25.11.2026 **Reisedauer:** 2 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Entfliehen Sie an die niederländische Küste mit einem Aufenthalt von 2 Nächten im Grand Hotel Huis ter Duin. Wachen Sie mit einem sternenberaubenden Meerblick und einem Frühstück auf und lassen Sie sich im Breakers Beach House mit einem Vier-Gänge-Menü des Küchenchefs mit Weinbegleitung verwöhnen. Erleben Sie Luxus am Meer und kulinarischen Genuss!

Listenpreis	€ 1.044,00
Startpreis	€ 626,00
Online-ID	62
Verfügbarkeit	5x

Grand Hotel Huis ter Duin
Koningin Astrid Boulevard 5 - 2202 BK Noordwijk aan Zee - 31.71 - 365 1300
www.huisterduin.com/



5* Feinschmecker Oase an der Costa Brava

Ort: S'Agaró - Costa Brava / Girona **Datum:** 27.03.2026–31.10.2026 **Reisedauer:** 3 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Das HOSTAL DE LA GAVINA befindet sich 95 km nördlich von Barcelona in Traumlage auf der Halbinsel S'Agaró, umgeben von Natur und zwei herrlichen Sandbuchten. Das Haus zieht seit Jahrzehnten zum Hotspot an der Costa Brava. Genießen Sie einen Aufenthalt von 3 Übernachtungen in einer stilvollen Junior Suite mit Terrasse.

Listenpreis	€ 2.500,00
Startpreis	€ 1.500,00
Online-ID	202
Verfügbarkeit	1x

Hostal de La Gavina, S'Agaró
Plaça Roser 2/v - 17248 S'Agaró, Girona
0034 972 32 11 00
www.lagavina.com



Entdecken Sie Prag!

Ort: Prag **Datum:** 01.06.2026–30.11.2026 **Reisedauer:** 5 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** 4-Sterne Hotel Angelis: Unterkunft für 5 Nächte im Luxusapartment für 2 Personen mit täglichem Frühstück. Eine Flasche Wein zur Begrüßung, Tee- und Teezubereitung auf dem Zimmer. Tagessicket für den öffentlichen Nahverkehr für einen Tag pro Person. Fantastische, zentrale Lage!

Listenpreis	€ 600,00
Startpreis	€ 360,00
Online-ID	36
Verfügbarkeit	3x

Hotel Angelis
Pivovarská 597/5 - 150 00 Prague 5
00420 257 190 966
www.hotelangelis.com



InterContinental Mauritius Resort - Luxus & Ambiente

Ort: InterContinental Mauritius Resort, Balacava **Datum:** 30.09.2026–30.09.2026 **Reisedauer:** 5 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Das InterContinental Mauritius Resort bietet luxuriöse Zimmer und Suiten mit fantastischem Meerblick. Das Resort ist durch seine ruhige Lage in einer wunderschönen Kulisse, die vielen seitigen Annehmlichkeiten und dem herausragenden Service der perfekte Rückzugsort für einen traumhaften, idyllischen Urlaub.

Listenpreis	€ 2.000,00
Startpreis	€ 1.200,00
Online-ID	204
Verfügbarkeit	1x

InterContinental Mauritius Resort
Fort Coastal Road, MU - 21306 Balacava
+230 261200
mauritius.intercontinental.com/de/

Urlaub in La Francesca Sud, Cilento Nationalpark

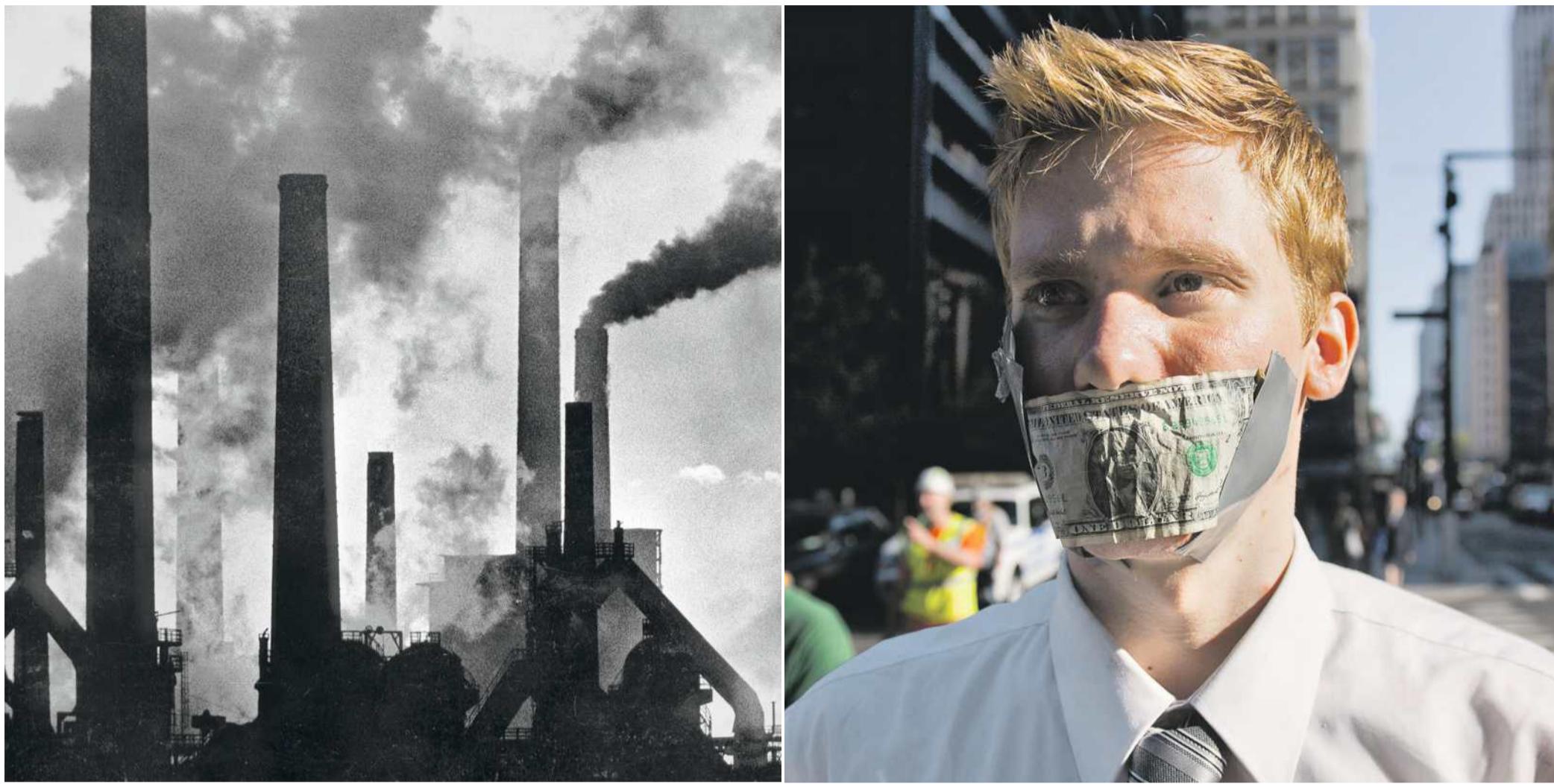
Ort: La Francesca Sud, Cilento Nationalpark **Datum:** 01.06.2026–30.09.2026 **Reisedauer:** 7 Nächte **Personen:** 2 **Reisedetails:** Urlaub in La Francesca Sud, Cilento Nationalpark - Genießen Sie Ruhe und Stille in einer freien und natürlichen Umgebung, wo Meer mit seinem feinen Kiesstrand in wenigen Minuten erreichbar ist. Als Unterkünfte werden statische zeltförmige Bungalows oder einfache, aber komfortable Zimmer angeboten.

Listenpreis	€ 750,00
Startpreis	€ 450,00
Online-ID	93
Verfügbarkeit	5x

La Francesca Sud
Via Gloria Bortolotti De Poli 8 - 84070 Scario (SA)
+39 074 986068 (Village), +39 02 6575639 (Central Office) - www.lafrancescasascario.it



1000€ Gutschein für einen Hausbooturlaub mit Le Boat



Fotos (Ausschnitte): Bridgeman Images; Scott Houston/Polaris/Liaison (c); Maurice Weiss (c)

Wohlstand, Dreck und Krisen:
das Stahlwerk Röchling-Burbach
in Völklingen 1982 (l.);
»Occupy Wall Street«-Proteste
in Manhattan 2011 (r.)

Erleben wir gerade einen Systemwechsel?

Der Historiker Sven Beckert hat eine Weltgeschichte des Kapitalismus geschrieben. Hier spricht er über den Niedergang des Neoliberalismus, die rechte Sehnsucht nach dem 19. Jahrhundert und den digitalen Kolonialismus

DIE ZEIT: Herr Beckert, in acht Jahren Arbeit haben Sie ein mehr als tausend Seiten starkes Buch über tausend Jahre Kapitalismus verfasst. Was hat Sie zu diesem Mammutprojekt bewogen?

Sven Beckert: Die Entstehung und Ausbreitung des Kapitalismus ist der wichtigste historische Prozess des vergangenen Jahrtausends. Trotzdem kursieren über ihn viele Missverständnisse. Viele denken, der Kapitalismus sei die natürliche Ordnung der Welt. Tatsächlich aber bedeutete er eine revolutionäre Abkehr von anderen Formen des Wirtschaftsens. Durchgesetzt wurde er auch nicht nur von Unternehmern und Händlern, wie oft angenommen, sondern ganz entscheidend von Staaten. Ein Prozess, der – drittens – keineswegs nur von Europa ausging, sondern global verlief. Wir brauchen eine globalhistorische Analyse, um die Gegenwart zu verstehen und über die Zukunft nachdenken zu können.

ZEIT: Was unterscheidet den Kapitalismus von anderen Ökonomien?

Beckert: Dass es weder darum geht, den Eigenbedarf zu stillen, noch darum, dass feudale Eliten die Bauern ausquetschen. Im Kapitalismus wird Kapital investiert, um das Kapital zu vermehren. Er lebt von Expansion und Wachstum. Daher führt seine ungeheure Dynamik.

ZEIT: Donald Trumps Abkehr vom Freihandel und der Aufstieg Chinas erwecken derzeit bei vielen den Eindruck, dass sich das kapitalistische System grundlegend verändert. Stimmt das?

Beckert: Wir erleben gerade einen Umbruch, wie es ihn häufiger in der Geschichte gab. Das Institutionengefüge des Kapitalismus hat sich in Sprüngen verändert: um 1500 infolge der europäischen Expansion in die Amerikas, um 1780 mit der industriellen Revolution, dann nach 1860, als die Sklaverei abgeschafft wurde und der moderne Industriekapitalismus entstand. Es folgten die turbulenten Zwanziger- und Dreißigerjahre, die Große Depression und das Aufkommen der keynesianischen New-Deal-Politik parallel zum Aufstieg des Faschismus. Der bisher letzte große Wandel vollzog sich in den Siebzigern mit dem Ende des Nachkriegsbooms und dem Beginn der neoliberalen Ordnung. Die zerbricht nun vor unseren Augen.

ZEIT: Was sind die Ursachen der aktuellen Zäsur? **Beckert:** Die Finanzkrise von 2008 war sicherlich ein Schlüsselmoment.

ZEIT: Krisen sind dem Kapitalismus inhärent. Nicht jede gefährdet die bestehende Ordnung.

Beckert: Es muss etwas hinzukommen: Rebellionen gegen das alte System, so wie Mitte des 19. Jahrhunderts. Da gab es ein weltweites Aufbegehren gegen die Sklaverei, Proteste gegen die Zustände in den Fabriken und eine bürgerliche Revolution gegen die adelige Vorherrschaft. Oder nehmen Sie die Siebzigerjahre. Damals gründeten Unternehmer und Kapitaleigner Thinktanks, um die keynesianische Ordnung zu stürzen, die auf eine Umverteilung nach unten setzte, um die Nachfrage aufrechtzuerhalten und so Wirtschaft und Gesellschaft zu

stabilisieren. Dieses System hatte dem Westen drei »gloriosa« Nachkriegsjahrzehnte beschert. Der soziale Ausgleich ging allerdings mit massiven Ungleichheiten einher, die weitere Proteste auslösten: Frauen wurden benachteiligt, Schwarze in den USA systematisch diskriminiert, und der Wohlstand der Industrieländer beruhte auf billigen Rohstoffen aus dem Rest der Welt, der ökonomisch nachgeordnet war. Dagegen lehnten sich Studenten, Frauen, Bürgerrechter und nicht zuletzt die Staaten der sogenannten Dritten Welt auf.

ZEIT: Wer rebelliert heute?

Beckert: Allen voran die globale Rechte mit Trump an der Spitze. Und das vor dem Hintergrund der Klimakrise, massive sozialer Ungleichheit und der Zerstörung der regelbasierten Ordnung, in die der Kapitalismus bislang eingebettet war. Das alles wirkt extrem bedrohlich. Aber wenn Dinge ins Wanken geraten, birgt das auch Chancen. Es ist wieder möglich, offen über die Zukunft nachzudenken, während in der neoliberalen Ära Thatchers Devise galt: *There is no alternative*.

ZEIT: Derzeit scheint es, als wollten die nationalistischen Kräfte zurück zum Industriekapitalismus des späten 19. Jahrhunderts mit Schutzzöllen und imperialistischen Ambitionen.

Beckert: Sogar der Kolonialismus scheint wieder auf in Trumps Idee, auf Kanada, Panama und Grönland zuzugreifen. Dazu das Ansinnen, Privatinvestitionen zu lenken oder Unternehmen in Teilen zu übernehmen. Aber das Gerede über die Rückkehr in ein goldenes Zeitalter ist Unsinn. Die Welt ist nicht mehr die von 1890. China und Indien waren damals völlig unbedeutend; heute zählen sie zu den dynamischsten Ländern überhaupt. Zugleich gilt: Jede neue Ordnung behält Elemente der alten bei. So versuchte der Neoliberalismus vergeblich, den Wohlfahrtsstaat abzuschaffen. Und vermutlich werden in einem neuen Gefüge auch neolibrale Elemente Platz haben.

ZEIT: Die rechte Rebellion hat ein doppeltes Gesicht, ein protektionistisches und ein libertäres. Wie passt das zusammen?

Beckert: Insofern, als beide Richtungen das alte Regime aus den Angeln heben wollen. Inhaltlich sind sie, abgesehen von der Tendenz zum Autoritären, unvereinbar. Auch deshalb ist der Ausgang der gegenwärtigen Krise völlig offen.

ZEIT: War es ein Irrgalube, dass der liberale Kapitalismus die Demokratie befördert?

Beckert: In den vergangenen 200 Jahren haben sich liberale Demokratien gleichzeitig mit dem Kapitalismus verbreitet. Die modernisierungstheoretische Zuversicht aber, dass der Kapitalismus automatisch zu mehr Demokratie führe, war illusorisch. Das Argument lautete: Wenn die Wirtschaft floriert, entsteht eine Mittelschicht, die will mitreden, was sie auf demokratischem Wege tun wird. Das war naiv. Der Kapitalismus kann mit allen möglichen Regimen koexistieren, selbst mit faschistischen oder mit autoritären, wie in der Türkei oder Ungarn.

ZEIT: Wie demokatisch sind die Märkte selbst? Konzerne wie Amazon, Apple oder Nvidia agieren mit der Macht von Monopolisten.

Beckert: Jeder Unternehmer wird Ihnen sagen, dass der Idealzustand für sein Unternehmen eine monopoliähnliche Stellung ist. Das ist nicht neu. Die East India Company hatte vor 400 Jahren auch ein Monopol. Dass aber, wie Oxfam erhoben hat, das reichste ein Prozent mehr besitzt als 95 Prozent der gesamten Menschheit, ist historisch beispiellos.

ZEIT: Sind Monopole für den Staat ein Problem?

Beckert: Kommt darauf an. In der Vergangenheit hat er sie gelegentlich bekämpft. Die aktuelle US-Regierung arrangiert sich mit ihnen, etwa mit den großen Techkonzernen, die sich Trump anbiedern. Vor allem in Zeiten des Krieges ist die Nähe zwischen Staat und Unternehmen groß.

ZEIT: Hatten kapitalistische Akteure auch ihrerseits Interesse am Krieg?

Beckert: Immer wieder, ja. In Gestalt des Kolonialismus hat der Kapitalismus sich weltweit kriegerisch durchgesetzt. Oder nehmen Sie die deutsche Unternehmerfamilie Röchling: Sie besaß ein großes Stahlwerk in Völklingen, und im Ersten und im Zweiten Weltkrieg wollte sie ihre Produkte nicht nur an den Staat verkaufen, sondern auch Zugriff bekommen auf die Eisenerz- und Kohlevorkommen in Luxemburg, Belgien und Frankreich. Sie half daher, Pläne zu schmieden, wie diese Territorien erobert werden könnten. Natürlich bedeutet jeder Krieg eine riesige Unterbrechung von Wirtschaftsaktivitäten. Als Motor des technischen Fortschritts war er aber noch stets ein gutes Geschäft.

ZEIT: Die Idee, durch imperiale Ausdehnung in den Besitz von Rohstoffen zu kommen, ist hochaktuell – von Putins Krieg gegen die Ukraine bis zu Trumps Hinterhofpolitik. **Beckert:** Zugleich sind die Bestrebungen, die territoriale Ordnung gewaltsam zu verändern, ein weiteres Indiz für die Krise des Neoliberalismus. Der hatte ja gepredigt, dass man gar kein Territorium braucht. Selbst Kleinstaaten wie Singapur oder die Schweiz konnten mitspielen, weil alles, was man brauchte, auf Märkten verfügbar war. Nun heißt es: Wir müssen direkten Zugriff haben auf alles, was wir benötigen. Dasselbe ist um 1900 passiert. Wo bei es heute nicht nur um Rohstoffe geht, sondern auch um die Kapazitäten, Dinge zu produzieren.

ZEIT: Erweist es sich jetzt als Bumerang, dass man im Westen so stark auf Dienstleistungen und die Finanzökonomie gesetzt und so ziemlich alles andere ausgelagert hat in Billiglohnländer?

Beckert: Problematisch war überdies, dass der neoliberalen Kahlschlag in kurzer Zeit ganze Industriegebiete zunichtegemacht und den dort Beschäftigten keine Perspektiven geboten hat. Die neoliberalen Ordnungen haben sich dadurch selbst unterminiert. Zurückdrehen aber lässt sich das nicht. Schon deshalb, weil die Millionen von Arbeitern, die früher in der Industrie tätig waren, heute gar nicht mehr benötigt würden. Die Zahl der in der Industrie Beschäftigten sinkt weltweit. Längst gibt es keine Roboterfabriken, *dark factories*, die ohne Licht auskommen.

ZEIT: Wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Beckert: Deutschland ist eines der wenigen Länder

weltweit, die noch immer eine wirklich tiefe industrielle Struktur haben. Der gegenwärtige deutsche Pessimismus ist daher völlig übertrieben.

ZEIT: Wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Beckert: Deutschland ist eines der wenigen Länder weltweit, die noch immer eine wirklich tiefe industrielle Struktur haben. Der gegenwärtige deutsche Pessimismus ist daher völlig übertrieben.

ZEIT: Wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Beckert: Deutschland ist eines der wenigen Länder weltweit, die noch immer eine wirklich tiefe industrielle Struktur haben. Der gegenwärtige deutsche Pessimismus ist daher völlig übertrieben.

ZEIT: Wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Beckert: Deutschland ist eines der wenigen Länder weltweit, die noch immer eine wirklich tiefe industrielle Struktur haben. Der gegenwärtige deutsche Pessimismus ist daher völlig übertrieben.

ZEIT: Wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Beckert: Deutschland ist eines der wenigen Länder

weltweit, die noch immer eine wirklich tiefe industrielle Struktur haben. Der gegenwärtige deutsche Pessimismus ist daher völlig übertrieben.

ZEIT: Dieses eurozentrische Zeitalter war aber auch äußerst wirkmächtig. Oder sehen Sie das anders?

Beckert: Nein, die Geschichte des Kapitalismus wurde durch diese europäische Sonderstellung tiefer geprägt. Sie zu erklären, ist äußerst wichtig; außerdem prägt sie uns bis heute. Wir leben im Westen immer noch in den reichsten Gesellschaften der Menschheitsgeschichte, während der Kolonialismus in anderen Weltgegenden oft katastrophale Auswirkungen hatte. Die Dynamik des Kapitalismus entstand nicht zuletzt aus solchen Ungleichheiten – von der Zerstörung der Natur ganz zu schweigen.

Seit dem frühen 19. Jahrhundert entwickeln sich das Wirtschaftswachstum und der Ressourcenverbrauch parallel. Es hat nie eine Entkopplung gegeben. Weiteres Wachstum bei geringerer Ressourcenverbrauch – das, was ein grüner Kapitalismus leisten soll – wäre etwas vollkommen Neues.

ZEIT: Wachstumsdenker würden einwenden, dass der Kapitalismus stets neue Wege gefunden hat.

Beckert: Das stimmt, er hat sich bisher aus jeder Krise herausgewunden. Als die Zuckerproduktion in der Karibik an ihre Grenzen stieß, weil die Sklaven abgeschaufelt wurden, ist man auf den Zuckerbauern abgewichen in Europa ausgewichen und konnte so noch viel mehr produzieren. Und als 1929 die Börsen kollabierten, dachten auch Konservative, dass der Kapitalismus am Ende sei. Das größte Wachstum aller Zeiten stand dann infolge dieser Krise – und infolge eines verheerenden Weltkriegs.

Die Frage aber, an welchem Punkt dieses Wachstums seine natürlichen Grundlagen unwiederbringlich zerstört haben wird, ist eine andere. Denn nun geht es nicht mehr nur darum, ein spektakuläres Wachstum aufrechtzuerhalten, sondern auch um das Überleben der Menschheit und des Planeten.

ZEIT: Der Kapitalismus, schreiben Sie, sei auf Inseln entstanden und verändere sich ausgehend von Inseln. Ist das auch eine Ermutigung, dass man nicht alles auf einmal verändern muss?

Beckert: Auf das Inselmotiv bin ich gekommen, als ich versucht habe, die Anfänge des Kapitalismus vor tausend Jahren zu verstehen. Damals haben einzelne Kaufleute ihre Tätigkeiten völlig anders organisiert als fast alle übrigen Menschen. Sie haben in Städten gewohnt, die zu Inseln des Kapitals wurden und sich allmählich vernetzten. Umgekehrt gibt es bis heute Inseln, die sich der kapitalistischen Logik entziehen – etwa der Wohlfahrtsstaat. Vielleicht wird der Kapitalismus eines Tages so enden, wie er begonnen hat: ausgehend von Inseln. Aber darüber zu spekulieren, überlasse ich anderen.

Das Gespräch führten **Maximilian Probst** und **Christian Staas**

Sven Beckerts Buch »Kapitalismus. Geschichte einer Weltrevolution« erscheint dieser Tage im Rowohlt Verlag (1.280 S., 42,- €)

Epochen. Menschen. Ideen

ZEITGeschichte
BUNDESWEHR
Von der Wiederbewaffnung bis zur Zeitenwende:
Das Porträt einer Armee

Wie war das noch mal?
www.zeit.de/zg-heft
Der Podcast zum Magazin:
www.zeit.de/zg-podcast

STELLENMARKT

Die Position: Mutiger Forschungsnachwuchs braucht Freiheiten!

Warum junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Möglichkeit haben müssen, Grenzen zu überschreiten VON CLAUDIA WEBER

Verlieren junge Akademikerinnen und Akademiker die Lust an der wissenschaftlichen Karriere?

Diese Frage wird seit einiger Zeit häufiger gestellt. Dabei lohnt es, sich an so alte wie gütige Grundbedingungen des wissenschaftlichen Lebens zu erinnern. Eine Professur ist nach wie vor ein Glücksfall. Menschen nehmen für sie unsichere Projektstellen, ständige Wohnortswechsel und aufgeschobene Familienplanungen in Kauf. Noch verspricht sie ein gutes Einkommen im abgesicherten Beamtenstatus und einen hohen sozialen Status. Dazu ist mit ihr die Idee verbunden, dass, wenn das Ziel erst einmal – und sei es noch so ermattet – erreicht ist, die gewonnene Freiheit für alle Entbehrungen entschädigt: die Freiheit, eigene Fragen forschend zu ergründen, aus vielleicht spinnerten Ideen ernsthafte Bücher werden zu lassen, mit wissbegierigen Studierenden losgelöst von fantasieloser ECTS-Punkte-Effizienz zu diskutieren. All dies ist immer noch möglich und ein unglaubliches Vergnügen.

Die »per aspera ad astra«-Logik – durch das Rauе zu den Sternen – hält sich hartnäckig. Tatsächlich war die Wissenschaftskarriere stets ein steiniger Weg, nicht erst in den Zeiten von #IchbinHanna (die irgendwie schon wieder vorbei sind) – der deutsche Soziologe Max Weber wusste dies schon vor über hundert Jahren vorzutragen. Nicht immer gewinnen die Besten, Universitäten verkommen zu praxisorientierten Massenbetrieben, und schnöde Zahlen sind wichtiger als die intellektuelle Innovation. So weit, so historisch. Und leider gegenwärtig.

Und doch wissen wir, spätestens seit Webers Klassiker *Wissenschaft als Beruf*, was uns trotz aller Unbildern zusammenhält: Es ist die Leidenschaft, die maßlose Schönheit des Wunders über die Welt und die Faszination der Wissbegierde. Ohne Begeisterung für das irrende Probieren und ohne die Freiheit zur grundstürzenden Grenzüberschreitung kann Wissenschaft als Beruf, also im Sinne einer inneren Verfasstheit, nicht existieren. In einer dystopischen



Claudia Weber lehrt als
Professorin für Europäische
Zeitgeschichte an der
Europa-Universität
Viadrina

schen Vorstellung dagegen werden Universitäten besiedelt von Hütern ehemaler Glaubenssätze, deren vornehmlichstes Ziel der unbestritten heimelige Beamtenstatus ist.

Wenige Beamtenstatus ist. Wenn wir mit jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sprechen und unsere Fürsorgepflicht ernst nehmen, dürfen wir nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Weg zur Professur hart ist und bleiben wird. Doch welche Karriere ist das nicht: in der Wirtschaft, in der Kunst? Nichts ersetzt die entbehrungsreiche Forschungsarbeit.

Forschungsarbeit.
Man muss schon sonnige Tage im Archiv, in der Bibliothek oder im Labor verbringen wollen. Gleichzeitig bleibt wichtig, für Verbesserungen zu streiten. In seinem Vortrag vor Münchener Studenten im Jahre 1917 fiel es Max Weber gar nicht erst ein, von Frauen zu reden. Dafür empfahl er Juden, die eine Hochschulkarriere anstrebten, geradewegs alle Hoffnungen fahren zu lassen.

Damals waren Veränderungen geboten, heute sind sie es immer noch. Ein Ziel sollte

dabei im Vordergrund stehen: den jungen Wissenschaftlern die Freiheit und den Raum zu geben, die alte Wissens-Leidenschaft zu entdecken. Fördern wir Mut und Risikobereitschaft, anstatt sie zu verschleißen und stumm zu stellen in endlosen Antragsschreibeschleifen und vorgezeichneten Denkmustern.

und vorgezeichneten Denkmustern.

Der Wert von »Wissenschaft als Beruf« kann nicht im geübten Umgang mit gefälligen Textbausteinen und angepassten Karrierelogiken bestehen – zumal beides gern Wechselt unterliegt. Dafür wird kaum jemand bis zum vierten Lebensjahrzehnt auf die Familiengründung und den entfristeten Arbeitsplatz warten. Den gibt es woanders, früher und vermutlich leichter.

es woanders früher und vermutlich leichter. Die Unsicherheit der wissenschaftlichen Karriere lässt sich nur aushalten, wenn die Gegenleistung ein freies Forscherleben ist. Dass dies leidenschaftliche und selbstbewusste Forschende hervorbringt, müssen wiederum die Universitäten aushalten. Doch am Ende profitieren beide Seiten.

WISSENSCHAFTLICHER STELLENMARKT

www.jobs.zeit.de

Thinking the Future
Zukunft denken

**RWTHAACHEN
UNIVERSITY**

W3-Universitätsprofessur Stressresilienz von Pflanzen

Fakultät für Mathematik und
Naturwissenschaften

Die RWTH Aachen ist eine der Exzellenzuniversitäten Deutschlands und genießt weltweit ein hohes Ansehen in Forschung und Lehre. Zum 01.10.2026 wird an der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften eine W3-Universitätsprofessur besetzt, die das Fach Stressresilienz von Pflanzen in Forschung und Lehre vertritt.

Die Professur umfasst das gesamte Themenspektrum der Molekularen Pflanzenphysiologie mit besonderem Fokus auf die Stressresilienz von Pflanzen. Denkbar sind Kombinationen von physiologischen, molekular- oder zellbiologischen sowie biochemischen und bioinformatischen Forschungsansätzen. Die Bearbeitung bioökonomischer Aspekte ist erwünscht.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
www.rwth-aachen.de/jobs/professuren
Bewerbungsfrist ist der 05.01.2026.

SCHILLING-PROFESSUR UND FORSCHUNGSGRUPPE TRANSLATIONALE NEUROWISSENSCHAFTEN

Gemeinsame Initiative der Hermann und Lilly Schilling-Stiftung für medizinische Forschung und des Stifterverbandes

HERAUSFORDERUNG

Trotz großer Fortschritte im Verständnis der molekularen und physiologischen Mechanismen einer Vielzahl von neurologischen Erkrankungen gelingt die Übertragung von Grundlagenergebnissen in neue, effektive Behandlungsstrategien nur selten. Diese Herausforderung will das Programm durch die Förderung wissenschaftlich exzellenter, innovativer und strukturell wegweisender Forschungsvorhaben an der Schnittstelle von präklinischer und klinischer Forschung den Neurowissenschaften aufgreifen.

PROGRAMM

Das Programm versteht sich als personenbezogene Förderung mit einem strukturriновативным Ansatz. Antragsberechtigt sind berufsfähige Grundlagenwissenschaftlerinnen und –wissenschaftler aus der Medizin und den Naturwissenschaften. Fördermittel werden für die Einrichtung einer Stiftungsprofessur mit der zugehörigen Arbeitsgruppe über einen Zeitraum von acht Jahren zur Verfügung gestellt. Für diese Förderung stellt die Schilling-Stiftung bis zu **drei Millionen Euro** bereit. Von Seiten der aufnehmenden Universität werden zusätzlich substantielle Eigenleistungen erwartet. Es ist darzulegen, wie die Professur nach Ablauf der Förderung verstetigt werden soll.

Die Schilling-Stiftung hält an ihrem erfolgreichen Tandem-Konzept fest. Demnach sind die Vorhaben in enger Kooperation mit einem Partner aus der Klinik mit Forschungserfahrung und –verständnis zu konzipieren. Die Stiftung geht davon aus, dass dieses Tandem eine enge wissenschaftliche Zusammenarbeit anstrebt und sich durch wechselseitige Rotation von Mitarbeitern zur besseren Verknüpfung von Forschung und Krankenversorgung und schnellerem, nachhaltigem Transfer der Ergebnisse die angewandte Medizin verpflichtet.

ANTRAGSVERFAHREN

Das Antragsverfahren erfolgt zweistufig. Konzeptskizzen sind bis zum **30. April 2024** einzureichen.

Informationen über Antragsberechtigung, Antrags- und Auswahlverfahren erhalten Sie unter www.schilling-stiftung.de sowie bei der

Hermann und Lilly Schilling-Stiftung für medizinische Forschung im Stifterverband
z. Hd. Dr. Laura Hausmann
Baedekerstr. 1 . 45128 Essen . T 0201 8401-199 . laura.hausmann@stifterverband.de

STIFTERVERBAND

KUNSTAKADEMIE
MÜNSTER
HOCHSCHULE FÜR BILDENDE KÜNSTE
UNIVERSITY OF FINE ARTS MÜNSTER

CORONA-STIFTUNG IM STIFTERVERBAND

FÖRDERPROGRAMM 2026

KARDIOVASKULÄRE UND NEUROVASKULÄRE ERKRANKUNGEN

b-tu Brandenburgische
Technische Universität
Cottbus - Senftenberg



HOCHSCHULE
DER MEDIEN

STUDIEREN. WISSEN. MACHEN.

Die **Hochschule der Medien** hat in der Fakultät Electronic Media im Studiengang Audiovisuelle Medien folgende Professur zu besetzen:

Professur für audiovisuelle Medientechnologien

ab Sommersemester 2026
Besoldungsgruppe W2, Kennziffer WS252601

Wir suchen eine engagierte und qualifizierte Persönlichkeit zur Vermittlung theoretischer und praktischer Kompetenzen im Bereich ingenieurwissenschaftlicher Grundlagen für audiovisuelle Technologien und verwandte audiovisuelle Systeme.

Sie lehren und forschen beispielsweise in den Bereichen Signalverarbeitung, Übertragung von Audio und Video, Physik, Elektrotechnik und Elektronik in der Medientechnik und technische Produktionsprozesse und Workflows.

Auf der Grundlage umfangreicher Erfahrungen bereiten Sie Studierende auf Bachelor- und Master-Niveau erfolgreich auf Fragen der technischen Konzeption und Projektierung vor und vermitteln ihnen ingenieurwissenschaftliche Grundlagen und Problemlösungskompetenzen anhand praktischer Fragestellungen und Projekte.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung bis zum **03.12.2023**. Weitere inhaltliche Informationen, sowie Anforderungen und Voraussetzungen finden Sie über den QR-Code oder unsere Karriereseite.



Im Bereich Wirtschaftswissenschaft der Fakultät für Empirische Humanwissenschaften und Wirtschaftswissenschaft der Universität des Saarlandes ist zum Wintersemester 2026 eine

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftsinformatik für datengetriebene Unternehmen

zu besetzen.

Kennziffer W2721 | Die vollständige Stellenausschreibung finden Sie unter: www.uni-saarland.de/stellen

**FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT
JENA**

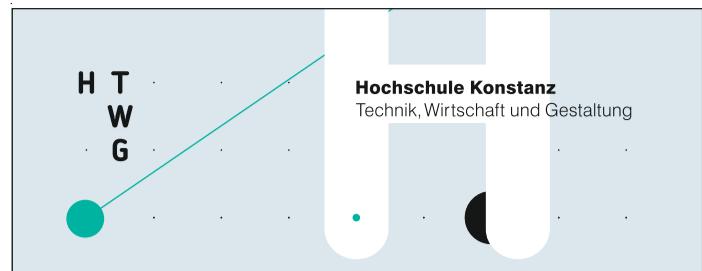
An der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena ist zum 01.10.2027 eine

Professur für Slawische Literatur- und Kulturwissenschaft (W3 oder W2 mit TT W3)

zu besetzen.

Die vollständigen Ausschreibungstexte und die Möglichkeit der Bewerbung finden Sie in unserem Berufungsportal: www.berufungsportal.uni-jena.de

The logo of the University of Leipzig, featuring a circular emblem with two figures under a canopy, surrounded by Latin text: 'ANAMATEP' at the top and 'LEIPZIG' at the bottom, with other text in the center.



Hochschule Konstanz
Technik, Wirtschaft und Gestaltung

Die Hochschule Konstanz – Technik, Wirtschaft und Gestaltung (HTWG) steht für Innovation, Praxisnähe und Internationalität. Rund 4.500 Studierende, 170 Professoren*innen und 340 Mitarbeitende entwickeln in sechs Fakultäten kreative, zukunftsweisende Ideen für Technik, Wissenschaft und Gesellschaft – getragen vom Geist der Vierländerregion Bodensee. Auf der Basis von Chancengleichheit, Diversität und gegenseitigem Respekt fördern wir eine offene Campus-Kultur, in der Ideen wachsen, Menschen sich entfalten und Innovation entsteht.

Zum 28.09.2026 ist an der HTWG folgende Position zu besetzen:

Präsident*in (m/w/d)

Wir suchen eine menschlich wie fachlich überzeugende Persönlichkeit mit nachgewiesener hoher Organisations- und integrativer Führungskompetenz, die visionär denkt und strategisch handelt. Sie vereinen Entscheidungsfreude und Kooperationsfähigkeit, Durchsetzungsvermögen und Empathie. Sie verstehen es darüber hinaus, Menschen mit Begeisterung und Kompetenz zu motivieren, um gemeinsam Ziele zu erreichen. Mit strategischem Weitblick entwickeln Sie die HTWG in Forschung, Lehre und Transfer weiter. Sie sind kommunikations- und moderationsstark, auch im internationalen Kontext. Diversität, Inklusion und Chancengleichheit ist Ihnen wichtig. Gemeinsam mit den Fakultäten arbeiten Sie an der nachhaltigen Weiterentwicklung unserer Hochschule. Dabei nehmen Sie Impulse aus Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft auf und stärken die Position der Hochschule in regionalen, nationalen und internationalen Netzwerken.

Die Hochschule Konstanz ist eine rechtsfähige Körperschaft des öffentlichen Rechts und eine staatliche Einrichtung, die von einem Präsidium geleitet wird. Die Präsidentin/der Präsident vertreibt die Hochschule nach außen, ist Vorsitzende/Vorsitzender des Präsidiums, des Senats und seiner Ausschüsse. Aufgaben und Rechtsstellung ergeben sich aus dem baden-württembergischen Landeshochschulgesetz.

Zur Präsidentin/zum Präsidenten kann bestellt werden, wer der Hochschule hauptberuflich als Professorin/Professor angehört oder wer eine abgeschlossene Hochschulausbildung besitzt und aufgrund einer mehrjährigen leitenden beruflichen Tätigkeit, insbesondere in Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft, Verwaltung oder Rechtspflege, erwarten lässt, dass sie/er den Aufgaben des Amtes gewachsen ist.

Die Präsidentin/der Präsident wird in einer gemeinsamen Sitzung von Hochschulrat und Senat gewählt (§ 18 Abs. 2 LHG) und vom Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg für eine Amtszeit von 6–8 Jahren in ein Beamtenverhältnis auf Zeit ernannt, soweit nicht durch Vertrag ein befristetes Dienstverhältnis begründet wird. Die Besoldung erfolgt gemäß dem Landesbesoldungsgesetz Baden-Württemberg (W3) zuzüglich eines Funktionsleistungsbezugs. Wiederwahl ist möglich.

Die Hochschule Konstanz strebt einen höheren Anteil von Frauen in Leitungsfunktionen an und fordert daher qualifizierte Frauen ausdrücklich zur Bewerbung auf. Schwerbehinderte Personen werden bei gleicher Eignung vorrangig berücksichtigt.

Wir freuen uns Ihre Bewerbung. Bitte ergänzen Sie diese um eine **schriftliche Erläuterung** Ihrer Vorstellungen zur strategischen Weiterentwicklung unserer Hochschule und Ihres Selbstverständnisses zur Rolle als Präsident*in auf maximal 2 DIN-A4-Seiten.

Bitte senden Sie Ihre **Bewerbung ausschließlich per E-Mail bis zum 19. Dezember 2025** an den Vorsitzenden des Hochschulrats, Herrn Thomas Regele, c/o Hochschule Konstanz, hochschulrat@htwg-konstanz.de (1 pdf-Datei).

Mit Ihrer Bewerbung stimmen Sie der internen Verarbeitung Ihrer Daten zu Zwecken der Durchführung des Bewerbungsprozesses gemäß der Europäischen Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) und dem Gesetz zum Schutz personenbezogener Daten (Landesdatenschutzgesetz Baden-Württemberg – LDSG) zu.

Unser Dual Career Couple Service bietet Ihnen Beratung und Unterstützung zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Bei Fragen hierzu wenden Sie sich bitte an Frau Michaela David, mdavid@htwg-konstanz.de



In einem gemeinsamen Berufungsverfahren der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Universität Dortmund und des Center for Advanced Internet Studies (CAIS) in Bochum ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Stelle nach dem Jülicher Modell zu besetzen:

Professur (Open Rank: W2 oder W1 mit Tenure Track auf W2) „Digitale Transformation in Arbeit und Gesellschaft“

Die Professur soll das Fach „Digitale Transformation in Arbeit und Gesellschaft“ in Forschung und Lehre vertreten und international sichtbar weiterentwickeln.

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter: service.tu-dortmund.de/professuren



Bei Interesse reichen Sie Ihre Bewerbung bis zum 24.12.2025 über unser Bewerbungsportal ein.

Hinweise zum Bewerbungsprozess und zur Erstellung der Bewerbungsunterlagen finden Sie hier: berufung.tu-dortmund.de/bewerbung

Fragen beantworten Ihnen der Dekan der Fakultät Sozialwissenschaften Herr Univ.-Prof. Dr. Cornelius Schubert unter 0231 755-4447 oder cornelius.schubert@tu-dortmund.de

sowie der Wissenschaftliche Direktor des CAIS Herr Univ.-Prof. Dr. Tim A. Majchrzak unter 0234 9531-5001 oder tim.majchrzak@cais-research.de

Weitere Informationen zur Fakultät Sozialwissenschaften finden Sie unter sowi.tu-dortmund.de und weitere Informationen zum CAIS unter cais-research.de bzw. cais-research.de/arbeiten-am-cais



Kommen Sie in unser Team!



Ausschreibungs-ID: fb20-0101-W2-Mikrob.Immunologie2025

Am Fachbereich Medizin ist im Institut für Medizinische Mikrobiologie und Krankenhaushygiene zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine

Professur (W2) für Mikrobielle Immunologie

zu besetzen.

Gesucht wird eine wissenschaftlich ausgewiesene Persönlichkeit, die die Mikrobielle Immunologie in ihrer ganzen Breite vertritt und mit innovativer Forschung zu Erreger-Wirtsinteraktionen und neuen Antinfektiva die Schwerpunkte des Fachbereichs Medizin in Inflammation und Infektion stärkt.

Die vollständige Stellenausschreibung finden Sie über den QR Code oder unter uni-marburg.de/stellen-prof unter der angegebenen Ausschreibungs-ID.



Global thinking,
interdisciplinary research:
the spirit of Leibniz!

Leibniz
Universität
Hannover

Leibniz University Hannover pursues a comprehensive, interdisciplinary and international approach to develop and strengthen outstanding research. More than 360 professors, and over 2,600 research staff members, investigate questions throughout the natural sciences, engineering, the humanities and the social sciences, in the process laying foundations for tackling today's societal challenges. By pooling outstanding individual achievements across the disciplines, we are able to make our excellent research visible. With this expansive approach in mind, Leibniz University is looking to appoint up to six

Open-Topic 'Leibniz New Horizon Fellows' Professorships

Applications are requested by December 18, 2025. For the full text of the job advertisement, please visit the following website:

www.uni-hannover.de/en/jobs/8122/

Thinking the Future
Zukunft denken

RWTHAACHEN
UNIVERSITY

W3-Universitätsprofessur Keramik

Fakultät für Georessourcen und Materialtechnik

Die RWTH Aachen ist eine der Exzellenzuniversitäten Deutschlands und genießt weltweit ein hohes Ansehen in Forschung und Lehre. Zum nächstmöglichen Zeitpunkt wird an der Fakultät für Georessourcen und Materialtechnik eine W3-Universitätsprofessur besetzt, die das Fach Keramik in Forschung und Lehre vertritt.

Die Forschungsschwerpunkte der Professor liegen auf Keramik innerhalb der Bereiche nachhaltige Materialwissenschaften und Werkstofftechnik und/oder Lebenswissenschaften und/oder Energie. Die kausalen Zusammenhänge zwischen Herstellungsprozess, Mikrostruktur, Eigenschaften und Leistungsfähigkeit stehen dabei im Vordergrund.



Weitere Informationen erhalten Sie unter: www.rwth-aachen.de/jobs/professuren. Bewerbungsfrist ist der 07.01.2026.

HOCHSCHULE ANHALT
University of Applied Sciences

Die Hochschule Anhalt ist eine der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bietet wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Im Fachbereich Angewandte Biowissenschaften und Prozesstechnik der Hochschule Anhalt, Standort Köthen, ist die

Professor Biopharmazie und Arzneiformenlehre

(Bes.-Gruppe W 2)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden bis zum 04.01.2026 erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt. Bitte senden Sie eine Mail an bewerbung.professor@hs-anhalt.de.

Sie erhalten einen bis zum Bewerbungsende gültigen Upload-Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

Ausführliche Informationen zur Professor finden Sie über den QR-Code und unter: <https://www.hs-anhalt.de/stellenangebote>



Der Salzburger Festspielfonds sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine/n

Leiter*in Schauspiel (m/w/d)



Die Position ist direkt dem Intendanten zugeordnet; sie umfasst die Leitung der Sparte Schauspiel und damit die Verantwortlichkeit für die Disposition und alle Abläufe des künstlerischen Produktionsbetriebes für den Schauspielbereich der Salzburger Festspiele.

Der Leiter*in Schauspiel ist in enger Absprache mit dem Intendanten und unter besonderer Berücksichtigung der in den kommenden Jahren bevorstehenden Generalsanierung und Erweiterung der Festspielhäuser verantwortlich für die künstlerische Gesamtplanung im Bereich Schauspiel, die inhaltlichen Absprachen mit den Künstler*innen und Ensembles, die dramaturgische Betreuung einzelner Produktionen sowie die Entwicklung von Formaten und programmativen Schwerpunkten.

Angedacht ist der Abschluss eines für die Dauer von bis zu 5 Jahren befristeten Dienstvertrages.

Der Salzburger Festspielfonds freut sich auf Ihre schriftlichen, aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen (Anschreiben, Lebenslauf, Ausbildungsnachweise, Dienstzeugnisse), zu senden bitte bis 14.12.2025 über unser Karriereportal oder per E-Mail an: personal@salzburgfestivals.at

Salzburger Festspielfonds - Frau Solveig Eckert - Leitung Personal und Recht
A - 5020 Salzburg, Hofstallgasse 1 - personal@salzburgfestivals.at - jobs.salzburgerfestspiele.at

Ausschreibung

ANZEIGE



Die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung verleiht im Jahr 2026 zum 46. Mal den

Alfried Krupp-Förderpreis

Der Preis ist mit 1,1 Mio. € dotiert.

Der Förderpreis richtet sich an junge Universitätsprofessor*innen der Natur- und Ingenieurwissenschaften (inkl. Medizin), deren Befähigung zu Forschung und Lehre durch die Erstberufung auf eine zeitlich unbefristete oder befristete Professur (W2- oder W3-Professur) an einer Universität in Deutschland bestätigt worden ist. Sie sollten in der Regel nicht älter als 38 Jahre sein.

Der Alfried Krupp-Förderpreis möchte Freiräume schaffen: Ziel ist es, Forscherpersönlichkeiten in einer noch frühen Phase ihrer wissenschaftlichen Laufbahn dabei zu unterstützen, neue Ideen zu entwickeln und umzusetzen.

Nominierungen werden bis spätestens Freitag, 6. März 2026 in elektronischer Form erbeten. Dafür steht das Online-Bewerbungsportal unter www.antrag.krupp-stiftung.de zur Verfügung.

Kandidat*innen können von Einzelpersonen, Forschungsinstitutionen und Universitäten vorgeschlagen werden. Selbstbewerbungen sind ausgeschlossen.

Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung
Hügel 15, 45133 Essen
Telefon: +49 (0)201 188-4808, E-Mail: fritz@krupp-stiftung.de
Bewerbungsportal: www.antrag.krupp-stiftung.de
Weitere Informationen: www.krupp-stiftung.de/alfried-krupp-förderpreis

Finde deinen Job

mit Sinn!

Bei GoodJobs entdeckst du zukunftsorientierte Arbeitgebende, die Verantwortung übernehmen und unsere Zukunft nachhaltig gestalten.

Referent*in (m/w/d) im Fachbereich Kreislaufwirtschaft

Deutsche Umwelthilfe e.V.

• Berlin | Hybrid
• Flexibel
Jetzt bewerben!



(Senior) E-Commerce Manager*in

Dais Group GmbH

• München | Vor Ort
• Vollzeit
Jetzt bewerben!



Geschäftsführer*in

MAGs- München Aktiv für Gesundheit e.V.

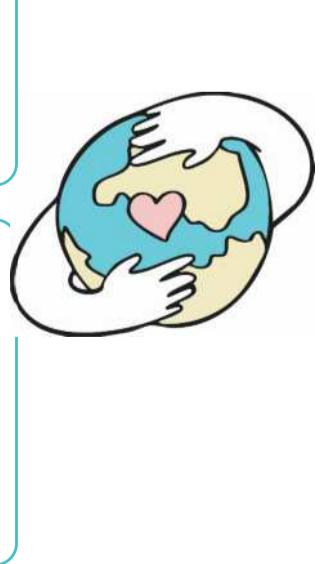
• München | Hybrid
• Teilzeit
Jetzt bewerben!



Geschäftsführer*in Bewertung nachhaltige Immobilien

GLS Gemeinschaftsbank e.G.

• Nürnberg | Hybrid
• Vollzeit
• 90.000 - 120.000€
GLS Bank



Du willst die Welt verändern?

Fang mit deinem Job an.

Noch mehr Jobs mit Sinn: www.goodjobs.eu

Entdecke deinen GoodJob



Auf der Suche nach einer beruflichen Veränderung?
Finden Sie den Job, der zu Ihnen passt.
Mehr.under.jobs.zeit.de

ZEIT STELLENMARKT

Become
a bit
more Brit

Exklusiv
für
ZEIT-Leser

ZEIT SPRACHEN

Greetings and small talk

1. Let's get started!

Warm-up

Exercise

QUIZ

Test your knowledge!

Let's start now

Sprachen lernen und die Welt verstehen.

Teste jetzt die ZEIT SPRACHEN App kostenlos und spare im Anschluss 50 % als ZEIT-Leser.



zeit.de/sprachen

ZEIT SPRACHEN

Infografik: Diktatoren

Ich, die Macht

Diese Männer sind Gegenspieler der Demokratie: Sie unterdrücken die Menschen mit Gewalt, Geld und Religion

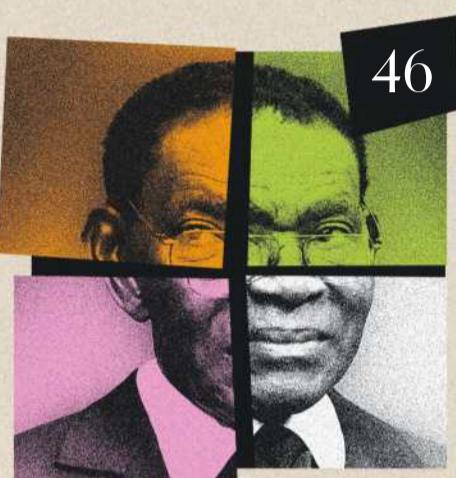
von HAika Hinze (INFOGRAFIK) UND Mariya Martiyenko (RECHERCHE)

N°
853

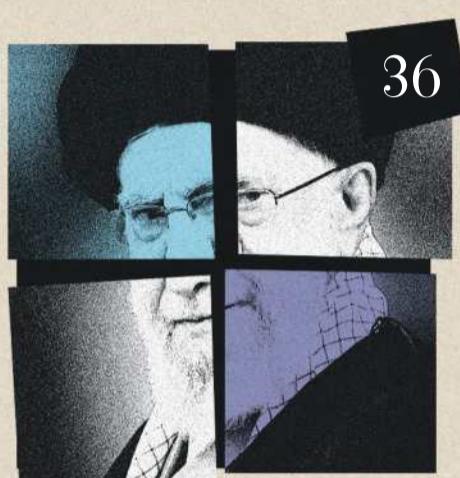
- Geld als Machtfaktor*
- Mit demokratischen Mitteln an die Macht gelangt
- Einparteiherrschaft
- Mit (militärischer) Gewalt an die Macht gekommen
- Krieg gegen andere Staaten
- Religion als Machtfaktor (Gottesstaat)
- Dynastische Struktur
- X Jahre an der Macht**
- X Jahre im aktuellen Amt

Diktatoren des 21. Jahrhunderts

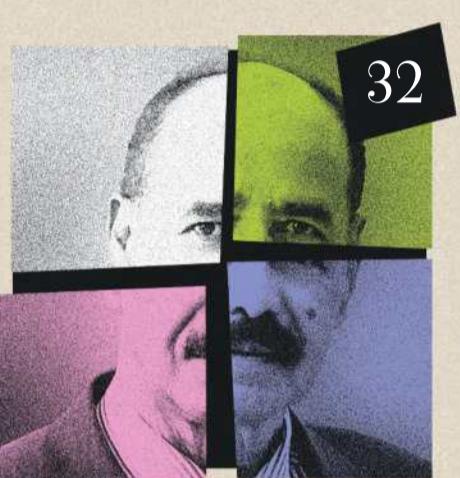
Zehn Staatschefs, die aktuell mit repressiven Mitteln regieren



Teodoro Obiang Nguema Mbasogo
(Äquatorialguinea)
Seit 1979 Präsident und damit der am längsten amtierende nichtroyale Staatschef weltweit. Hat seinen Sohn als Nachfolger vorgesehen.



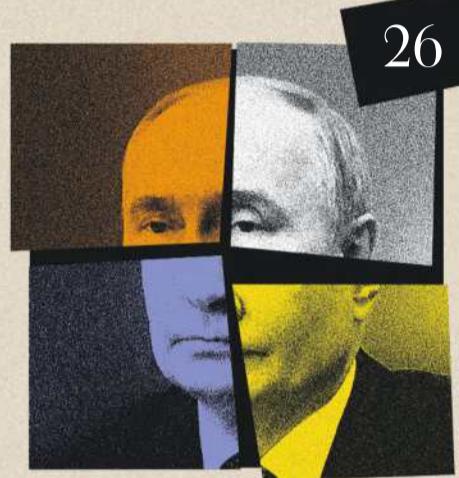
Ali Chamenei
(Iran)
Besitzt als Oberster Führer (seit 1989) die Autorität über alle staatlichen Angelegenheiten. Repression und Gewalt gegen Zivilgesellschaft und Medien.



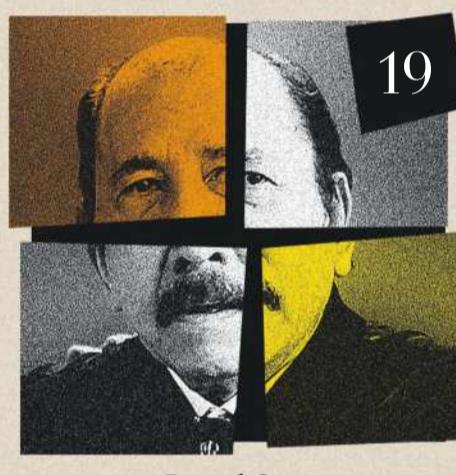
Isayas Afewerki
(Eritrea)
Präsident seit der Unabhängigkeit 1993. Führt ein represives Regime, das Teile der eigenen Bevölkerung zwangsarbeiten lässt.



Alexander Lukaschenko
(Belarus)
Seit 1994 Präsident, bekannt als »Europas letzter Diktator«. Seine Regierung unterdrückt die Opposition gewaltsam und kontrolliert die Medien.



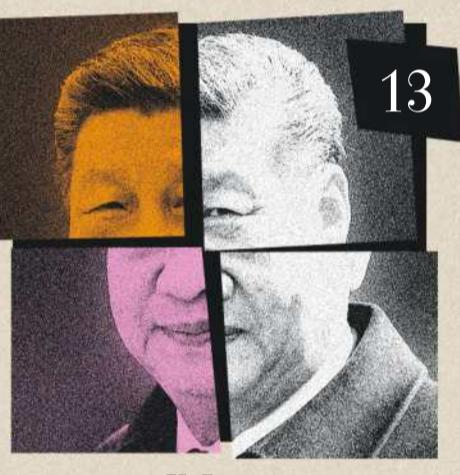
Vladimir Putin
(Russland)
Kam 1999 an die Macht***, etablierte ein autoritäres, imperialistisches, Kriegsführendes Regime – viel Korruption und zahlreiche Menschenrechtsverletzungen.



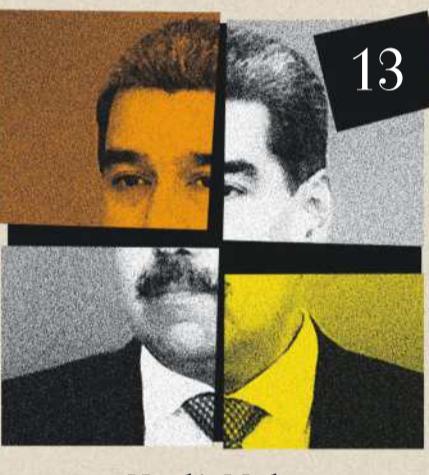
Daniel Ortega
(Nicaragua)
War in den Achtzigerjahren bereits an der Macht, seit 2006 wieder Präsident. Regiert autoritär, verfolgt Oppositionelle. Seine Ehefrau ist Vizepräsidentin.



Kim Jong Un
(Nordkorea)
Kontrolliert als Oberster Führer die Bevölkerung seit 2011. Menschenrechtsverletzungen, internationale Isolation und der Konflikt mit Südkorea prägen das Land.



Xi Jinping
(China)
Generalsekretär der Kommunistischen Partei, seit 2013 Präsident. Verschärft die Kontrolle der Medien und unterdrückt die Zivilgesellschaft.



Nicolás Maduro
(Venezuela)
Seine Regierung wird international für Wahlmanipulation (zuletzt im Jahr 2024) und Unterdrückung kritisiert. Seit 2013 Präsident.



Abdel Fattah al-Sissi
(Ägypten)
Mit ihm als Präsident (nach einem Militärputsch 2014) kehrte das Land nach dem Arabischen Frühling zurück zu einer autoritären Herrschaft.

*Mehrere Varianten: Mit Reichtum an die Macht gekommen, hat sich als Staatschef bereichert oder ein korruptes System aufgebaut.

**Auf jeweils ganze Jahre auf- oder abgerundet. Bei den Diktatoren des 21. Jahrhunderts ist nur die Dauer der aktuellen Herrschaftszeit angegeben.

***Putin wurde im August 1999 von Präsident Boris Jelzin als Ministerpräsident eingesetzt und bald danach dessen Nachfolger. Im März 2000 gewann Putin dann die Präsidentschaftswahlen.

Auf dem Weg zum Autokraten?

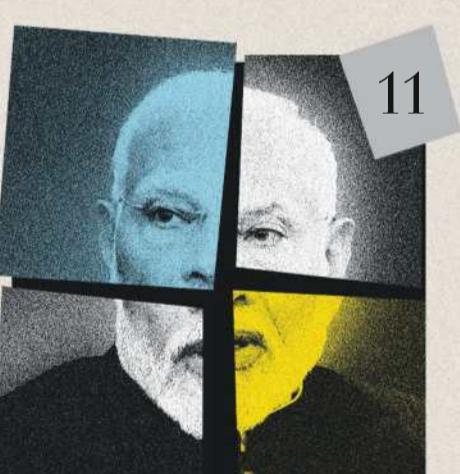
Seit sie demokratisch nach oben kamen, wurden sie zunehmend autoritär



Recep Tayyip Erdoğan
(Türkei)
Autoritär, schwächt demokratische Institutionen, ließ politische Gegner verhaften. Beteiligung an Kriegen (in Syrien, Libyen, gegen Kurden im Irak).



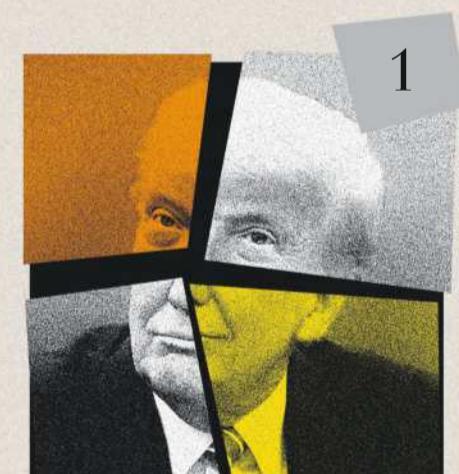
Viktor Orbán
(Ungarn)
Im Begriff, Ungarn so umzubauen, dass seine Abwahl unmöglich wird. Untergräbt die Justiz und schaltet Medien gleich. Versucht, die EU zu sabotieren.



Narendra Modi
(Indien)
Treibt die Vision eines Hindustaares voran und schafft insbesondere für Muslime ein Klima der Angst. Wurde letztes Jahr wiedergewählt.



Aleksandar Vučić
(Serbien)
War vor seiner Zeit als Präsident der Ministerpräsident Serbiens. Versucht, die Demokratie abzubauen und sich die Macht dauerhaft zu sichern.



Donald Trump
(USA)
Regiert mit Willkür – und zum eigenen finanziellen Nutzen. Bekämpft die Freiheit der Hochschulen und die Unabhängigkeit der Judikative, stützt rechtsextreme Tendenzen.

Quellen

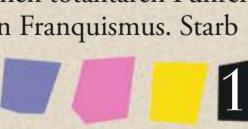
Bundeszentrale für politische Bildung, Auswärtiges Amt, Deutsche Welle, Deutschlandfunk, Human Rights Watch, Amnesty International, Freedom House, Reporter ohne Grenzen, Stiftung Wissenschaft und Politik, Africa Center for Strategic Studies, Friedrich Naumann Stiftung, Heinrich Böll Stiftung, tageschau.de

Historische Gewaltherrscher

Die Diktatur als Staatsform hat eine jahrtausendelange Tradition



Francisco Franco
(Spanien)
Etablierte nach dem gewonnenen Bürgerkrieg (1936 bis 1939) einen totalitären Führerkult, den Franquismus. Starb 1975.



Adolf Hitler
(Deutsches Reich)
Installierte ab 1933 ein Terrorregime, stürzte die Menschheit in einen Weltkrieg, beging einen Völkermord mit vielen Millionen Toten.



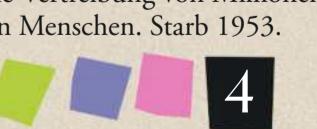
Mao Zedong
(China)
Nach Ende des Bürgerkriegs (1949) beherrschte er das Land. Verantwortlich für Millionen Tote durch Krieg, Hunger und politische Säuberungen.



Oliver Cromwell
(England)
Wurde 1653 »Lordprotektor« mit diktatorischer Macht; schaffte die Monarchie ab, die später als konstitutionelle Monarchie wiedereingeführt wurde.



Josef Stalin
(Sowjetunion)
Befahl als unangefochtener kommunistischer Herrscher den Tod und die Vertreibung von Millionen von Menschen. Starb 1953.



Pol Pot
(Kambodscha)
Als Führer der Roten Khmer bis Januar 1979 verantwortlich für den Tod von zwei Millionen Menschen durch Zwangsarbeit, Hunger, Hinrichtungen.



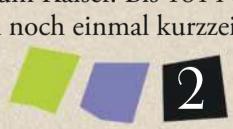
Benito Mussolini
(Italien)
Erster faschistischer Diktator Europas. Etablierte als »Duce« einen Führerkult. War ein Vorbild Hitlers und regierte bis 1943 als Ministerpräsident.



Sulla
(Römische Republik)
Marschierte mit Truppen vor Rom auf, der Senat ernannte ihn zum Diktator. Massive politische Säuberungen; trat im Jahr 79 vor Christus freiwillig zurück.



Napoleon Bonaparte
(Frankreich)
Erinnerte sich nach der Französischen Revolution zum Konsul auf Lebenszeit, später zum Kaiser. Bis 1814 an der Macht und noch einmal kurzzeitig 1815.



Julius Cäsar
(Römisches Reich)
Nach Raub- und Feldzügen machte er sich zum Alleinherrscher auf Lebenszeit. Senatoren, die die Republik bewahren wollten, erstachten ihn 44 vor Christus.

FEUILLETON



Vor 80 Jahren begannen die Nürnberger Prozesse gegen die Verantwortlichen der NS-Herrschaft. Einer der angeklagten und schließlich hingerichteten Männer: Hans Frank, Generalgouverneur der besetzten Gebiete, auch als »Schlächter von Polen« bekannt. Hier im Bild mit seiner Frau Brigitte und seinem Sohn Niklas, unserem Autor, damals drei Jahre alt

Ein letzter Brief an meinen Vater

Foto: privat

Millionen gequälte und ermordete Juden – und ein Sohn, der davon ein Leben lang gezeichnet ist **von NIKLAS FRANK**

Na, Vater, endlich geht's jetzt los! Erstmals hockst Du auf der Nürnberger Anklagebank. Wenigstens in der ersten Reihe. Das hat – Massenmord hin oder her – Dein Eheweib Brigitte und uns gemacht, wenn wir Dich im Schlierseer Kino in der *Wochenschau* sahen, die vor jedem Spielfilm lief. Mutter schrieb Dir sogar, dass Du von allen Angeklagten am besten aussiehst und so schön schlank geworden bist. Meist trägst Du eine dunkle Sonnenbrille. Wegen Deiner Bindeg hautentzündung, die Dich schon vor der Flucht aus Krakau am 17. Januar 1945 geplagt hat. Vielleicht lag die Entzündung auch an all den Gehenkten, Vergasten, Erschossenen und Verhungerten, von denen Du wusstest und für die Du als sogenannter Stellvertreter Hitlers im Generalgouvernement politisch verantwortlich warst.

Nach Deiner Flucht lebstest Du fern der Familie im oberbayerischen Josefstadt im Haus Bergfrieden, umschattet von Deinen letzten Getreuen. Zum Trost hastest Du Dir allerdings ein paar Bilderchen mitgebracht. Zum Beispiel Leonardo da Vinci's *Dame mit dem Hermelin*, zwei Rembrandts und Raffaels *Portrait eines jungen Mannes*. Klar, dass Du dafür einen von Dir so genannten »Andachtsraum« eingerichtet hastest, in dem Du täglich allein sinnertest. Über Dein verbrecherisches Leben? Über Deine bis ins Homosexuelle hineinreichende Liebe zu Hitler? Über Deine verpuschte Ehe mit der von Dir als strohdumm verachteten Brigitte und Euren fünf Kindern?

Ahntest Du, dass Deine Kinder durch Dein verbrecherisches Leben und Dein Ende am Strick alle psychisch einen lebenslang wirkenden Hau davontragen würden? Den Strick hast Du schon in Krakau erahnt, deinem Schulfreund sagtest Du 1944: »Du wirst Professor, und mich wird man hängen.«

Hast Du Dich an diesem ersten Verhandlungstag in Nürnberg daran erinnert? Oder an Deinen Satz von 1942 – geschrieben über einem Meer von Blut auf Deiner Krakauer Burg thronend: »Ich schaue über das Grauen dieser Zeit für unser Volk neuen Ufern entgegen, die strahlend aus kommen: Die Freiheit leuchtet!« Warum faselst ausgerechnet

Du von »Freiheit«? Der Du sie doch seit 1933 zusammen mit Deinen ebenso mordlustigen Kumpanen allen genommen hast, die Euch nicht »Heil!« zugerufen haben! So, wie sie heute alle vom Schutz unserer Demokratie faseln und zugleich an ihr knabbern, wo es nur geht.

Der US-Chefankläger Robert H. Jackson sagte in seinem Eröffnungsplädoyer, dass hier nicht das deutsche Volk angeklagt werde, sondern nur die Verantwortlichen des Nazi-Regimes. Jetzt müssen wir beide grinsen, gell, Väterchen? Das wär doch ein zutiefst gerechter Anklagepunkt gewesen! Er hätte das deutsche Volk gezwungen, vor Gericht auszusagen, anstatt alles zu verschweigen und dadurch ein Gift zu erzeugen, das uns in meinen Augen zum Ausrotten Unschuldiger wieder bereit macht.

Als Du aus dem Aufzug kamst, der dich direkt hinter den Bänken für die Angeklagten ausspuckte, warst Du natürlich wieder mal der Kriecherichste, grüßtest händisch die anderen Massenmörders, setztst Dich brav zwischen Rosenberg und Frick. Am 4. Mai hastest Du Deine zwei Ältesten, Sigrid und Norman, noch im Haus Bergfrieden empfangen. »Ich bin wohl der einzige Reichsminister, der noch in Freiheit Kaffee und Kuchen servieren kann«, sagtest Du mir einem Lächeln. Ich wusste gar nicht, dass Du ein Meister des schwarzen Humors warst!

Als Sigrid und Norman gesättigt davoneradelten, sahen sie einen US-Jeep mit zwei Uniformierten. Es war das Ende Deiner Freiheit. Einer der Amis rief in bestem Deutsch: »Wer von Ihnen ist Frank?« Wie peinlich für Dich! Dabei hastest Du doch bei den Amis den Spitznamen »butcher of Poland!« Nicht, dass ich es gewollt hätte, aber warum bist Du nicht über die »Rattenlinie« via Rom nach Argentinien geflohen? Du hastest doch einen Pass auf den Namen »Fischer«. Warum hast Du Dich nicht mit Deiner vergoldeten Pistole erschossen? Ach richtig, dazu gestand mir Deine letzte Geliebte später: »Dafür war Dein Vater zu feige.« Ja, Vater, auch zum Selbstmord gehört Mut. Aber Du warst halt ein widerwärtiger Feigling. Leider hab ich die Feigheit von Dir geerbt, kämpfe allerdings im Gegensatz zu Dir lebenslang dagegen an.

Jetzt hockst Du da auf Deiner Bank. Als Jurist weißt Du, dass dieser Prozess auf vier Punkten auf-

gebaut ist, die erst nach Euren Massenmorden geschaffen wurden. Nach dem uralten Satz »Nulla poena sine lege« dürftet ihr hingegen gar nicht angeklagt werden. Ohne Gesetz keine Strafe. Glaub mir, Vater, ich bin glücklich, dass sich die vier Siegermächte nicht daran gehalten haben: Zu viechisch waren Eure Verbrechen! Von den vier Punkten – Verschwörung zur Planung von Angriffskriegen, Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit – wirst Du in drei angeklagt. Nur Verbrechen gegen den Frieden fehlten. In der Zelle konntest Du schon wochenlang vor Beginn des Prozesses die Anklageschrift studieren. Zusammen mit dem wissbegierigen Jesus?

Denn nach dem Verlust Deines Gottes Hitler hast Du Dich dem Himmel zugewandt, liebstest Dich im Oktober 1945 katholisch in der Gefängniskapelle taufen und hastest im Verlauf Deiner neuen Glaubenshitze in Deiner Zelle sogar eine Erscheinung Jesu! Schmiss der sein Kreuz auf Dein Bett, in dem Du – von der Wache durchs Guckloch biegt – nur mit über der Decke ruhenden Händen schlafen durfstest? Oder fand Jesus Deine neue Scheinheiligkeit so zum Kotzen wie ich?

Nach Deiner Verhaftung am 4. Mai warst Du für die geschockte Familie verschollen. Erst im Oktober 1945 kamen erste handschriftliche Fragen an Dein ungeliebtes Eheleben: »Wie geht es euch? Seid ihr alle gesund?« Und ähnlich Übliches. Anstatt zu schreiben: »Sie haben mich erwisch! Ich werde für meine Verbrechen büßen. Wappnet Euch für die Zukunft ohne mich!«

Wie Du Dich erinnerst, hat man ja alle Top-Nazis derer man habhaft werden konnte, im Luxemburger Bad Mondorf in einem zum Gefängnis umgestalteten Hotel versammelt. »Asplan«, Mülleimer, nannten es sarkastisch die Euch bewachenden Amis. Und was machtest Du Müll? Du stolziertest, die Bibel lesend, so im Hotelpark auf und ab, dass es all die anderen verbrecherischen Müllhäufchen sehen konnten! Das, Du mein zutiefst verachteter Vater, ist zum Kotzen!

Du hocktest also schon da mit dem Dir selbst prophezeiten Strick um den Hals. Doch ohne jede Einsicht. Kurz vor Deiner Hinrichtung hast Du

Deinem Anwalt Dr. Seidl und Deiner Brigitte geschrieben, dass Du nie ein Verbrecher warst, dass dieser Prozess ein politischer und kein justizkonformer sei und dass eines Tages die Wahrheit über Dich herauskommen werde. Allabâtsch, Väterchen, für Letzteres hab ich mit ewiger Wut gesorgt!

Ich wollte sogar noch mehr tun. Ich hab vor zwei Jahren plötzlich von Dir ein Nacktfoto nach Deiner Hinrichtung bekommen. Zum ersten Mal sah ich Deinen strammen 46 Jahre alten Körper unverhüllt von Anzug oder Generalgouverneurs-Uniform. Dann erst entdeckte ich den roten Streifen vom Strick um Deinen Hals. Dich veröffentlichte ich, polterte es in mir.

Ich schrieb einen feibrigten Artikel, doch kein deutsches Presseprodukt wollte Dich nackt abbilden, nicht einmal zwei Briefmarken klein, wie ich im Beiblatt gefordert hatte! Gell, da staunst Du? Die gleiche Presse drückt seit Jahrzehnten zu entsprechenden Themen Haufen nackter von uns Deutschen und Österreichern ermordeter jüdischer Kinder, Frauen und Männer. Da frag ich Dich: Ab wie vielen unschuldig Getöteten darf man einen Mörder wie Dich nackt zeigen? Offensichtlich nicht mal bei sechs Millionen. Du bleibst in der scheinheilig-prüdlichen Bürgerlichkeit meiner Landsleute liebenvoll eingehüllt. Unsere Demokratie wird auch an unserer Wohlstandigkeit zugrunde gehen.

Selbst meine engsten Freundinnen und Freunde grausten sich in Sekundenbruchteile und lehnten peinlich berührt ab, Dich Nackedei auf dem Foto anzuschauen. Ach, Vater, würden sich dieser Ekel, diese Abscheu endlich auch aktiv gegen all jene richteten, die unsere Demokratie immer schneller dem Abgrund zutreiben! Jetzt seh ich Dich auf dem neben mir liegenden Totenfoto schon wieder mal grinsen, mich jetzt sogar auslachen: Du weißt eben, dass Deine mörderische Ideologie zum 80-jährigen Jubiläum des Prozessbeginns endlich siegen wird. Verbrechen gegen die Menschlichkeit begehen wir schon seit Jahrzehnten. Die anderen drei Punkte sind auch bald auf den Weg gebracht. Vater, was Du nie wolltest, ersehne ich: Wo bleibt die große demokratische Wut in diesem Land?

Niklas Frank, 86, war jahrzehntelang Reporter des »sterns«. Er hat sich in mehreren Büchern mit den Verbrechen seines Vaters beschäftigt

Gibt es eine Nazi-DNA?

Adolf Hitlers Erbgut kommt ins Fernsehen

D

Die britische Genetikerin Turi King, berühmt durch ihre Identifikation der Gebeine Richards III., hat sich nun auf einen weiteren Psychopathen der Weltgeschichte gestürzt und das Erbgut Adolf Hitlers entschlüsselt. Jedenfalls behauptet das der britische Fernsehsender Channel 4 in seiner Ankündigung der Doku *Hitler's DNA: Blueprint of a Dictator*, die nun offenbar verraten will, welche Rolle die Gene für Verhalten und Psychologie des größten deutschen Verbrechers gespielt haben könnten.

Das überrascht aus einigen Gründen. Zunächst, weil das Material, aus dem sich DNA-Proben gewinnen ließen, bisher als historisch unzureichend beglaubigt galt (Stoff von dem Sofa, auf dem Hitlers Suizid Blutspuren hinterließ) und weil auch Nachkommen von Verwandten sich nicht immer sicher identifizieren oder zur Abgabe von Speichelproben überreden ließen. Aber wer weiß – vielleicht ist es Turi King ja gelungen, authentische DNA nachzuweisen.

Weit mehr überrascht, dass wohl der alte Aberglaube an die Herrschaft der Gene wieder über die Wissenschaft gekommen ist. Oder etwa nicht? Bisher galt unter Humanogenetikern, dass sich, von schweren Erbkrankheiten abgesehen, aus der DNA keine Aussagen über Lebensweg oder Persönlichkeit ableiten lassen.

Erstens, weil nicht alle genetischen Anlagen bei jedem Menschen realisiert werden, und zweitens, weil auch die umgesetzten Gene niemals mehr als eine Disposition erzeugen – etwa zu mathematischem Genie oder zu Schizophrenie. Über die Entfaltung des Genies oder die tatsächliche Persönlichkeitsstörung entscheiden äußere Einflüsse. Gerne gebrauchter Merksatz: Hohe Sensibilität mag genetisch bedingt sein – ob daraus eine Heuluse oder ein Karajan entsteht, ist Sache der Umwelt.

Aber auch hier mag es neue Erkenntnisse geben. Das wirklich unerhörte Ärgernis entsteht jedoch bei der Anwendung der Genforschung auf historische Figuren, deren Eigenschaften und Lebenswege ja schon bekannt sind. Nehmen wir einmal an, Turi King habe festgestellt, dass Hitlers DNA normal und unauffällig war – was hieße das? Es hieße, dass ihre Forschung ohne Aussage wäre. Ebenso aussaglos, wenn auch auf peinliche Weise lehrreich wäre sie, wenn die entsprechenden Gensequenzen auf Anlagen zu einer weitgehend aggressionsfreien, sozial aufgeschlossenen, sexuell aktiven Persönlichkeit deuten würden.

Für eine spektakulär angekündigte Fernsehdoku geeignet wäre das Ergebnis nur, wenn sich am Erbgut genau die von Hitler bekannten Eigenschaften zeigten – mangelnde Impulskontrolle, Kommunikationsstörung, erotische Handicaps. Mit anderen Worten, ein Triumph Turi Kings kann nur in einem Zirkelschluss bestehen: im Nachweis von Genen, die genau den charakterlichen Defiziten entsprechen, die man schon kennt und herangezogen haben muss, um die Abweichungen vom Durchschnitt auf Hitler hin zu interpretieren. Für das Erkenntnisinteresse der Naturwissenschaften mag das durchgehen, in der Geschichtswissenschaft wäre es eine methodische Blamage.

JENS JESSEN

UNSERE WOCHE

KINO

Hanna Schygulla, die Unergründliche

In dem Film »Yunan« hat sie uns und den Helden fest im Blick



Wenn man in der kalten Jahreszeit mit einer Depression an die Nordsee reist, kann einem nichts Besseres passieren, als Hanna Schygulla zu treffen. In dem Film *Yunan* spielt sie eine Pensionswirtin auf der Hallig Langeneß, eine Frau, die das Leben zu kennen scheint. Aus ihrer Physik spricht eine Verwegtheit, da ist etwas Unergründliches. Wenn sie hinter dem Tresen steht und Gläser poliert, Suppe auftischt oder am Kachelofen ein Buch liest, scheint sie in sich versunken den Moment zu feiern.

Hanna Schygulla ist mit ihrem Glamour das Gravitationszentrum des Films, der im Wettbewerb der vergangenen Berlinale lief. In *Yunan* trifft ihre einzigartig personelle Erscheinung auf einen Mann mit erloschenem Blick: Der in Deutschland lebende Munir (Georges Khabbaz) kommt aus Syrien, zu Beginn telefoniert er mit seiner Mutter, die in der Heimat ihr Gedächtnis verliert. Er leidet unter Atembeschwerden, der Arzt empfiehlt ihm, einfach mal eine Auszeit zu nehmen. Über die genaue Geschichte oder Beschäftigung des Mannes – offenbar versucht er, ein Buch zu schreiben – werden wir nicht viel mehr erfahren. Mit einem Koffer und einer Pistole reist Munir in den Norden und nimmt das Schiff nach Langeneß. Eigentlich ist die Saison vorbei.

Hanna Schygullas Wirtin Valeska führt vor, wie man einem Menschen den schönsten, größten Respekt erweisen kann, indem man ihn einfach sieht. Es ist die Begegnung mit ihr, der stillen Beobachterin, die den Fremden aus der Schwermut reißt. Und es ist die existentielle Einsamkeit der Landschaft, die sich mit ihm verbünden wird. Der Film

KATJA NICODEMUS

Hören Sie den Podcast

Was steckt hinter dem Erfolg von Carolin Kebekus und Richard David Precht? Unter anderem darüber sprechen wir im Bücher-Podcast **Was liest du gerade?**

Jetzt anhören unter www.zeit.de/Was-liest-du-gerade

Wir trauern um einen Menschen und eine herausragende Wissenschaftlerin

Prof. Dr. Gerda Lederer

geb. 9.2.1926 in Wien gest. 16.10.2025 in New York

Geprägt durch ihre Flucht vor der nationalsozialistischen Diktatur aus Österreich 1938 galt ihr wissenschaftliches Wirken der Frage nach den Ursachen von Autoritarismus, Antisemitismus und den Gefährdungen der Demokratie.

Gerda hat uns persönlich und unsere Arbeit über Jahrzehnte begleitet, inspiriert und ermuntert, auch unkonventionelle Forschungswege zu gehen.

Wir danken Dir und werden Dich in unserer Erinnerung bewahren sowie Dein Vermächtnis weitertragen.

Im Namen aller Kolleg*innen und Freunde
Angela Kindervater, Horst-Alfred Heinrich,
Susanne Rippl, Christian Seipel, Peter Schmidt



Der Chansonnier Reinhard Mey bei einem Auftritt 1974

Lied der Woche

Der Rapper Haftbefehl bringt Reinhard Mey zurück in die Charts. Zu Recht VON HANNO RAUTERBERG

Gerade widerfährt ihm das ganz und gar Unverhoffte: Reinhard Mey, demnächst 83, feiert den erstaunlichsten Erfolg seiner langen, stets unverdrossenen Karriere als Liedermacher. Einen Erfolg, den Mey nicht gesucht hat und nicht erwünscht wollte; er kam einfach über ihn.

Der Rapper Haftbefehl, aller Chanson-Nostalgie unverdächtig, hatte sich jüngst in seinem viel diskutierten Netflix-Film von einem Liebeslied trösten lassen, das Mey einst geschrieben hatte, ein halbes Jahrhundert ist's her. Kein Hit, kein Knaller, in den Charts hatte das Lied nie etwas zu suchen – und doch ist *In meinem Garten* jetzt gerade dort gelandet. Ganz oben, zwischen Taylor Swift und Rosalía.

Ja, es liegt an Haftbefehl. Es liegt aber mehr noch am Ton dieses Lieds, das schon klanglich aus einer unverstärkten Zeit stammt und noch dazu von Gefühlen erzählt, die sich kaum mehr jemand zutraut, von Herzenstiefe und Seelentreue. Hört sich nach Kitsch an, viel ist vom blauen Rittersporn die Rede, von wilden Raben, selbst der »liebe Gott« taucht auf. Doch erstaunlicherweise, das Lied erstickt nicht am eigenen Pathos. Und das liegt vor allem an Meys Zeilen, die

heute vielleicht noch tröstlicher klingen als vor fünfzig Jahren.

Da blüht der Rittersporn »zwischen dem Unkraut« und »im Geröll«. Das Dach, unter dem der Rabe nistet, ist brüchig und zerfallen, der Wind bläst »durch die Balken«. Erst im Widrig, so scheint's, gedeiht die Schönheit (der Blume), findet das Unbezähmbare (des Vogels) einen Ort, gelangt das Leben zur Liebe. Denn seltsam, sobald Mey anfängt, die Blumen zu gießen, das Unkraut zu jätzen, das Dach zu richten, verdorrt der Garten, der Vogel entflieht. Und auch seine Liebe, so erzählt es das Lied, ist ein Geschenk, das sich nicht herbeioptimieren und erzwingen lässt. Alles hat Mey gegeben, »meine Seele und mein Leben« – und fürchtet gerade deshalb, dass die Geliebte von ihm geht.

Nichts zu geben, nichts tun zu müssen, anstrengungslos glücklich zu sein, beschenkt zu werden mit allem, was es braucht, davon träumt dieses Lied und träumt die Gegenwart. Ein Traum vom Unverdienten. Im Netz hat sich Reinhard Mey übrigens bei Haftbefehl bedankt für die Zuneigung, die unverhoffte. Und für »all das, was gerade daraus in unserem Garten erblüht«.

Die aufgerufenen Personen werden aufgefordert, sich innerhalb einer Frist von einem Jahr ab Publikation beim Einzelgericht Erbschaftssachen (Adresse siehe unten) zu melden. Dabei haben sie geeignete Dokumente vorzulegen, die ihre Erbenqualität ausweisen; andernfalls fallen sie beim Erbgang ausser Betracht. Eingaben an das Gericht haben in deutscher, französischer, italienischer oder englischer Sprache zu erfolgen.

Erbenauftrag

Geschäfts-Nr. EN250899-L: Am 18.06.2025 ist mit letztem Wohnsitz in Zürich gestorben:

Gerda Angela Muhrer, geboren am 23.04.1944, von Deutschland, Tochter des Ernst Muhrer und der Hildegard geb. Kriebel.

Mit Entscheid vom 7. Oktober 2025 wurde der Erbenauftrag angeordnet.

Aufgerufen sich zum Erbgang zu melden, werden in erster Linie allfällige Nachkommen der Erblasserin. In zweiter Linie die Angehörigen der elterlichen Verwandtschaft, also Nachkommen der Eltern. In dritter Linie die Angehörigen der grosselterlichen Verwandtschaft, also Nachkommen der Grosseltern.

Die aufgerufenen Personen werden aufgefordert, sich innerhalb einer Frist von einem Jahr ab Publikation beim Einzelgericht Erbschaftssachen (Adresse siehe unten) zu melden. Dabei haben sie geeignete Dokumente vorzulegen, die ihre Erbenqualität ausweisen; andernfalls fallen sie beim Erbgang ausser Betracht. Eingaben an das Gericht haben in deutscher, französischer, italienischer oder englischer Sprache zu erfolgen.

Bezirksgericht Zürich
Einzelgericht Erbschaftssachen
Postfach
CH-8036 Zürich

Testamentseröffnung

Geschäfts-Nr. EL250654-L: Am 6. Juli 2025 ist mit letztem Wohnsitz in Zürich, Schweiz, gestorben:

Eduardo Giovanni Lanzini, geboren am 12. Dezember 1941, von Zürich, Sohn des Johann Anton Lanzini, geboren am 28. November 1898 in Zürich, Schweiz, gestorben am 16. Mai 1973 daselbst und der Theresia geborene Kreuzhuber, geboren am 21. Oktober 1904 in Indien, jetzt Pocking, Landkreis Passau, Deutschland, gestorben am 13. Januar 2004 in Zürich, Schweiz.

Die Grosseltern waren väterlicherseits Edoardo Luigi Lanzini (22.05.1871 - 18.12.1974) und Maria Alessandra Clara geborene Paltenghi (02.11.1877 - 14.04.1943) sowie mütterlicherseits Josef Kreuzhuber (11.01.1867 - 01.02.1953) und Margharetha geborene Schlesinger (03.06.1873 - 16.12.1947).

Mit Urteil vom 14. Oktober 2025 wurde das Testament der verstorbenen Person durch die Anmeldestelle eröffnet.

Diese Auskündigung richtet sich an die nicht bedachten gesetzlichen Erben aus der elterlichen Verwandtschaft bzw. bei deren Fehlen aus der grosselterlichen Verwandtschaft der verstorbenen Person. Der Erblasser hat jedoch in der letztwilligen Verfügung vollständig über seinen Nachlass verfügt und eine Erbeneinsetzung vorgenommen.

Die testamentarisch eingesetzten Erben haben das Recht, einen Erbschein zu verlangen und über die Erbschaft zu verfügen, falls die gesetzlichen Erben der verstorbenen Person dagegen nicht opponieren und innert einer Frist von einem Monat beim Einzelgericht Erbschaftssachen (Adresse siehe unten) schriftliche Einsprache gemäss Art. 559 ZGB erheben. Mit der Einsprache haben die gesetzlichen Erben ihre Verwandtschaft zur verstorbenen Person nachzuweisen. Sie haben das Recht, beim Einzelgericht Erbschaftssachen Einsicht in das Testament zu nehmen und eine Testamentskopie zu verlangen. Eingaben an das Gericht haben in deutscher, französischer, italienischer oder englischer Sprache zu erfolgen.

Bezirksgericht Zürich
Einzelgericht Erbschaftssachen
Postfach
8036 Zürich

NACHRUF

Unverwechselbar einzel

Zum Tod des jüdischen Humanisten Micha Brumlik



Micha Brumlik
(* 4. 11. 1947,
† 10. 11. 2025)

Er war großzügig mit seiner Klugheit und seiner Belesenheit, er teilte sie gern. Gnosis, Kant, Freud, Judentum, Rechtspopulismus, DDR – er war nicht nur umfassend gelehrt und aktuell informiert, was nun mal nicht dasselbe ist, er war auch verlässlich zur Stelle. Wenn man Micha Brumlik um seine Einschätzung bat, auch abends, hatte er Zeit. Hatte er keine, rief er zurück.

Was war seines Erachtens von den Vorwürfen zu halten, Kant sei ein Rassist gewesen? Wie hatte die DDR die NS-Geschichte und den Holocaust verarbeitet? Wie verstand er das Denken des Theoretikers Achille Mbembe, dem man Antisemitismus vorwarf? Wer war in seinen Augen ein Jude?

Von Micha Brumlik durfte man jene Präsenz erwarten, ohne Honorar, auf die man im Journalismus angewiesen ist. Er hat einmal geschrieben, Intellektuelle seien jene »unverwechselbaren Einzelnen«, die sich »jenseits ihrer eigentlichen Berufe (...) eine Zuständigkeit für gesellschaftliche Gänze zutrauen und dies mit Anspruch auf Wahrhaftigkeit öffentlich vertreten«. In diesem Sinne war Micha Brumlik – geboren in Davos als Sohn von Holocaust-Überlebenden, ein in Jerusalem studierter Philosoph, in Frankfurt am Main Leiter des Fritz Bauer Instituts und Professor für Erziehungswissenschaften – ein Intellektueller, wie es zu jeder Zeit nur wenige gibt. Er stand für die Öffentlichkeit zur Verfügung, ohne seine Auffassungen ins Schlichte umzubiegen.

Wer gern in rechts und links sortiert, war bei Brumlik falsch. Er saß von 1989 bis 2001 im Frankfurter Stadtparlament als Mitglied der Grünen-Fraktion, seit 1991 als Parteiloser, denn da trat er bei den Grünen aus, als die ablehnten, Flug-

abwehrakten an Israel zu liefern. Brumlik würdigte den liberalen Zionisten Omri Boehm für dessen Utopie eines gemeinsamen Staats für Juden und Palästinenser mit dem Argument, dass eine Zweistaatenlösung aufgrund der Besiedlung des Westjordanlands durch Hunderttausende von Israelis faktisch unmöglich sei. Und notierte nebenbei, dass jener israelkritische Mbembe zu Unrecht des Antisemitismus geziehen werde.

Brumlik argumentierte biblisch und kantianisch, je nachdem, er zitierte an Weihnachten in der *za* aus dem Buch Exodus: »Einen Fremdling sollst du nicht bedrängen, (...) seid ihr doch selbst Fremde gewesen im Land Ägypten«, und er wünschte sich Europa deshalb als einen »Kontinent der Ankunft«. Zur Debatte um Kant vermerkte er, ja, der Königsberger habe rassistische Vorurteile gehabt, doch sei er ein Gegner von Leibeigenschaft und Sklaverei gewesen, ein Kritiker der kolonialen Expansion europäischer Staaten. Und Freud, über den Brumlik einen seiner zahlreichen Bücher schrieb, war für ihn zugleich ein jüdischer Wissenschaftler. Humanist und Atheist, ein Denker des 20. Jahrhunderts, dessen Werk zur »demokratischen Selbsterbauung« nicht tauge. Während Brumlik seinerseits über den menschlichen Traum, sich selbst erlösen zu können, kritisch nachdachte.

November days: Am 4. November war der Geburtstag des jüdischen Demokraten und Humanisten Micha Brumlik, der 9. November ist jener Tag, an dem 1918 die Republik ausgerufen wurde, 1938 die Synagogen brannten und 1989 die Mauer fiel. Am Tag nach diesem 9. November ist Micha Brumlik nach langer Krankheit im Alter von 78 Jahren gestorben. ELISABETH VON THADDEN

Berichtigung

In der Ausgabe 47/25 ist uns auf der Seite 47 ein Fehler unterlaufen.
Die französische Philosophin Simone Weil starb nicht 1936 im Spanischen Bürgerkrieg, sondern 1943 an Hunger und Herzinsuffizienz im englischen Ashford.

www.infonetz-krebs.de

**INFONETZ
KREBS**

WISSEN SCHAFFT MUT

Ihre persönliche
Beratung
Mo bis Fr 8 – 17 Uhr

0800
80708877

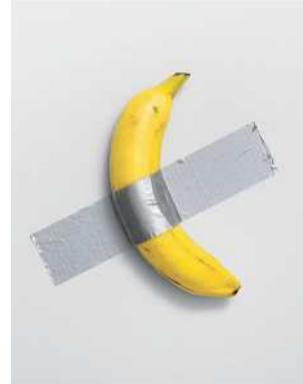
kostenfrei

Deutsche Krebshilfe
HELPEN. FORSCHEN. INFORMIEREN.

DKG
KREBSEGESELLSCHAFT

Ein Gespräch mit Maurizio Cattelan, der Bananen und Toiletten in Kunstwerke verwandelt

»Ich habe mich nicht von meinen Eltern befreit, um mir von der Kunstwelt vorschreiben zu lassen, was ich tun soll«



Cattelan: Man hatte mich auf die Biennale in Venedig eingeladen, eine der wichtigsten Ausstellungen der Welt. Ich war begeistert. Und wusste andererseits nicht, was ich dort ausstellen sollte. Ich war wie ein Wissenschaftler, der seine Formel noch nicht gefunden hatte. Ich testete damals alles Mögliche. Schließlich entschied ich mich, meinen Platz auf der Biennale als Werbefläche an eine Parfümfirma zu vermieten. Arbeiten ist ein schrecklicher Beruf, wenn man nur fürs Überleben arbeiten muss. Und das habe ich für eine sehr lange Zeit getan, ich wechselte von Job zu Job, um meine Unabhängigkeit zu behalten und ja nicht zu meiner Familie zurückkehren zu müssen. So wie Millionen andere Menschen überall auf der Welt.

ZEIT: In welchem Moment wurde Ihnen klar, dass die Kunst der Ausweg aus diesem Leben ist?

Cattelan: Ich habe die andere Seite noch immer nicht erreicht! Die Angst vor dem Fall ist immer noch da. Aber ich habe inzwischen mehrere Fallschirme. Was wäre das Ende? Wenn es irgendwann nicht mehr klick macht? Das wäre traurig. Kunstwerke sind Werkzeuge, um sich selbst zu verstehen. Kunstprojekte sind wie eine nach innen gerichtete Übung, es ist, als ginge man mit der Taschenlampe auf die Suche nach verborgenen Dingen. Kunst machen ist günstiger als der Psychoanalytiker.

ZEIT: Die Kunst hat eine therapeutische Wirkung?

Cattelan: Manche Werke lassen einen schmerzhaften Traumata sehen, die lange verborgen waren. Wenn man sie sieht, ist das ein Moment des Abschlusses. Man versteht, man ist erleichtert, befreit von einer Last. Das ist ein sehr schöner Moment.

ZEIT: Wann haben Sie diesen Moment erlebt?

sprechen traut.« Welche gute Idee trauen Sie sich gerade nicht zu äußern?

Cattelan: Sie benützen meine Zitate, um mich zu töten! (lacht) Ich habe gerade etwas in meinem Privatleben gemacht, das gesellschaftlich nicht besonders gut angesehen ist. Ich habe kein Tabu gebrochen, aber es wird komisch, wenn es öffentlich wird. Es ist keine Heirat, aber ...

ZEIT: Es geht um eine Beziehung?

Cattelan: Es ist nichts illegales!

ZEIT: Sie machen mich neugierig, aber vielleicht belassen wir es dabei?

Cattelan: Ich erzähle es Ihnen, nachdem das Interview erschienen ist!

ZEIT: Okay, ich mache einfach weiter mit Ihren Zitaten: »Man schafft kein Meisterwerk, man überlebt es.« Kann man diesen Sinnspruch auch auf

ZEIT: Ihre Kunst handelt oft von Zerstörung, da wird beispielsweise auf Goldplatten geschossen. Und zugleich wird Ihre Kunst so gerne attackiert wie kaum eine andere. Warum?

Cattelan: Vor allem wurde meine Arbeit belächelt. Ein Teil der Kunstwelt findet meine Werke nicht schwer, nicht bedeutend genug. Ich habe mich aber nicht von meinen Eltern befreit, um mir von einer Kunstwelt vorschreiben lassen, was ich tun soll.

ZEIT: Ihr Kunst wird nicht nur belächelt, sie wird auch physisch angegriffen. Die Banane, die zu Ihrem Werk *Comedian* gehört, wird immer wieder aufgegessen. Justin Sun, der Sammler, hat sie gegessen, nachdem er *Comedian* für 6,2 Millionen Dollar ersteigert hatte. Zuletzt hat auch ein Besucher im Centre Pompidou in Metz zugegriffen und gekaut. Der Mann sagte, er habe wissen wollen, wie sechs Millionen Dollar schmecken.

Cattelan: Er hat die Banane mit der Kunst verwechselt, er hätte auch die Schale und das Klebeband essen müssen. Wissen Sie was, ich glaube, es hat etwas mit der Eucharistie zu tun. Es geht um den Moment der Kommunion. Ein Sammler verhält sich wie ein Vampir. Er braucht das Blut. Er braucht einen Teil von dir. Durch den Kauf eines Werks besitzt er etwas, das er sein möchte. Die Museumsbesucher, die die Banane essen, würden in anderen Fällen wahrscheinlich Kunst zerstören. Es geht ihnen um Eroberung. Sie sind also etwas anders, aber dem Sammler doch ähnlich. In gewisser Weise sind sie Sammler ohne Geld.

ZEIT: Der Sammler als Vampir saugt etwas von dem Leben des Künstlers ein, das der Sammler gerne selbst führen würde?

Cattelan: Wenn man es netter ausdrückt, dann sind Sammler Adoptiveltern. Die Kunstwerke sind meine Kinder, aber am Ende gibt es Kinder, die zu Waisen werden. Und dann können sie von den Sammlern adoptiert werden. Selbstverständlich gibt es sehr nette Adoptivfamilien, es gibt aber auch die schrecklichen Adoptiveltern, die an Romane von Charles Dickens erinnern.

ZEIT: Eines Ihrer sogenannten Kinder, das demnächst seine Adoptiveltern auf einer Auktion in New York wechselt, ist *America*. Das 2016 aus gut 100 Kilogramm Gold geschaffene Klo soll am 18. November versteigert werden.

Cattelan: *America* war 2016 mein Comeback, nachdem ich mich für fünf Jahre aus dem Kunstbetrieb verabschiedet hatte. Ich ging zu Nancy Spector, der Kuratorin des Guggenheim, und überredete sie, dass ich einen Toilettenraum bespielen möchte. Ich ließ dort das Klo ausbauen und in einer Gießerei zweimal komplett aus Gold nachbauen. Ein Klempner kam und installierte die erste Version im Museum.

ZEIT: Das Goldklo ist eine Referenz an das berühmteste Readymade der Kunstgeschichte, *Fountain* von 1917, das von Marcel Duchamp auf einen Sockel gestellte Urinal.

Cattelan: *America* ist allerdings das Gegenteil, das Goldklo steht nicht auf einem Sockel, sondern ist voll funktionsfähig.

ZEIT: Sonst darf man Kunst im Museum nicht anfassen, dieses Werk aber sehr wohl. Rund 100.000 Besucher benutzten die Toilette allein während der Ausstellungzeit im Guggenheim. Später, 2019, wurde das Goldklo im Blenheim Palace in England ausgestellt – und von Einbrechern gestohlen.

Cattelan: Es wurde von den Dieben bestimmt eingeschmolzen. Es gab einen Prozess, doch diese Version des Klos tauchte nie wieder auf. Die Einbrecher haben ein gutes Geschäft gemacht, ein paar Jahre Haft für ein paar Millionen Euro.

ZEIT: Das Auktionshaus Sotheby's will den Startpreis für die noch existierende Version von *America* beim reinen Materialwert des Goldes ansetzen, er liegt inzwischen wegen des gestiegenen Goldwerts bei rund zehn Millionen Dollar.

Cattelan: Die Auktion wird zeigen, ob das Kunstwerk selbst, die Idee, noch teurer ist als der reine Materialwert. *America* ist ein Fiebertraum. Es ist ein Thron, aber zugleich ist es ein Klo. Im Endeffekt eine demokratische Geste. Das Hohe und das Niedrige kommen hier zusammen. Dem Klo ist es egal, ob man in einem Sternerestaurant gegessen hat oder bei McDonald's. Am Ende ist das, was unten rauskommt, aus der Perspektive des Klos das Gleiche.

Das Gespräch führte Tobias Timm



Fotos: Peter Rigaud/Neue Nationalgalerie 2025; Maurizio Cattelan/Sotheby's (2)

Eine Banane für 6,2 Millionen Dollar – das Kunstwerk nennt sich »Comedian«

Sehr schräg:
Der Künstler Maurizio
Cattelan, 1960 in
Padua geboren

Und wie es funkelt:
Das Klo aus 100 Kilo
Gold wird kommende
Woche versteigert

Cattelan: Es brauchte lange. Als ich mit 25 Jahren Padua verließ, beschloss ich, für niemanden anderen mehr zu arbeiten. Ich wollte meinen eigenen Platz in der Welt finden. Nach fünf, sechs Jahren ging es bergauf. Das Leben war nicht einfach, aber ich war ein neuer Mensch geworden. Die Kunst gab mir viel, Freiheit, Unabhängigkeit. Die normale Welt war nie gut zu mir gewesen, und in der Kunstwelt war es umgekehrt. Meine Art, die Dinge zu sehen, wurde vielleicht nicht verstanden, aber sie wurde akzeptiert. Das gab mir Bestätigung und die Kraft, weiterzumachen. Ich hatte das Gefühl, ich balanciere zwischen zwei Felsspitzen über einem Canyon. Wenn man dran glaubt, dann erreicht man die andere Seite. Wenn ich aufhöre,

Cattelan: Als ich den Papst machte ...
ZEIT: La Nona Ora von 1999, die lebensgroße Skulptur von Johannes Paul II. ...

Cattelan: Als ich begann, die Beine der Papstfigur so zu bearbeiten, dass der Meteorit richtig saß, hatte ich plötzlich meinen Vater vor Augen. Okay, hier sind wir nun, dachte ich mir. Ich muss es tun, sorry – entweder du oder ich.

ZEIT: Eine Art Vatermord ...

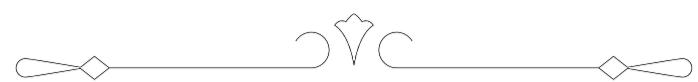
Cattelan: Eine ähnliche Situation hatte ich, als wir 1999 einen Fakir in Venedig in der Erde vergraben, sodass nur seine gefalteten Hände aus der Erde schauten. Da sah ich meine Mutter. Bei mir haben die Traumata leider immer mit der Familie zu tun. Die Kunst wirkt da wie ständiges Heimwerken.

ZEIT: Noch ein Spruch von Ihnen: »Man darf sich nicht zu lang mit dem Vergangenen beschäftigen, sonst kommt man nie weiter.

ZEIT: So wie der Coyote im Cartoon. Aber Sie sind weitergelaufen.



Titelthema:



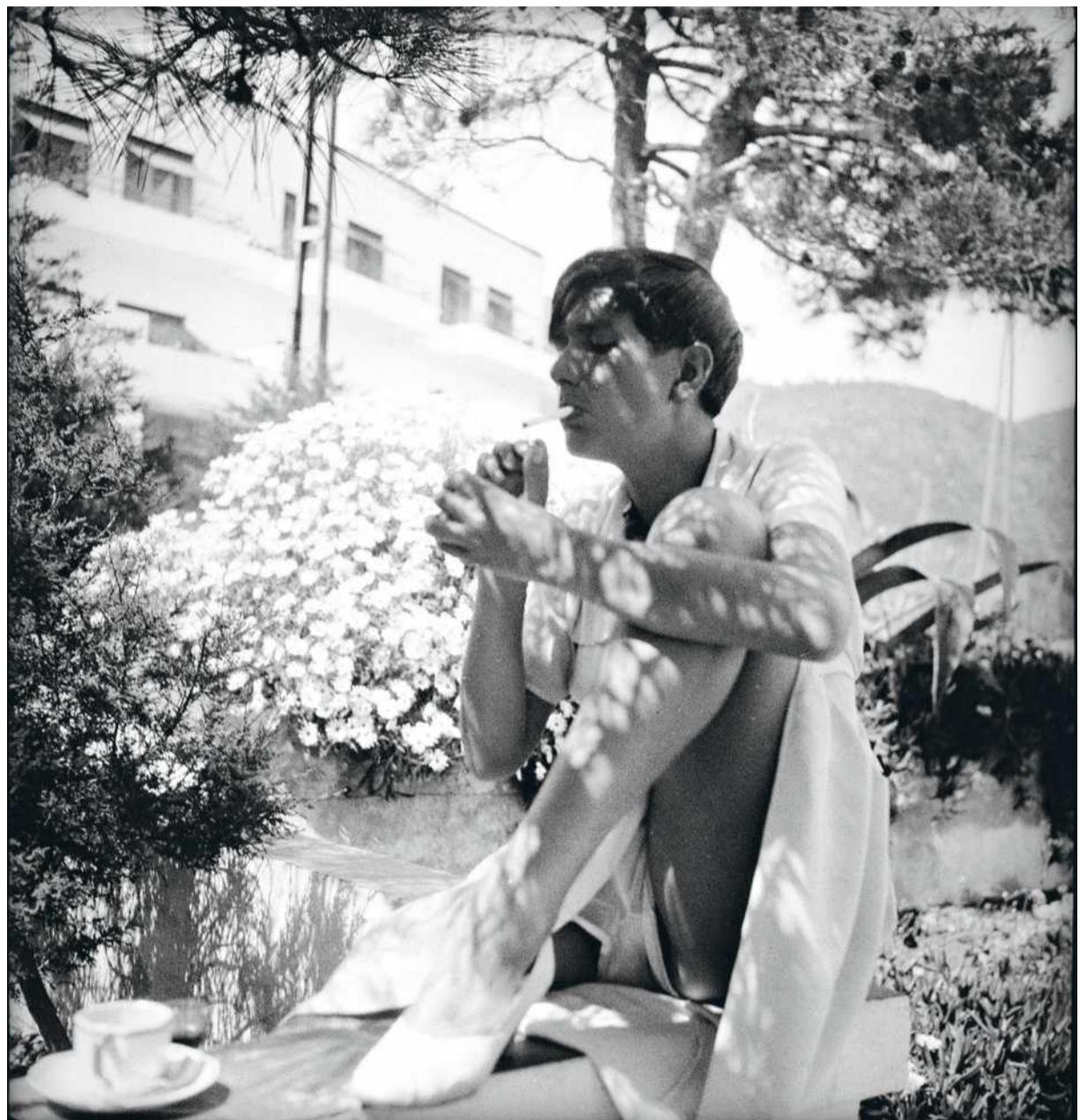
DIESE MANNS

Eine Familienaufstellung

»Wir sind eine erlauchte Versammlung, aber einen Knacks hat jeder«, erkannte Thomas Mann schon 1942.
Wer sich Deutschlands aufregendster Schriftstellerfamilie heute nähert, blickt in viele Abgründe VON FLORIAN ILLIES



Der Älteste: Klaus, fotografiert 1933 in Lavandou von Annemarie Schwarzenbach (ebenso r. und r.u.)

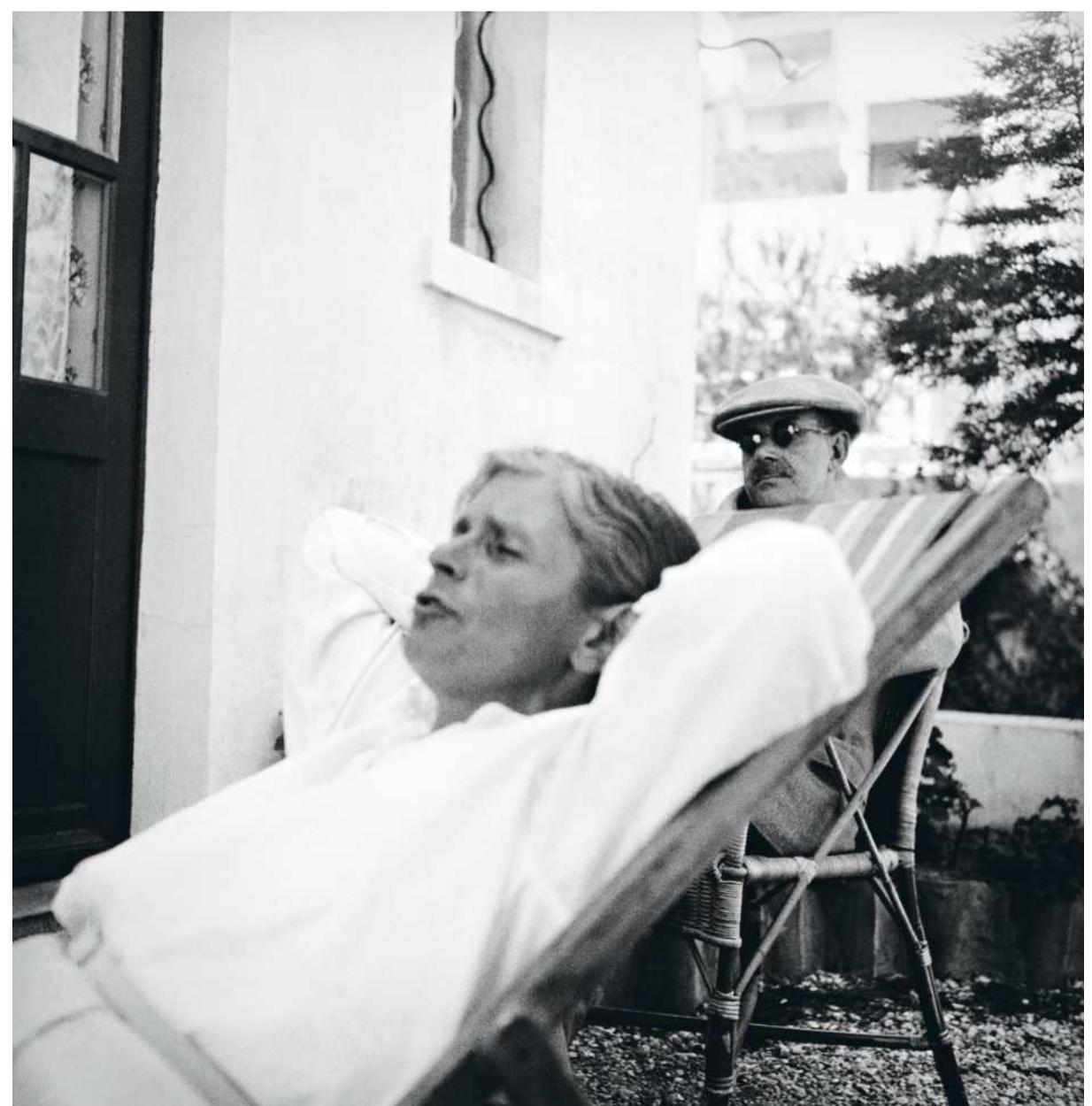


Die Älteste: Erika, endlich entspannt, denn die Lage hat sich geklärt



Foto: Annemarie Schwarzenbach (G2), A. Schwarzenbach/SLA (G1), Thomas Mann Archiv/ETH Zürich (u. l.)

Das geliebte und das ungeliebte Kind: Elisabeth und Michael 1935 zu Hause in Küsnacht bei Zürich



Für sie ist es noch schwer: Katia und Thomas an diesem 6. Mai 1933, dem ersten Tag des französischen Exils

Die aufregendste Familie Deutschlands

Nur mit zwei Koffern voll Hemden und Büchern flieht Golo Mann, der 24-jährige Sohn von Thomas Mann, Ende Mai 1933 aus Deutschland. Als er bei seinen Eltern und Geschwistern im Exil in Sanary-sur-Mer an der französischen Mittelmeerküste eintrifft, leistet er seinen persönlichen Offenbarungsseid: »Jetzt ist die Familie die einzige, was mir geblieben ist«, schreibt er in sein Tagebuch. Und: »Das kann nicht gutgehen.«

Hat er recht behalten? Oder wusste es der legendäre Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki besser? Der hat vierzig Jahre später bilanziert: »Ich glaube, dass es in Deutschland in diesem Jahrhundert keine bedeutendere, originellere und interessantere Familie gegeben hat als die Manns.«

Wahr ist wohl beides – es sind die zwei Seiten einer Medaille: Es ging für viele der sechs Kinder nicht gut aus. Und es gibt mit Thomas, Katia, Erika, Klaus, Golo, Monika, Elisabeth und Michael, dazu dem Bruder Heinrich Mann und den Pringsheims, Katias Eltern, in der Tat keine interessantere deutsch-jüdische Großfamilie im 20. Jahrhundert. Ihre Bedeutung erwächst dabei weniger aus ihren Taten als aus ihren Worten. Alle schreiben – am bedeutendsten und ausgreifendsten natürlich der Vater. Aber auch alle seine Kinder verfassten Romane, Erinnerungsbücher, Tagebücher und vor allem einen überschaubaren Strom an Briefen – deshalb konnte die hochbetagte Katia Mann am Ende ihres Lebens fast trotzig in die Fernsehkamera sagen: »Es muss in dieser Familie auch einen geben, der nicht schreibt.« Doch auch sie hatte keine Chance, bei den Manns endete alles früher oder später als Buch: Das Fernsehinterview Katias wird 1974 als *Meine ungeschriebenen Memoiren* in gedruckter Form erscheinen. Die Deutschen bekommen offenbar nie genug von ihrer Königsfamilie, auch heute nicht – »was den Briten ihre Windsors, das sind den Deutschen, jedenfalls den Intellektuellen, die Manns«, so sprötete Marcel Reich-Ranicki.

Manchmal fragt man sich, warum eigentlich alle Kinder der Manns sich mit dem Vater ausgerechnet im Medium des Wortes messen wollten, also genau dort, wo sie seinem Sprachgenie nie ebenbürtig sein konnten, warum sie nicht Zahnärzte wurden oder Juristen. Aber vielleicht hatte ihnen der Vater nicht nur das Leiden an der Welt, sondern auch die ideale Medizin dafür vorgelegt: »Schreiben – einzige mögliche Form der Erleichterung«, so notiert sein Sohn Klaus im Mai 1933 im Tagebuch. Da hatte der 27-Jährige schon zwölf Bücher und Stücke veröffentlicht, inklusive einer Autobiografie.

Ein riesiger Berg an Worten wurde aufgetürmt von dieser Familie. Spätestens nach dem Tod von Thomas Mann 1955 geschah das meiste, um auf dem Gipfel ein Denkmal für den Vater zu errichten. Vor allem Erika und später auch Elisabeth, die beiden Lieblingstöchter, wurden nach seinem Tod nicht müde, ihren Vater als gütigen Helden zu besingen. In *Mein Vater, der Zauberer* etablierte Erika nicht nur den familiären Kosenamen für Thomas Mann in der Öffentlichkeit, sie arbeitete beflissen an einer reinen Heldengeschichte: Ihr Vater war »versöhnlch« und »verträumt« und »lustig« und hatte alle seine Kinder »furchtbar gern«. Aber selbst Erika sprach also, wenn es um des Vaters Zuneigung ging, unbewusst auch von der Furcht. Ja, die Familie Mann ist ein Fest für jede Form der psychologischen Ferndiagnose: Wir scheinen hier wirklich alles vor uns zu haben, was uns die Seelenwissenschaft seit Freud an Vater-, Ödipus- und Minderwertigkeitskomplexen, an toxischen Beziehungen, an Familienaufräumen und vererbten Traumata als Deutungsversuch an die Hand gegeben hat. Die Manns – oder acht Versionen von: Das Kind in dir muss Heimat finden.

Von all den Misstönen, den Dissonanzen, den Zerreißproben in dieser Familie wissen wir aber erst seit etwa vierzig Jahren. Der Ausgangspunkt waren ausgerechnet die Worte des Vaters selbst – seine Tagebücher, die zwanzig Jahre nach seinem Tod freigegeben wurden. Gleich die ersten Bände – über die Jahre 1918 bis 1921 und 1933/34 – eröffneten verstörende Einblicke in eine Familie, in der, sagen wir es höflich, eine gewisse Unterhüllung zu herrschen schien. Die Kinder sind darin, wie Marcel Reich-Ranicki gleich bei Erscheinen irritiert vermeldet, »kaum mehr als Statisten«.

Der Vater verkündete: »Erziehung ist Atmosphäre« – doch neben all dem geistigen Futter, das die Eltern für ihre Kinder bereithielten, den häuslichen Lesungen, der Musik, den Gesprächen, den Gästen, war die Speisekammer der Emotionen in der Poschingerstraße 1 in München karg gefüllt. Der Vater braucht für sein Leben und Schreiben vor allem Ruhe – nein, »Ru-he« (er teilte das Wort im Zorn immer fein säuberlich in zwei Silben wie eine Semmel), doch stattdessen hat er erst zwei, dann vier, dann sechs Kinder, die durch die Familienvilla in München tobten. Von väterlicher Liebe und familiärer Wärme ist selten die Rede in diesen Tagebüchern. Aber natürlich kann das auch dem Medium geschuldet sein – für seine eigenen Befindlichkeiten, jede Form von aufkommendem Hals- oder Weltschmerz also, war dort allerdings immer Raum genug.

Niemand war dabei am Mittagstisch der Manns oder in den gedehnten tauben Stunden der frühen Sonntag-nachmittage, weder die, die bis heute von der Kältekammer der Familie sprechen, noch die, denen die Wehklagen der Kinder als weinerlich erscheinen. Wenn diese Kinder – endlich – älter geworden waren und die Eltern die anstrengendsten von ihnen in Internate geschickt hatten, dann gab es jeden Monat einen Scheck – bis ins Lebensoraler werden alle Kinder davon abhängig sein und, wenn überhaupt, spät auf eigenen Füßen stehen.

Thomas Manns nachhaltigste Sorge galt seinem Werk und seiner repräsentativen Rolle – und Katia teilte diese Sorge. Auf keinen Fall galt sie den Alltagsnöten und Bedürfnissen ihrer Kinder, die sich nach der Schule im Herzogpark herumtrieben und wie die Ältesten, Klaus und Erika, schon früh Trost in Drogen suchten oder wie der Jüngste, Michael, im Alkohol. Die Hausangestellten wurden oft zu den engsten Vertrauten der Kinder.

Die Mutter Katia bleibt das größte Rätsel in dieser Familie, noch längst nicht angemessen ausgeleuchtet. Ich war immer sehr verärgert, wenn ich ein Mädchen bekam«, so hat Katia Mann einmal fast lächelnd gesagt,

»warum, weiß ich nicht.« Hat sie in stillen Stunden nach einer Antwort darauf gesucht? Hat diese hochintelligente Frau später gesehen, wie merkwürdig sich die Familie entwickelte, der sie vorstand? Wir wissen es nicht.

Was wir wissen: Wahrscheinlich gab es in der ersten Jahrhunderthälfte in Deutschlands großbürgerlichen Kreisen kaum liberalere Eltern als Katia und Thomas Mann. Kaum jemand sonst ließ in den 1910er- und 1920er-Jahren seine Kinder so frei agieren bei Partner-, Drogen- und Berufswahl, niemand ließ sie so gnädig ihre Dummheiten begehen und anschließend, auch in vorgerücktem Alter, immer wieder in das ewig geöffnete »Hotel Mama« einziehen.

Ja, es gibt sehr viele Beweise der Kühle und Verklemmtheit des Vaters gegenüber seinen Kindern, aber wir wissen auch von seiner kindlichen Freude am Spiel und am Scherz, von seiner alten abmildernden, feinen Ironie, die auch seinen Kindern half (oder sie dazu zwang?), die eigenen Erlebnisse aus der Distanz zu betrachten. Es blühten nicht nur die Neurosen in dieser Familie, sondern es gab hier offensichtlich auch einen idealen Nährboden für Freiheit und Kreativität. Die

Der warmherzige Klaus, Beruf verlorener Sohn, nimmt sich 1949 nach einem Dasein in Unglück und Hast in Cannes das Leben. Einmal hat er gesagt, dass er in seinem ganzen Leben nie allein mit seinem Vater in einem Raum gewesen ist. Beide scheuten diese Zweisamkeit, Klaus lebte die Homosexualität, die sich der Vater versigte; das reichte für betretenes Schweigen.

Und Michael, der Jüngste, 1919 geboren, der lebenslang um die Anerkennung des Vaters kämpfte, übernahm 1975 als Literaturwissenschaftler die editorische Betreuung der nun freigegebenen Tagebücher seines Vaters. Dort musste er lesen, dass seine Eltern ihn hätten abtreiben wollen und ihn – als er dennoch geboren wurde – auch als kleines Kind fast widerwillig aufzogen. Als Michael Mann eine Auswahl-Edition der Tagebücher seines Vaters Ende 1976 abgeschlossen und an den S. Fischer Verlag nach Frankfurt geschickt hatte, erfüllte er den ursprünglichen Wunsch der Eltern und brachte sich noch in der Silvesternacht mit einer Überdosis von Barbituraten um.

Zwei von sechs Kindern von Thomas Mann haben also aus gebrochenem Herzen Selbstmord begangen und

Familiendarstellung aufeinander: die lorbeerumkränzte Legendenbildung der Töchter und der sortentreinen Thomas-Mann-Verehrer, hier in Form der jüngsten Tochter – und andererseits die der Problemzone Familie, die aus den Tagebüchern und Briefen der Söhne spricht.

Aber vielleicht ist diese Opferperspektive der Söhne auch nicht die einzige Möglichkeit, der Realität nahezukommen. Hermann Kurzke hat 1999 in seiner herausragenden Biografie über Thomas Mann diese Frage formuliert: »Soll man diesen Vater schelten? Er konnte wohl nicht aus seiner Haut, und allzu viel zerrie an ihm.« Ja, für so manche Seelenpein der Kinder sorgten auch keineswegs die Eltern – sondern die Geschwister selbst, die miteinander von früh an und auf ewig in einem ständigen Kampf um Hierarchie und Deutungshoheit verbunden waren. Alles sehr kompliziert.

Es gab wohl keinen besseren Autor, um die seelischen Zerrungen aller Beteiligten in *Die Manns. Geschichte einer Familie* zu erzählen, als Tilman Lahme, auch weil er zuvor eine Biografie über den in puncto Familieneinstellung besonders sensiblen Golo verfasst hatte. Lahme berichtete erstmals in Buchform sehr genau von den Kollateralschäden der Heldengeschichte der Manns, wofür er unzählige unveröffentlichte Briefe und Tagebücher auswertete. Ein geheimer Kitt, der diese Familie zusammenhielt, war die ewige Sehnsucht nach der Anerkennung der Eltern – und das Leiden daran, wenn die Harmonie gestört war. Die Kinder buhlten lebenslang um ein Wort des »Zauberers«, wie ihn die Älteren seit den Zwanzigerjahren nannten, ein Lächeln, ein Nicken. Seine Anerkennung ist ihr Zaubertrank. Als er etwa im Sommer 1933, im französischen Exil, einmal das Geigespiel seines Sohnes Michael halbwegs wohlwollend beurteilt, da wird dieser fortan täglich fünf Stunden üben, weil er das erste Mal in seinem Leben einen Weg gefunden hat, seinen Vater zu beeindrucken. Erika erreicht dies, indem sie sich unentbehrlieblich macht – als Beraterin, als Managerin, als Reiseorganisatorin des Vaters. Sie wird seine »Adjutantin« und findet es darum auch angemessen, dass bei seiner Beerdigung nicht nur ihre Mutter, sondern auch sie den Witwenschleier trägt. Und Erika verfügt, dass sie nach ihrem eigenen Tod direkt zwischen den Eltern im Familiengrab in Zürich wird liegen dürfen.

Ihr Bruder Golo hingegen, dieser noble Mensch, will auch auf denselben Kilchberger Friedhof – aber weit weg von den Eltern, selbst im Himmel also fürchtet er sich noch vor den fatalen Anziehungskräften Thomas Manns. »Alle Väter sterben. Dieser nicht«, so lautet die Bilanz des Familienbiografen Tilman Lahme.

Nein, man hat den Eindruck, Thomas Mann ist so lebendig wie nie. 2024 wurde das hundertjährige Jubiläum seines unbesiegbaren *Zauberbergs* begangen, 2025 sein 150. Geburtstag mit zahlreichen neuen Veröffentlichungen. Was all diese Bücher verbindet: der Versuch, die geheimen Verbindungslien zu begreifen, die Schwerkräfte und Fliehkräfte dieser einzigartigen Familie, die sie alle am Ende doch immer wieder zusammentrieben, ob in München, in Sanary-sur-Mer, in Zürich oder in Pacific Palisades. Für die Literatur über die Manns gilt dasselbe wie für die Familieneinstellung der Manns: Es gibt keine Wahrheit, sondern nur noch Versionen.

Ein einziges Mal gerät die festgefügte Ordnung der Familie Mann aus der Fassung: Im Frühjahr 1933, Thomas Mann ist verstorben, er leidet, er fühlt sich verstoßen aus seiner Heimat, er weiß weder vor noch zurück. Das Frühjahr und der Sommer 1933 in der Schweiz und in Sanary-sur-Mer zeigen den Übergatter in seinem Tagebuch in einem desolaten seelischen Zustand. Und genau in diesem Moment sind seine ältesten drei Kinder so kraftvoll und mutig wie nie. Der als Kauz verschriene Golo rettet in Deutschland mit Weitsicht und Mut das Vermögen von den Konten und schützt die Familienvilla vor den Übergriffen der Gestapo. Erika etabliert ihr Kabarett Die Pfeffermühle neu in Zürich, und ihr gelingt der Husarenstreich, die Möbel und die Bücher aus München in die Schweiz zu schmuggeln – und Klaus gründet in Amsterdam die Zeitschrift *Die Sammlung*, die wichtigste Stimme des literarischen Exils. »Was ist uns in unseren jungen Jahren doch für eine Last auf die Schultern gelegt worden in Gestalt unseres unmündigen Vaters«, so schreibt Erika in diesem Sommer an ihren Bruder Klaus. Und er quält sie, dieser unmündige Vater, er zieht seine Zusage für die Mitarbeit an der *Sammlung* von Klaus plötzlich zurück, um das Erscheinen seines Buches in Hitler-Deutschland nicht zu gefährden. Beide Kinder schäumen vor Wut – aber als er dann ein paar Tage später mit dem Zug aus Frankreich im Schweizer Exil eintrifft, stehen sie lächelnd mit Blumen am Bahnsteig und begrüßen ihn. Was für eine schrecklich nette Familie.

Keinem einzigen Kind gelingt zu Lebzeiten des Vaters die wirkliche Emanzipation von ihm. Spätestens seit der Übersiedlung nach Amerika dann, wo die »amazing family« begeistert begrüßt wird, gruppieren sich alle Kinder als Trabanten wieder um die alles überstrahlende Sonne des Vaters. Es gab nur ein Kind, das eine eigene Sonne immerhin suchte, und zwar die echte des Südens: Monika, das bespöttelte »Mönle«, sie geht ihrem Vater zeitlebens ungeheuer auf die Nerven mit ihrer Saumseligkeit, aber als im September 1933 die ganze Familie Frankreich verlässt, da bleibt sie einfach da und sonnt sich und spielt Klavier. Das wird sie dann auch nach dem Krieg auf Capri tun, an der Seite eines schweigsamen Fischers, dreißig Jahre lang, manchmal aber tippt sie auf ihrer Maschine kleine Texte, auch wenn ihre Schwester Erika sie immer wieder bittet, das zu unterlassen. Sie hält sich zum Glück nicht daran. Und trotz aller Ignoranz und Demütigung vonseiten der Eltern und Geschwister schreibt sie in ihren Lebenserinnerungen *Vergangenes und Gegenwärtiges* die sonnenbeschienenen Zeilen, die über Katia und Thomas Mann je verfasst worden sind. Es kommt in dieser Familie wirklich immer anders, als man denkt.

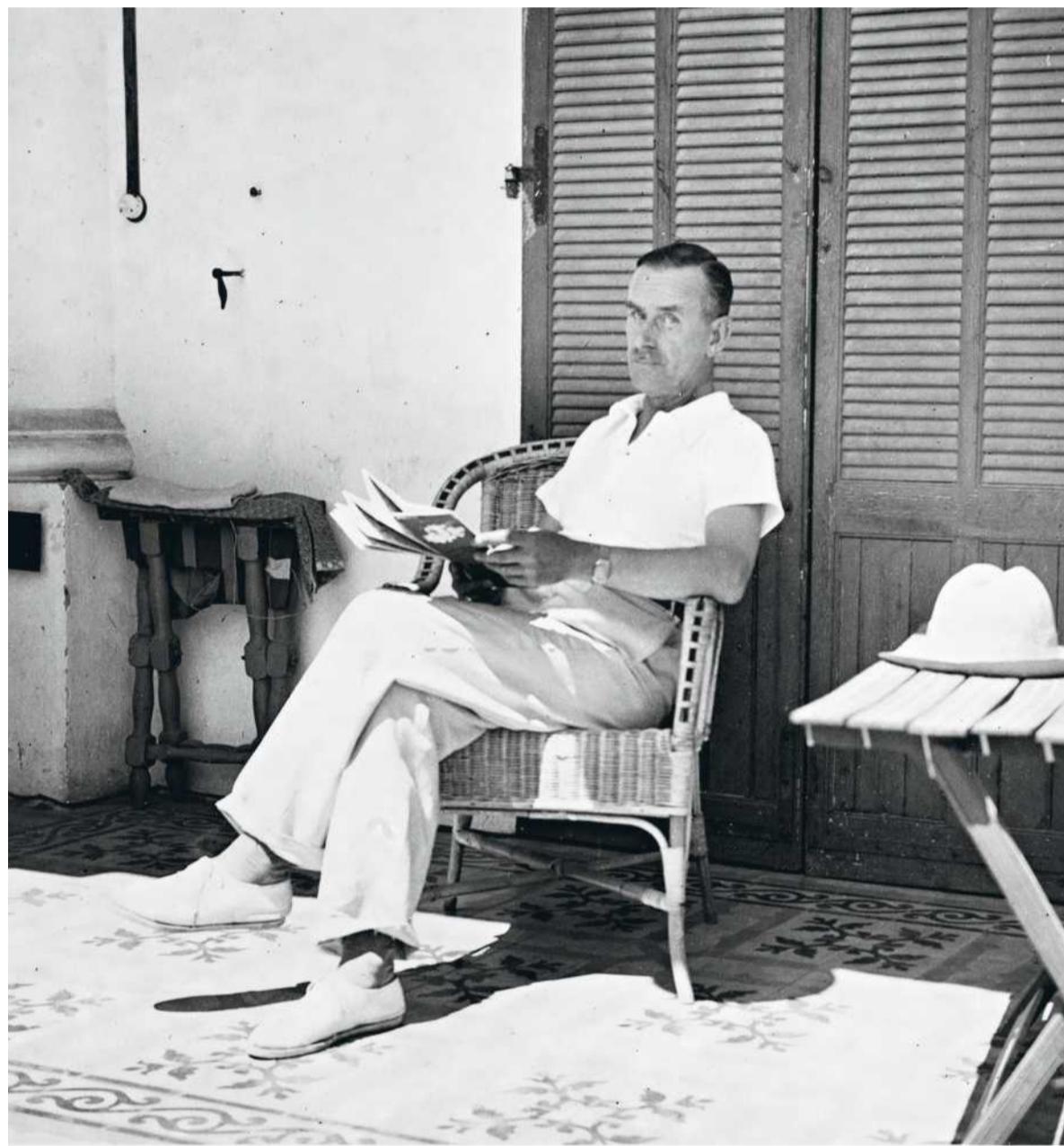
Die Manns, das ist eine große Jahrhundertgeschichte, die aus lauter kleinen Tragödien besteht. Und wir ahnen, dass sie noch längst nicht zu Ende erzählt ist.

Alle Familien sterben – diese nicht.

www.zeit.de/vorgelesen



Gerade erschien vom Autor: Wenn die Sonne untergeht. S. Fischer, Frankfurt/M., 2025; 336 S., 26,- €



Müssam die Form wahr: Thomas Mann in Sanary-sur-Mer, Sommer 1933

Kinder wurden Geiger, Schriftsteller, Klavierspieler, Schauspieler, Kabarettisten – hinter der großbürgerlichen Fassade der Poschingerstraße 1 in München entstand eine reizende Künstlerfamilie.

Die Kinder durften ausleben, was der Vater bei sich – zumindest nach außen – halbwegs unter Kontrolle halten konnte. Doch seine Selbstdisziplinierung war es auch, die das traute Heim für die Kinder oft so beklemmend machte, die gemeinsam Essen mit festen Ritualen vor allem. Erst nach ihrem sehr späten Auszug aus dem Elternhaus werden Golo und Klaus einander gestehen, dass sie vor jedem Mittagessen zwei bis drei Gesprächsthemen aufschrieben, aus Angst, dass der Vater sie auffeuern sollte. Und Monika, das schwarze Schaf der Familie, sagte: »Die zwei Jahrzehnte, die ich in meinem Elternhaus am Mittagstisch verbracht habe, fühlen sich in der Erinnerung wie zwei Jahrtausende an.«

Allein Elisabeth, die Jüngste, »Medi« genannt, das Lieblingskind des Vaters, saß immer froh und kichernd am unteren Tischende. Sie war aber auch die Einzige, die nicht lebenslang um die Liebe und Anerkennung des Vaters kämpfen musste: Auf seinem riesigen Mahagonischreibtisch war allein Platz für sie – einmal als Büste und dann noch in Form zweier Kinderfotos. Von den anderen fünf Kindern fehlte auf dem Schreibtisch jedes Lebenszeichen. Das ist eine Familieneinstellung der ganz eigenen Art. Elisabeth, die Einzige, der Urvertrauen geschenkt wurde, wird am Ende die Einzige sein, die einen unabkömmligen Weg findet, als Meeresforscherin, aber auch sie muss dafür bis nach Halifax ziehen, an andere Ende der Welt, mit 5.380 Kilometern Sicherheitsabstand zum Grab der Eltern in Zürich.

Thomas Manns nachhaltigste Sorge galt seinem Werk und seiner repräsentativen Rolle – und Katia teilte diese Sorge. Auf keinen Fall galt sie den Alltagsnöten und Bedürfnissen ihrer Kinder, die sich nach der Schule im Herzogpark herumtrieben und wie die Ältesten, Klaus und Erika, schon früh Trost in Drogen suchten oder wie der Jüngste, Michael, im Alkohol. Die Hausangestellten wurden oft zu den engsten Vertrauten der Kinder.

Die Mutter Katia bleibt das größte Rätsel in dieser Familie, noch längst nicht angemessen ausgeleuchtet. Ich war immer sehr verärgert, wenn ich ein Mädchen bekam«, so hat Katia Mann einmal fast lächelnd gesagt,

dessen Schwestern Julia und Carla zuvor auch. Die »bedeutendste, originellste und interessanteste Familie« des 20. Jahrhunderts war also auch eine der traurigsten. Thomas Mann hatte schon 1942 erkannt: »Wir sind eine erlauchte Versammlung, aber einen Knacks hat jeder.

Ab 1989 erschienen die Tagebücher vom angeknacksten Klaus Mann aus den 1930er-Jahren, die bis dahin ebenfalls unbekannt waren. Klaus war in seiner Freimüdigkeit längst eine Ikone der Schwulenbewegung, seine Romane *Wendepunkt* und *Mephisto* die berühmtesten Versuche, das eigene Erleben als Mann in Romanform zu gießen. In seinen Tagebüchern aber offenbarte sich seine politische Scharfsicht – seine Aufzeichnungen aus den Jahren 1932/33 gehören zum Hellsichtigsten, was über Deutschland am Kippunkt geschrieben worden ist, dazu dieser so unbarmerzig barmherzige Blick auf sich und die Familie, literarisch alles andere übertragend, was Klaus Mann davor und danach geschrieben hat. Es war zugleich das Dokument aus dem innersten Kreis, auf das die Öffentlichkeit immer gewartet hatte – wie er die Homosexualität des Vaters mit seiner eigenen vergleicht, wie er die Mutter anfleht, dass die saumelige Schwester Monika »nicht ausgeschlossen werden soll«, wie er von der Ausweglosigkeit seiner Liebe zu seiner anderen Schwester Erika erzählt: alles Worte voll größter Leidenschaft und dem innigen Wunsch, dass irgendwie doch wieder alles gut werden soll in dieser besonderen Familie.

Die Familie Mann ist den Deutschen dann vor allem durch Heinrich Breloer auf besondere Weise nahegekommen, in seinem Doku-Drama *Die Manns – Ein Jahrhundertroman* im Jahre 2001, das für »die Manns« erstmals die Form des Plurals im Titel wählte und das die Kamera nicht nur auf Thomas, sondern auch auf seine Frau und seine Kinder richtete. Vor allem Elisabeth wurde zum Star, sie kommentierte im Film das nachgestellte Geschehen – aber es gibt dabei auch immer wieder Momente der Verstörung, und zwar wenn Heinrich Breloer sie nach der Kälte des Elternhauses, den Selbstmorden, dem inneren Weinen in dieser Familie hinweist, denn dann: kichert Elisabeth. Das sei doch alles halb so wild gewesen. Das Kind, das von seinen Eltern innig geliebt wurde, tat seine Geschwister und die Öffentlichkeit als wehleidig ab. So prallten die beiden Seiten der

Vorsicht, giftig



Der Fliegenpilz: eine Sache der Aufklärung

Besonders in Deutschland wird die Natur von jeher ideologisch bewirtschaftet.

Das zeigt eine Ausstellung in Berlin

von Peter Neumann

Eigentlich war Natur schon immer politisch. Bereits für die Äbtissin und heilkundige Universalgelehrte Hildegard von Bingen im 12. Jahrhundert spielte sie eine mächtvolle, weltverändernde Rolle; Hildegard sprach von einer »Grünkraft«, aus der alles keimte, spross und sich verzweigte, einer Kraft, die den Menschen für Gottes Schöpfung empfänglich mache. Mit dieser Natur durfte man es sich nicht verscherzen, genauso wenig wie mit dem Papst, dessen Erlaubnis man für

kerin den Kosmos mit seinen Planeten und Sternen in Form eines »Welten-Eis« vorstellte, mit der Erde als Dotter in der Mitte.

Solche spektakulären Naturaufkladungen sind jetzt im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen. *Natur und deutsche Geschichte*, so lautet der prosaische Titel der tiefshürfenden Schau, die genau das beabsichtigt: einen Schritt zurückzutreten vom inflationären Gebrauch des Naturbegriffs und dem damit verbundenen Alarmpegel, der aufbrandet, sobald wieder von Erderwärmung, Globalvermühlung oder Artensterben die Rede ist. Stattdessen will die Schau zeigen, dass Natur in den politischen Auseinandersetzungen der Vergangenheit schon immer als Instrument der Mächtigen, als Projektionsfläche und strategisches Mittel herhalten musste: vom »Buch der Natur«, das es in den gelehrten Zirkeln mittelalterlicher Klöster zu entschlüsseln galt, bis hin zu den Anti-Atomkraft-Protesten im Westdeutschland der Siebzigerjahre, von den »Kartoffelbefehlen« Friedrichs des Großen gegen die Hungersnöte im Königreich Preußen bis hin zum Reichsnaturschutzgesetz, das von den Nazis im selben Jahr wie die Nürnberger Gesetz erlassen wurde und die Vorstellung einer »deutschen Natur« verwirklichen sollte. Es gab kein besseres Feld, auf dem man ungestört große Politik machen konnte, als das der vermeintlich geduldigen, unschuldigen Natur.

Und in der Tat: Gleich zu Anfang der Ausstellung zeigt sich, dass Natur nie bloß als Landschaft und Kulisse da war, als etwas für die Ausgeruheten und Müßiggänger. Da ist etwa der Bodensee, der im 16. Jahrhundert zum Gegenstand eines Fischereivertrags zwischen den Städten Konstanz und Überlingen über die Nutzung der Bodenseefelchen, einer Art südwestdeutschem Hering, wurde. Ein frühes Beispiel für das alternative Wirtschaftsmodell der Commons, bei dem natürliche Ressourcen gemeinschaftlich verwaltet werden, um allen Mitgliedern zugutezukommen. Da ist etwa zur selben Zeit die legendäre Augsburger Kaufmannsfamilie Fugger, die

mit ihrem Einstieg ins Montan- und ins Kreditwesen beträchtliche Anteile an Erzvorkommen in Tirol erwarb. Wie in einem Brennglas spiegelt sich in ihrem Aufstieg zu einer der mächtigsten Familien Europas, auf welche Weise zu Beginn der frühen Neuzeit Verhütung, Münzprägung, Überseehandel und Kolonialismus miteinander verflochten waren, also Natur- und Kulturgeschichte ineinandergriffen.

Da ist aber auch der kraftstrotzende Aufwiegler und Reformator Martin Luther, der mit seinem Thesenanschlag 1517 in Wittenberg die vermeintlichen zivilisatorischen Segnungen der römisch-katholischen Kirche in den Wind schlägt und aus dem Barbarenstamm der Germanen zunehmend jenes heldenhafte Völkchen macht, das es schon einmal mit den Mächtigen in Rom aufgenommen hatte. Bei Luther erscheinen die Germanen als von Natur aus heroisch und tugendhaft. Aus Arminius, dem sagenumwobenen Helden der antiken Varusschlacht, wird bei ihm »Hermann«, eine Figur, die fortan in der deutschen Literatur, den Legenden und Mythen weiterlebt, von Friedrich Gottlieb Klopstocks *Hermann*-Dramen bis hin zu Heinrich von Kleists preußischem Vorzeigedrama *Die Hermannsschlacht*. Luther selbst tritt dabei in zeitgenössischen Darstellungen als Keulen schwinger »Hercules Germanicus« mit standesgemäßem Löwenfellüberwurf in Erscheinung: Zur Not ist er es, der es mit den Barbaren, den Kirchendomänikern, Scholastikern und ewiggestrigen Papstanhängern aufnimmt. Fürchtet euch nicht, lautet die Botschaft.

Nun ist Natur längst keine deutsche Erfindung. Und doch scheint sie gerade hier, im waldvernarnten Deutschland, eine ihrer intensivsten ideologischen Bewirtschaftungen erfahren zu haben. Endgültig zur Waffe, das zeigt die reich bestückte Berliner Ausstellung, wird Natur im 19. Jahrhundert. In der deutschen Romantik mit ihrem Sinn für Übersinnliche und Geheimnisvolle wird aus dem »Naturgemäßen« der aufgeklärten Vernunft eine Trennlinie, die das Hochwertige vom Nutzlosen, das Erhabene vom Lächerlichen scheidet. So klingt bereits in den

1807 in Berlin gehaltenen antinapoleonischen *Reden an die deutsche Nation* des Philosophen Johann Gottlieb Fichte jener Gegensatz zwischen dem »Natürlich-Gesunden« und dem »Künstlich-Krankhaften« an, der sich bis zu Thomas Manns Erster-Weltkrieg-Prosa *Betrachtungen eines Unpolitischen* zieht, wonach die Deutschen eben »Kultur« besäßen, die Franzosen hingegen nur eine überzuckerte, künstliche, aufgesetzte »Civilisation«.

Die Vorstellung, dass die Natur die beste Erzieherin der Nation sei, musste aber nicht automatisch zu Ausgrenzung führen. Der Pädagoge Friedrich Fröbel etwa zeigt Mitte des 19. Jahrhunderts in seinen Büchern Kinder, wie sie unter Bäumen, in Gärten und Wäldern spielen. »Kindergarten« nennt er die neue Einrichtung, die in Preußen erstmal verboten ist, weil ihr der Geruch der Revolution anhaftet, weniger später aber als soziale Errungenschaft gefeiert wird, ein deutsches Exportmodell.

Es ist erstaunlich, wie es der Ausstellung gelingt, ganze Epochen immer wieder in konkreten Objekten zu bündeln. Auf einem Bild *Am Motorrad* der Berliner Künstlerin Lotte Laserstein aus dem Jahr 1929 sieht man ihren Cousin Julius Kurt Lazaros vor seiner Maschine posieren. Breitbeinig steht er da, in seiner Werkstatt, mit seiner Lederjacke, sein Körper scheint fast mit dem Krautfad verwachsen zu sein, ganz innig sehen sie aus, Ton in Ton. So weit war es also in der Darwinischen Evolution, der Lehre von der natürlichen Selektion der Arten, gekommen. Der Mensch hatte sich zu einem technoiden Mischwesen entwickelt, halb Fleisch, halb Öl und Metall. Zugleich ließ Laserstein in ihrem Bild auch einen Aufbruch erkennen, eine neue Form individueller Mobilität, die vor allem Frauen zugutekam, Unabhängigkeit versprach, die Schattenseiten technischen Fortschritts vergessen ließ. Die Zukunft war da, zum Greifen nah. Man musste nur aufsteigen und losfahren.

Lange bevor also die Nazis mit ihren Ursprünglichkeits-, Reinheits- und Exklusivitätsfantasien versuchten, sich den Menschen untertan zu machen, hatten sich Natur längst zum Kampfplatz entwickelt,

auf dem sich, angefeuert durch den wissenschaftlichen Expansionsdrang, das Schicksal der Welt entscheiden sollte. Die Berliner Ausstellung erzählt diese Geschichte ohne moralischen Zeigefinger, ohne Scheu – und gerade das macht sie so wohltuend. Sie ist ein Plädoyer dafür, genau hinzuschauen. Etwa auch auf die gemeinsamen Naturgeschichten im geteilten Deutschland: Es war nicht allein der energiehungrige Osten, in dem sich zunehmend eine Mondlandschaft des Braunkohle-Tagebaus ausbreitete, in dem die Flüsse verschmutzt wurden. Auch im Westen konnte man erleben, wie sich 1966 ein Belugawal in den völlig verdreckten Rhein verzirrte.

Zwar endet die Schau mit dem Aufkommen der ökologischen Bewegung in Ost und West. So viel historischer Sicherheitsabstand muss dann doch sein. Und dennoch fällt es nicht schwer, die Geschichte fortzuschreiben. Gerade heute ist der Naturbegriff wieder schwer umkämpft, mal von links, mal von rechts. So nutzen postkoloniale Theorien indigene Ursprungsmythen, um westliche Perspektiven zu dezentralisieren und Formen des Widerstands gegen Unterdrückung sichtbar zu machen. Zu weiß, zu männlich, zu herrschaftsfixiert: Die Aufklärung mit ihrer Naturverachtung sei nicht nur unfähig gewesen, Kolonialismus, Sklaverei und Erdzerstörung zu verhindern, sondern sei selbst deren Motor, deren Brandbeschleuniger gewesen, so der Vorwurf. Von rechter Seite wird Natur hingegen als letzte Bastion nationaler Identität und kultureller Überlegenheit eingesetzt, als vermeintlich Eigentliches. Die Natur kommt also auch heute immer noch nicht zur Ruhe, sie wird weiter erobert, vereinnahmt, instrumentalisiert, kulturell überformt. Und es gibt keine bessere Gelegenheit als jetzt in Berlin, in diesen neuen Naturkämpfen einmal kräftig Luft zu holen.

Die Ausstellung »Natur und deutsche Geschichte« ist im Deutschen Historischen Museum in Berlin bis zum 7. Juni zu sehen

www.zeit.de/vorgelesen

ANZEIGE

2025 Bayerischer Buchpreis

Heike Geißler
Verzweiflungen
Essay
edition suhrkamp
SV

Heike Geißler
Verzweiflungen
Suhrkamp

Herzlichen Glückwunsch!

Börsverein des Deutschen Buchhandels Bayern
Bayerische Staatskanzlei
BR2
Bayerische Sparkassengruppe

die Veröffentlichung religiöser Schriften brauchte. *Scivias*, »Wege zum Wissen«, heißt ihr 1151/52 erschienenes Erslingswerk, in dem sich die Mysti-

ANZEIGE

NEU

ZEIT leo

»Mama, bekommen Geparden Seitenstechen?«

Das große ZEIT LEO-Buch der Tiere
gibt auf (fast) jede Frage eine Antwort

Von gigantischen Meeressäugern bis zu winzigen Insekten – in diesem großformatigen Nachschlagewerk werden über 250 Tiere mit **spektakulären 3D-Bildern, brillanten Fotos und verblüffenden Fakten** lebendig gemacht. Dazu gibt es spannende ZEIT LEO-Geschichten und **kindgerechte Texte** zu Evolution und Ökosystemen. Das perfekte Geschenk für kleine Tierfreunde mit großen Fragen! Ab 8 Jahren – **nur im ZEIT Shop**.

Jetzt für 29,95 €* bestellen: shop.zeit.de/tiere

*zzgl. 4,95 € Versandkosten, Auslandspreise auf Anfrage | Bestellnr. 50147
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



Rama Duwaji, 28,
mit ihrem
Ehemann
Zohran Mamdani

Fiasko bei der BBC

Zu den Rücktritten der Verantwortlichen wegen einer Trump-Doku VON JOCHEN BITTNER

Als Dampfwalzenfahrer der rechten Konterrevolution gibt Donald Trump gerade wieder sein Bestes. Bis zum Freitag dieser Woche verlangt der US-Präsident von der BBC den Widerruf einer Berichterstattung über ihn, nebst einer angemessenen Kompensation für die daraus entstandenen Schäden. Ansonsten, so sein Anwalt, werde Trump die British Broadcasting Corporation auf Zahlung von einer Milliarde Dollar verklagen.

Der King Kong der amerikanischen Wieder-great-Machung gegen die ehrwürdige alte Dame im Vereinigten Königreich. Gibt es eine bessere Mediengeschichte? Oh ja, die gäbe es, jedenfalls eine interessantere. Sie verbirgt sich aber leider ein, zwei Schichten unter der erstklassigen Weltbühnen-Auseinandersetzung, die die BBC und Trump sich nun liefern.

Tatsächlich, um damit zu beginnen, hatte die BBC, wie sie selbst einräumt, die Rede von Donald Trump am Tag der Washingtoner Kapitolsturmung manipulativ geschnitten. Der Sender hatte es so aussiehen lassen, als habe Trump vor seinen Anhängern am 6. Januar 2021 die folgenden Sätze unmittelbar hintereinander gesagt: »Wir werden runter zum Kapitol marschieren, und ich werde bei euch sein, und wir werden kämpfen. Wir werden kämpfen wie verrückt.« Tatsächlich hatte Trump die Worte »... und wir werden kämpfen. Wir werden kämpfen wie verrückt« erst 54 Minuten später gesagt und zuvor die Menge aufgefordert, »friedlich und patriotisch eure Stimmen zu erheben«.

Diese Verzerrung wiederum war nur ein Beispiel aus einem ganzen Dossier voller Vorwürfe, zusammengestellt von einem externen Berater eines BBC-eigenen Kontrollgremiums. Dieses Dossier wurde vergangene Woche veröffentlicht. Michael Prescott, ein ehemaliger *Times*-Journalist, wirft der BBC-Führung in seinem Dossier vor, auch andere, intern längst bekannte Fälle von »Misinformation«, »regelrechter Zensur« und anti-israelischem Bias unter den Teppich gekehrt zu haben. Auf 18 Seiten listet Prescott Fehler oder Einseitigkeiten in der Berichterstattung der BBC zur US-Wahl, zu Sex- und Genderfragen, zu Rassismus und zum Krieg in Gaza auf. Prescott kommt zu dem Schluss, dass es bei diesen Themen »systemische Probleme« mit dem Journalismus der BBC gebe, die von der Spitzes des Hauses nicht ausreichend angegangen würden. Inzwischen traten der Generaldirektor und die Nachrichtenchefin zurück.

All dies könnte – wäre Trump nicht Trump – ein Anlass für eine fantastisch fruchtbare Debatte über gewisse Schieflagen sein, die sich nicht nur bei der BBC zeigen, sondern auch bei ihren deutschen öffentlich-rechtlichen Geschwistern ARD und ZDF.

Dass Journalisten, also Machtkritiker, traditionell eher links ticken in Ländern, in denen die Macht traditionell eher rechts steht – geschenkt. Das aktuelle Problem, so schildern es nicht nur BBC-Mitarbeiter, liegt eher in einem Generationskonflikt und in der Frage, wann Journalismus in moralische Volksziehung kippt. »Zu viele junge Leute, die für den Journalismus rekrutiert werden, wollen die Welt verändern. Früher war es der Job, die Welt zu erklären«, sagt Humphrey Hawksley, ein ehemaliger Krisen-Reporter der BBC, im Gespräch mit der ZEIT. »Das eine ist eine Mission. Das andere ist ein Handwerk.« Die Kulturkämpfe der vergangenen Jahre, so der BBC-Veteran, hätten es schwieriger gemacht, Journalisten von Aktivisten zu unterscheiden.

Nur, könnte dieser Mangel an Pluralismus, um noch eine Schicht tiefer zu gehen, wiederum damit zu haben, was an den Unis passiert ist? Seit den 1960er-Jahren hat sich laut einer Studie des Politikwissenschaftlers Eric Kaufmann an britischen Universitäten das Verhältnis der Professoren, die sich eher links verorten, zu denen, die sich eher rechts sehen, von 1,5:1 auf 4:1 verschoben. Wenn aber schon die Unis tendenziell Homogenisierungsanstalten sind, woher soll dann Diversität in den Redaktionen kommen? Darüber zu diskutieren, würde sich lohnen, weit über die Insel hinaus. Würde nicht schon die Lawine des Trumpschen Egos rollen – und gäbe es nicht die üblichen Reflexe darauf?

Eine Künstlerin wird ausgestellt

Rama Duwaji macht Graphic Novels und Cartoons – und ist die jüngste First Lady von New York VON BERIT DIESSELKÄMPFER

Gegen den boulevardesken Impuls, unverzüglich an Türen zu klingeln und Nachbarn zu schütteln, bis Informationen über Rama Duwaji, die neue First Lady von New York, aus ihnen herausfallen, könnte einstweilen etwa Käsekuchen helfen. Bestenfalls ein Stück von Eileen's Special Cheesecake, dem auch Duwaji so gerne »nachgibt« – eines der wenigen privaten Details, die sie online bereitstellt. Es ist ein sehr kleiner Laden in Soho, in dem die Mitarbeiter jeden Gast fragen, ob er zu Besuch in der Stadt sei, weil sie damit offensichtlich häufig richtig liegen. An den Wänden über den Stehtischen hängen Zeitungsartikel und Zertifikate, die Originalität und Sauberkeit der Bäckerei bezeugen, jedoch keine Bilder von prominenten Besuchern, was in der Nachbarschaft ansonsten eher üblich ist. Und auch persönlich ist Duwaji in der Bäckerei gerade nicht anzutreffen, aber immerhin gibt es dort weitere Beweissstücke für ihren ausgezeichneten Geschmack.

Der war in der vergangenen Woche mehrheitlich Thema, nachdem sie bei der Siegesrede ihres Mannes Zohran Mamdani im Brooklyn-Paramount-Theater auftrat. Bis dahin hatte sie sich größtenteils im Hintergrund aufgehalten. Sie auch kaum Interviews oder zumindest keine, in denen es um ihren Mann ging. Sein Gegenkandidat Andrew Cuomo mutmaßte zuweilen sogar, Mamdani würde seine Frau verstehen. Dabei hat sie einfach andere, eigene Dinge zu tun, die außerhalb des Ehefrausins liegen. Sie ist schließlich Künstlerin.

Als Tochter syrischer Eltern in Texas geboren, wuchs sie zeitweise in Dubai auf und zog 2021 nach New York. In ihrer Arbeit beschäftigt sie sich mit arabischer Kultur, Frauenrechten und Schwesterlichkeit sowie den humanitären Krisen im Sudan, Libanon und in Gaza, bei der sie auch das Wort »Genozid« verwendet. Die Illustrationen und Animationen sind vorwiegend schwarz-weiße Porträtszeichnungen von Frauen mit dunklem Haar und dichten Augenbrauen. Manche von ihnen tragen ein Kopftuch. Zuversichtlich tröste-

tend schlingen sie oft die Arme um ihren eigenen Körper oder den von anderen.

Dem Betrachter begegnen sie derweil mit einem konstierten, beinahe vorwurfsvollen Blick, der zu sagen scheint: »Sieh hin, aber schau uns nicht so an!« Rama Duwaji sagt, dass Kunst grundsätzlich politisch sei und ihre Arbeit eine Reaktion auf die Welt um sie herum. Sie übersetzt persönliche Erfahrungen in kollektives Erleben: Es sind Szenen von Gemeinschaft und Zusammenhalt, die sowohl Hoffnung und Zärtlichkeit ausstrahlen als auch Wut und Verzweiflung. Auf einigen Bildern lodern Flammen; andere zieren Blumen und Schmetterlinge.

Duwaji arbeitet hauptsächlich digital und für Auftraggeber wie die *New York Times*, die *Washington Post* oder die BBC. Vor einigen Jahren veröffentlichte sie eine erste Graphic Novel (*Razor Burn*), in der sie die Geschichte eines jungen Mädchens und von dessen Unbehagen mit seinem Körper erzählt. Außerdem stellt sie auf ihrem Instagram-Profil ihre Arbeit aus und veröffentlicht jeden Monat einen Überblick, welche Entdeckungen sie selbst inspiriert haben, Kunst zu machen. Im Oktober: Gemälde von Lenz Geerk oder Lily Rose Fine; eine Fassade in Midtown Manhattan; die artistischen Frisuren von Mustafa Yanaz; ein interessant geformter Block Zement auf der Straße. Gelegentlich postet sie auch ein Selfie oder Veranstaltungshinweise zu den Töpferworkshops, die sie leitet.

Bei Weise auf einen zuletzt viel besprochenen Artikel in der amerikanischen *Vogue* über die Frage, ob es mittlerweile peinlich sei, als Frau einen Partner zu haben, wird Rama Duwajis Internetauftritt von Beobachtern als radikal modern bewertet. Weil sie sich dort fast ausschließlich auf ihre Kunst und Rolle als Künstlerin fokussiert. Dass sie entgegen der Tradition oder Erwartungen keinen intensiven Wahlkampf für ihren Mann betrieben hat, wird außerdem lobend erwähnt. Rama Duwaji solle ganz unbedingt als eigen-

ständige, unabhängige Frau wahrgenommen werden, heißt es dann. Nur ist es ein vergiftetes Kompliment, da sich das aktuell gestiegerte Interesse an ihrer Person wiederum hauptsächlich in ihrem Mann und seinem Wahlerfolg begründet. Und wer könnte garantieren, dass es noch einmal wieder anders sein wird?

Intensiver als über ihre Kunst wird nun in vielen Kreisen über ihr Outfit gesprochen – Jeansstoff! Unabhängige Designer! –, und es wird dahingehend interpretiert, dass es elegant genug sei, um sich »zwischen Sozialismus und High Society« zu positionieren. Offenbar habe sich Duwaji mit der Bedeutung ihrer neuen Rolle auseinandergesetzt. Im Internet fühlten sich einige daraufhin zu Beiträgen inspiriert, wie dieser Look nachzuahmen sei (die langen silbernen Ohrringe des New Yorker Designers Eddie Borgo sind online bereits ausverkauft), während andere entzückte Nutzerinnen davor warnen, dass Rama Duwajis dunkler Bob mit dem kurzen Pony nicht für jede Gesichtsform geeignet sei. Hinzu kam eine Reihe vorausseilender und verklärender Zuschreibungen, die zwischen Audrey Hepburn, Jackie Kennedy und Prinzessin Diana rangierten.

Gefeiert wird Duwaji aber vor allem als erste muslimische First Lady von New York; eine, die der Generation Z angehört und mit 28 Jahren die bisher jüngste überhaupt ist. Es ist eine vergleichsweise vage definierte Rolle, und unter dem amtierenden Bürgermeister Eric Adams blieb sie im Grunde unbesetzt. Das wäre auch eine Option, aber im allgemeinen Jubel wird Rama Duwaji gerade vollständig vereinnahmt und gewissermaßen in diese Rolle hineingedrückt. In den Kommentaren unter Duwajis auch so unabhängigen Beiträgen stehen nun besitzanzeigende Fürwörte wie »meine« oder »unsere« First Lady. Sogar von solchen Nutzern gepostet, die angeben, in Brasilien zu wohnen. Aber das Volk hat einen Herrscher gewählt, und die Welt hätte nun gerne auch eine Prinzessin dazu.

KINO



BERLIN CinemaxX Potsdamer Platz
Kino in der Kulturbrauerei
UCI Luxe East Side Gallery
Delphi Filmplast
BLAUER STERN
Capitol Dahlem
Filmtheater am Friedrichshain
BUNDESPLATZ-Kino
KINO SPREEHÖFE
KANT-KINO
F. Yorck
UNION
Astor Film Lounge
Zoo Palast
FILMKUNST 66

HAMBURG Holi-Kino
Koralle-Kino
PASSAGE
Blankeneser Kino

MÜNCHEN Astor Film Lounge City
Monopol Kinos
Kino Solln
Neues Rex
Leopold
Rialto

KÖLN Odeon-Lichtspieltheater
Residenz
Rex am Ring
Cinanova

DÜSSELDORF Atelier am Bollwerk
EM Cinema

STUTTGART Harmonie Kinos
Atelier am Bollwerk
EM Cinema

FREIBURG Luchs Kino am Zoo

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

AACHEN Apollo / Eden Palast

ASCHAFFENBURG Casino Filmtheater

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmonie Kinos

HALLE (SAALE) Luchs Kino am Zoo

HAMBURG Blankeneser Kino

HANNOVER Hochhaus Lichtspiele

HEIDELBERG Gloria / Gloriette

HEILBRONN Kinostar Arthaus

KARLSRUHE Schauburg

KIEL Studio Filmtheater am Dreiaktenplatz

KÖLN Odeon Kino

KONSTANZ CineStar

BERLIN Filmkunst 66, Kino Toni, Kino in der Kulturbrauerei

BIELEFELD Lichtwerk Kino

BONN Rex

BREMEN Atlantis Kino, Gondel Kino, Schauburg

DARMSTADT Rex Kinocenter

DRESDEN Schauburg, Zentralokino

DÜSSELDORF Metropol

FRANKFURT AM MAIN Cinema

FREIBURG Harmon

Als Anna Kornbluh sich an diesem Morgen meldet, ist eigentlich schon alles zu spät. Die Erdtemperatur steigt, der Meeresspiegel auch, Demokratien bröckeln, und Kriege tobten. Ganz unmittelbar, berichtet sie, wütet Donald Trumps Immigrationsbehörde ICE in diesen späten Oktobertagen durch Chicago, wo sie wohnt und lehrt. Sie stockt. Small Talk scheint unangemessen. Was genau machen wir also hier, wenn wir bequem an einem Herbstmontag im Videocall über das Nachdenken reden wollen, eine amerikanische Literaturwissenschaftlerin und ein deutscher Journalist mit einem Notizblock voller Fragen?

Anders gefragt: Will Anna Kornbluh das Interview wirklich wie verabredet heute führen? Doch, erwidert sie und setzt sich gerade hin. Sie ist auf amerikanische Weise zugewandt, lächelt breit, bedankt sich stets ehrlich für Fragen. Mit Ende 40 ist sie jung für jemanden, der seit 23 Jahren lehrt, fast 18 davon als Professorin. Wenn sie antwortet, schweift ihr Blick durch den Raum, bis sie zum Kern ihres Arguments kommt, dann guckt sie einen direkt an. Sie möchte gerne ein wenig reden, sagt sie, ein Moment Abstand von alledem, das sei gut. Denn genau in diesem Zwischenraum hat sie sich weltweit einen Namen gemacht: zwischen der Unmittelbarkeit der explodierenden Ereignisse und der Distanz, die das Nachdenken ermöglichen soll. Es geht ihr um die Vermittlung zwischen beidem: »Am besten beginnt man in der Mitte«, schreibt sie am Anfang ihres jüngsten Buches *Immediacy, or The Style of Too Late Capitalism*.

Im Januar 2024 löste sie damit in den Philosophie-Nischen von Twitter, in Magazinen und Blogs eine kleine Sensation aus. Denn Kornbluhs Suche nach einem einheitlichen »Stil« unserer Zeit, der die fragmentierten und fraktalen kulturellen Formen der Gegenwart in einen einzigen Begriff zu binden vermag, verrät einen Anspruch auf Universalität, der heute so selten wie verdächtig ist. Er riecht nach Abstraktion, nach einem plumpen Top-down, welches die gegenwärtig so geschätzte Differenz, die persönlichen Wahrheiten, situiert in spezifischen Milieus und Lebenserfahrungen, das Lokale und Indigene zu übertünchen droht. Wer maßt sich heute noch an, für jemand anderen zu sprechen?

Die Unmittelbarkeit ist eine Haltung, die Kornbluh bezeichnend für den *Too Late Capitalism* findet, den auf den Spätkapitalismus folgenden heutigen »Zuspätkapitalismus«, in dem die Zeit zu handeln vorgestern war und die Dringlichkeit dementsprechend ins Enorme gewachsen ist.

Der Ausdruck »*Too Late Capitalism*« ist nur einer von vielen im Buch, die sich kaum ins Deutsche übersetzen lassen. Allen voran ist da von »disintermediation« die Rede, womöglich »Entmittlung«, gemeint sind die Ablehnung und der Abbau jeglicher vermittelnden Formen oder Institutionen, sei es die Partei, die Fiktion, der Staat oder eben auch nur die Abstraktion der Theorie. Überall sieht Kornbluh in unserer Gegenwart den Drang nach dem Direkten: direkter Konsum ohne Händler, direkte Kommunikation, direkte Erfahrung ohne Form. Plattformen schalten Mittelsmänner aus, jeder spricht für sich selbst, alle wollen authentisch sein: Das ist *immediacy*.

Kornbluhs Stil ist reißend, sprudelnd, er scheint dem Phänomen, das sie beschreibt und kritisiert, formal zu folgen, wenngleich nicht im Inhalt: »Dringlichkeit. Extremität. Keine Zukunft, nur Gegenwart. Feiern, bevor das Licht angeht. Alles ist ziemlich im Arsch.« Wer diesem Buch in einem viralen Online-Moment begegnet, wird direkt hineingesogen, weiß man als Bewohner der überreizten Feeds von Twitter/X doch instinkтив, wovon Kornbluh spricht: Die Unmittelbarkeit ist die kulturelle Logik einer Welt ohne mäßigenden Abstand. Alles fließt, alles steht in Verbindung zu allem – ohne Übersetzung, ohne ein dämmendes Medium, das aus dem ständigen Strömen Beute schöpfen könnte.

Ästhetik und Industrie der Entmittlung treffen aufeinander und vermischen sich: TikTok bombardiert uns mit Bildern, es herrscht ein 24/7-Casino-Kapitalismus, die Autofiktion ist das literarische Genre der Stunde, sogar Theorie nimmt heute gerne die Ich-Perspektive ein, ob bei Didier Eribon, Lea Ypi, Nikolaj Schultz oder Maggie Nelson. Die Gegenwart, sagt Anna Kornbluh, will keine Interpretation, sondern Erleben; kein Werk, sondern Stimmung. Sie will Präsenz.

Kornbluh hält dagegen: Wir sollten wuchtige Wände zwischen uns und die Welt ziehen, schwere Konzepte, hinter und mit denen wir nachdenken können. Nicht nur darüber, was ist, sondern auch darüber, was sein könnte. Sie will also, dass wir bremsen, Abstand nehmen, ja, sie will deshalb an einem Montagmorgen (Chicago) oder -abend (Berlin) ein mehrstündiges Interview über Ideen führen. Trotz der Dringlichkeit. Denn die Gegenwart erkennt durchaus richtig, was sie im Titel ihres Buches lakonisch aufgreift: Wir sind nicht nur spät dran mit dem Handeln, wir sind *zu* spät dran – drei Grad Erderwärmung und das Ende der Demokratie erscheinen als reale Optionen. Was, fragt man sich, wenn nicht unmittelbares Handeln, sollte dem angemessen sein? Was soll da noch Denken?

»Inmitten von Krise, Entfremdung und Spaltung fühlt sich Unmittelbarkeit richtig an: dringlich, fesselnd, vereinheitlichend«, entgegen Kornbluh in *Immediacy*. »Doch das ist ein Pharamon: Heilmittel und Gift zugleich.« Den Katastrophen der Gegenwart komme man nicht im Modus der Unmittelbarkeit bei: Wenn alles



Protest gegen Trumps Einwanderungsbehörde, 14. Juni 2025

Wie geht Abstand zur Krise?

Die US-Amerikanerin Anna Kornbluh sagt, wir sollten wuchtige Wände zwischen uns und die Welt ziehen, hinter denen wir nachdenken können. Jetzt hat die Professorin Angst, dass die ICE-Truppen in ihren Hörsaal stürmen **VON TITUS BLOME**



Anna
Kornbluh

Die Professorin

Anna Kornbluh, geboren 1977, wurde vor 18 Jahren schon als junge Frau Professorin und lehrt heute Literatur an der Universität Chicago.

Das Buch

Im vergangenen Jahr erschien ihr Werk »*Immediacy, or The Style of Too Late Capitalism*«, das Kornbluh berühmt machte. Das Buch bietet eine Kritik der unvermittelten Instant-Kultur der Gegenwart.

Die nächste Seite Sinn & Verstand erscheint am 11. Dezember

demokratischen Bundesstaat und somit ein Hauptziel für Donald Trump, der erst kürzlich die Generäle des US-Militärs in einer Rede auf einen *war from within* einstimmte. In Chicago spürte man diesen Krieg längst. ICE-Agenten seilten sich aus Militärhubschraubern in Wohngebiete ab; über 1.000 Inhaftierte bislang; maskierte Agenten zerren Menschen in anonyme Kleinbusse; Eltern werden von ihren Kindern getrennt; Demonstranten werden mit Tränengas bombardiert und mit Gummikugeln beschossen.

Es gebe Studenten, die sich nicht mehr aus ihren Häusern trauen, sagt Kornbluh nun, es gebe andere, die im Hörsaal weinen, und sie erzählt, wie sie selbst im Hörsaal weinen musste, zum ersten Mal in ihren Jahren als Dozentin. Eine Studentin habe sie gefragt, was passiere, wenn ICE in den Hörsaal komme, berichtet Kornbluh, und dass sie Anweisungen erhalten habe, wie sie sich als Professorin zu verhalten habe. Sie solle an der Tür stehen, die Agenten am Hereinkommen hindern und einen richterlichen Beschluss von ihnen fordern, doch, und hier bricht ihre Stimme: »Mein Hörsaal hat zwei Türen.« Die Distanz von der Welt, die Kornbluh für ihre Leser und Studenten fordert, ist plötzlich unmöglich.

Und trotz allem will Kornbluh nicht, dass wir uns der Dringlichkeit unterwerfen. Sie nennt das Beispiel der Klimaaktivisten, die Suppen auf Gemälde schleuderten – als wäre für Kunst im Angesicht der Klimaapokalypse keine Zeit. Den-selben Gestus erkennt sie auch bei der Dichterin

Alexis Pauline Gumbs, die dem Klimawandel im Jahr 2023 einen Prosa-Essay widmete: »Ich wollte darüber dichten, wie die Hitze des Ozeans mir das Herz bricht«, schrieb sie. »Doch wer braucht Metaphern in Zeiten, die so heiß und klar sind wie diese? Machen wir's schlüssig.«

Jetzt spricht Anna Kornbluh schneller, denn hier liegt für sie die Krux. Es gehe ja nicht nur um die Frage, ob wir den Klimawandel oder seelelose ICE-Agenten zurückdrängen können, nicht nur ums Hier und Jetzt, sondern auch darum, was wir uns für danach vorstellen. Wie soll die Welt aussehen, wenn wir gewinnen? Kornbluh selbst gibt keine direkte Antwort, liefert aber eine Methode: Kunst sei kein Ornament für gute Zeiten, sondern der spekulativen Raum, in dem Architekturen anderer Zukünfte entworfen und verhandelt werden. In ihren Büchern feiert sie Werke, die Formen aufbauen, statt sie einzureißen.

Am detailliechten ist ihr weniger populäres, weil entschieden komplizierteres Buch *The Order of Forms: Realism, Formalism, and Social Space* aus dem Jahr 2019. Es ist eine erste Attacke auf das Ewigfliegende der Gegenwartskultur, aber zugleich eine Kritik viktorianischer Romane. So bergen die Antagonisten in Emily Brontës *Sturmhöhe* für Kornbluh die Marxsche Einsicht, die gesamte Geschichte der Menschheit sei nur der »Streit um die Form des notwendigen, doch gänzlich gemachten Sozialen«, ein Klassenkampf eben, und Charles Dickens denke in *Bleak House* über die stabilisierende Notwendigkeit von Grenzen nach.

Doch nicht nur Romane, ihr Spezialgebiet, bieten die von ihr geforderte Stabilität: Sie nennt Edward Burtynsky Fotografien industrieller Landschaften, diese unpersönlichen, unspezifischen Abbildungen übermenschlich großer Systeme; sie nennt die Ästhetisierung von demokratischer Planung in Heist-Filmen wie *Ocean's Eleven*; Ensemble-Fernsehen wie das Erbendrama *Succession* mit seinen komplexen Erzählstrukturen. Auch Parteien lobt sie als Vehikel kollektiven Handelns und natürlich die Abstraktion klassischer Theorie als Werkzeug der Abstandnahme zur Welt und zu ihren Krisen.

Doch ist dieser Werkzeugkasten nun altbewährt oder antiquiert? Entstand das Auto-fiktionale, Auto-biografische und Auto-theoretische, das sie so kritisiert, nicht einst aus dem realdemokratischen Impuls, dass bestehende Kategorien und Institutionen nur vermeintlich universell waren? Dass also statt des falschen Generellen die Konkretion des Spezifischen notwendig sei? Auf den Punkt: Ist ihre *Post-Immediacy*-Ästhetik nicht nur ein Elitenprojekt unter vielen anderen und vielen gescheiterten?

Kornbluh runzelt die Stirn. Sie wünsche sich, die Vertreter der Unmittelbarkeit würden verstehen, wie sehr sie mit dem, was sie bekämpfen, gemeinsame Sache machen. Diese Ideen seien einst radikal gewesen, als sie sich gegen die rigiden Ordnungen des 20. Jahrhunderts warten. Doch heute sei der Kontext ein anderer. Heute ist es Donald Trump selbst, der alles einreißt und persönlich für einen ständigen Strom an Bildern dieses Verfalls sorgt. Und es ist der Kapitalismus, der Ströme intensiviert, vermeintlich authentische Erfahrungen verkauft und Industrien angeblicher »Entmittlung« gebiert, indem er alte Gatekeeper abräumt, jegliche Ordnung umstürzt. Es ist nicht länger radikal, auf der eigenen Formlosigkeit zu bestehen, wenn alles Ständische und Stehende längst verdampft ist.

Anna Kornbluh ist also eine Denkerin des Rigidens in einer Welt, in der alles fließt und zerfällt. Was hat sie nun vor? Sie arbeitet gegenwärtig an gleich zwei Projekten, die der Diagnose von *Immediacy* etwas entgegensetzen sollen: Sie denkt jetzt für ein neues Buch über »climate counter-aesthetics« nach, über alternative Wege, wie der Klimawandel, seine Folgen und Widersprüche erzählt werden können. Über Wege, die nicht stets in dieselben postapokalyptischen Wüstenlandschaften und in die Vision eines hobbesianischen Naturzustands führen, den sie reaktionär findet. Ihr anderes neues Projekt heißt »good-enough art«, es widmet sich jener nur halb anspruchsvollen Kunst zwischen Hoch- und Massenkultur, die einst von der Mittelschicht genossen wurde und nun gemeinsam mit ihr austisst.

Davon will sie jetzt noch erzählen: Beide Projekte, sagt sie, sind Blaupausen künstlerischer Interventionen, die darauf bedacht sind, Orte zu schaffen, an denen Gemeinsamkeiten gedacht und organisiert werden können. Kunst, die der Gegenwart angemessen ist. Also Kunst, die für etwas sein soll? Solte Kunst sich nicht einfach selbst genug sein? Womöglich, so denkt man sich, findet sich genau in diesem instinktiven Widerstand das Revolutionäre oder schlüssig im besten Sinn Konservative an Anna Kornbluhs Ansatz.

Revolutionär? Kornbluh fordert unapologetisch gute, ja nützliche Kunst ein. Das bedeutet nicht, dass sie irgendjemandem sein ästhetisches Vergnügen an Trash oder losgelöster Autofiktion absprechen will – keineswegs. Doch die zentrale Provokation Kornbluhs liegt hier: Sie hat schlüssig kein Problem damit, Kunst dafür zu kritisieren, dass sie dem Moment nicht gerecht wird. Dass es Leute mit Expertise gibt, die Werturteile über Kunst treffen, womöglich sogar bestimmte Arten von Kunst einfordern können. Die Kritikerin trete nicht erst in Erscheinung, wenn ein Kunstwerk vorliegt, sagt sie schulterzuckend. Sie könne Künstlern sogar dabei helfen, bessere Kunst zu machen. Denn für gute Kunst ist es nie zu spät.



Der Star der Show: die Totenmaske von Pharaotutanchamun

Foto: Islam Safwat/Bloomberg/Getty Images

So wird man unsterblich

Kairos neues Ägyptisches Museum zeigt 50.000 Artefakte. Sechs reichen aus, um etwas über Krieg, Macht und Taylor Swift zu lernen VON MORITZ AISSLINGER

Statue von Ramses II.

Pharaos Ramses II., und da ähnelt er doch einigen Machthabern der Gegenwart, scheint einen Hang zur Übercompensation gehabt zu haben. Er gilt als der mächtigste Pharaos aller Zeiten, regierte 66 Jahre und zeigte mehr als 100 Kinder. Dennoch kratzte offenbar etwas an seinem Ego: Sein Großvater war nicht als König geboren worden, sondern war, so nimmt man heute an, zu Beginn seiner Karriere nur Stallmeister, ehe er einen raketenhaften sozialen Aufstieg hinlegte und Pharaos wurde.

Um seine Untertanen davon zu überzeugen, dass er trotz der gewöhnlichen Herkunft als außergewöhnlicher Gott auf Erden wandelte, ließ Ramses sein Land mit Statuen zupflastern, am liebsten von sich selbst. Ramses riesig auf einem Thron sitzend, Ramses riesig vor einem Obelisken stehend, Ramses 27 Meter hoch, die größte Statue der pharaonischen Geschichte. Zudem ließ er den Gedenktempel Ramesseum bauen und die Retortenstadt Pi-Rameses.

Und weil es Ramses trotz all seiner Macht an Selbstwert mangelte, steht er nun auch riesig in der Eingangshalle des Grand Egyptian Museum in Kairo. Es sind die ersten Tage der Eröffnung, und es ist übervoll. Touristengruppen aus Spanien, Italien, China und Deutschland schieben sich durch das Atrium, Schulkinder auf Klassenausflug singen Lieder. Ein Fernsehteam interviewt Besucher.

Und über allem erhebt sich eine der gigantischen Ramses-Figuren: elf Meter hoch und mehr als 80 Tonnen schwer, gemeißelt aus einem Block rotem Granit, von einem Wasserbassin umgeben.

Eine Museumsmitarbeiterin erzählt, seit der Eröffnung sei kein Tag vergangen, an dem nicht mindestens ein Besucher vor dem Pharaos ins Wasser gefallen sei.

Ramses war ein konservativer Knochen, er verachtete das Innovative. Deshalb gelten seine in Auftrag gegebenen Monamente nicht gerade als architektonische Meisterwerke – auch die Statue im Atrium ist, verglichen mit anderen Figuren hier, keine Schönheit. Dafür aber sind die Monamente monströser als die der anderen Pharaonen. Und darauf kam es dem leidenschaftlichen Selbstdarsteller Ramses an.

Das Grand Egyptian Museum hat sich einiges bei ihm abgeschaut. Es ist ebenfalls monströs, laut Webseite »das größte Museum der Welt, das sich einer einzigen Zivilisation widmet«, und »Ägyptens neues Wunder«. Viel wurde schon geschrieben über diese Riesenhaftigkeit und das, was dazugehört, 7 Einkaufsläden, 19 Restaurierungslabors, Foodcourt, Kino, Klinik, Gebetsraum, Bibliothek, Kindermuseum. Rund eine Milliarde Euro hat der Bau gekostet, was

staunenswert genug ist, erst recht für ein so armes Land wie Ägypten. Noch viel erstaunlicher aber sind natürlich die Exponate und das, was sie über die Geschichte dieser Kultur erzählen.

Sarkophag von Djehutymose

Die große Treppe führt zu den Museumsräumen, sie ist gesäumt von kolossalen Statuen, Toren, Särgen. Auch hier drängeln sich die Besucher. Ständig hört man Museumswärter rufen: »Bitte Abstand halten. Bitte respektieren Sie die Vergangenheit.« Ein Mann pfeift auf die Vergangenheit und legt sich mit seinem Oberkörper über einen Sarkophag, um seine Frau zu fotografieren.

Vor Tausenden von Jahren gehörte dieser Sarkophag mal einem Mann namens Djehutymose. Auf dem Deckel, über den sich jetzt der Mann mit seiner Kamera fläzt, ist Djehutymose in Form einer Mumie dargestellt. Auf dem Kopf trägt er eine mit Girlanden und Lotusblüten geschmückte Perücke. Djehutymose war zu Lebzeiten ein hoher Beamter, sein Titel lautete »Großer Aufseher des Viehs von Amun-Re in Ober- und Unterägypten«.

Am Anfang war das, was einmal Ägypten werden sollte, ein zerplattetes Territorium. Entlang des Nils gab es mehrere Stämme und mehrere Herrscher, immer wieder kämpften sie gegeneinander. Ungefähr 3000 vor Christus gelang es dann König Narmer, das Reich zu einem. Man weiß nicht, ob er dafür Gewalt anwendete oder Diplomatie, womöglich heiratete er auch einfach klug. Jedenfalls sollten er und seine ersten Nachfolger die Welt für immer verändern. Denn sie erschufen mit der Vereinigung so etwas wie den ersten Nationalstaat.

Um ihn zu festigen, etablierten sie nachhaltige Techniken der Macht: Ideologie zum Beispiel und Rituale, Mechanismen der Unterdrückung und Überwachung, auch Fremdenfeindlichkeit.

Nur dank ihres Machtapparats gelang es den ersten ägyptischen Herrschern, Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Prägung an sich zu binden und für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Und ihr Konzept des Nationalstaates wirkt bis heute.

Am oberen Ende der Treppe findet man sich auf einer Aussichtsplattform wieder. Zwei Besucher stehen dort vor den riesigen Panoramafenstern und blicken hinaus. Vor ihnen erheben sich die Pyramiden von Giseh. Um ihre Schultern haben beide die ägyptische Fahne gebunden.

Sammlung von Gehstäcken

Auch Ahmed Seddik ist mächtig stolz auf das neue Museum. Er sagt, die ganze Welt werde nun nach

Ägypten strömen, ein goldenes Zeitalter stehe seinem Land bevor. Seddik ist 45 Jahre alt und arbeitet als Fremdenführer. Am liebsten spricht er in Reimen. Er sagt: »König Ramses ist ein Monolith aus rotem Granit.« Und über sich selbst: »Ahmed Seddik hat eine einzigartige Fremdenführer-Technik.«

Als man mit ihm kurz gemeinsam einige urale Gehstäcke bewundert, deutet er auf die wunderschön verzierten Griffe, sie haben die Form von Menschen, die sich wie grazile Tänzer nach hinten beugen. Die Griffe zeigen aber keine Tänzer. »Das sind Kriegsgefangene«, erklärt Seddik. Man habe damit zeigen wollen: Wir haben unsere Feinde gejähmt, wir haben sie im Griff.

Modell der Truppen

Um 1550 vor Christus etablierten die Ägypter eine relativ neue Institution in ihrem Reich: das stehende Heer. Nachdem man einige bittere kriegerische Niederlagen erlitten hatte, war man zu der Erkenntnis gelangt, dass Nationalstolz allein nicht reicht, um seine Grenzen zu schützen. Also zog der Pharaos seine Kämpfer zusammen und gründete die Armee.

Ihre Ausstattung erinnert in ihrer Unzulänglichkeit allerdings eher an die der Bundeswehr. Man sieht es an dem Modell der Truppen im Museum: Miniaturen von Speerwerfern und Bogenschützen, handgeschnitten, die nichts als einen Lendenschurz um die Hüften tragen. Ägyptische Fußsoldaten hatten meist nicht mal Schuhe, sie wurden barfuß in die Schlacht geschickt. Wer Fehler machte oder nicht gehorchte, wurde erniedrigt und geschlagen.

Statue von Echnatons Kopf

Die Berufsarmee wurde während der 18. Dynastie in die ägyptische Gesellschaft integriert, und zu der gehörte Echnaton. Er war ein sehr eigenwilliger Pharaos. Im Laufe der Epochen haben ihn die unterschiedlichsten Menschen für ihre Sache vereinnahmt. Ökos feierten ihn als ersten Umweltschützer, weil er die Natur verehrte. Homosexuelle feierten ihn als ersten queeren Herrscher, weil ihn Bilder anscheinend händchenhaltend mit einem Mann zeigen (wobei die meisten Forscher heute glauben, die Bilder zeigten eine Frau). Nazis behaupteten, Echnaton sei zum Teil arabischer Abstammung gewesen.

Als Echnaton an die Macht kam, wollte er alles anders machen als bisher. Er entwickelte ein neues Menschenbild und beauftragte seine Künstler, den männlichen und weiblichen Körper in übertriebenen Formen darzustellen, mit eiförmigen Köpfen,

schmalen, mandelförmigen Augen und betonten Hüften. Das berühmteste Kunstwerk, das in dieser Zeit entstand, ist die Büste seiner Frau Nofretete, die seit 1913 in deutscher Hand ist und die fast alle, mit denen man im Museum spricht, ganz zuhause zurückhaben würden. Ein würdiges neues Zuhause gäbe es ja jetzt.

Echnaton ließ auch eine neue Hauptstadt aus dem Boden stampfen, mitten im Nichts der Wüste, obwohl es zur ägyptischen Tradition gehörte, Tempel und Monamente nur an Orten zu errichten, die durch die Gräber der Vorfahren bereits geheiligt waren. Auf einer Stele, die er aufstellte, ließ er verkünden, er habe eine Stadt geformt, die »nicht Eigentum eines Gottes ist, nicht Eigentum einer Göttin, nicht Eigentum eines Herrschers, nicht Eigentum einer Herrscherin, nicht Eigentum irgend eines Volkes, das Anspruch darauf erheben könnte.« Es klingt, als hätte Echnaton auch der erste Sozialist der Geschichte sein können.

In den letzten Jahren seiner Herrschaft entwickelte er sich in jedem Fall zum religiösen Fanatiker. Seit Zeiten war Ägypten polytheistisch gewesen, fast tausend Jahre lang war der Glaube erstaunlich unverändert geblieben.

Echnaton brach damit radikal. Auf seinen Befehl hin mussten die Namen der vielen Gottheiten von Tempelwänden und Denkmälern entfernt werden, vor allem der von Amun-Re. Es sollte nur noch einen einzigen Gott geben, Aton, den Sonnengott.

Echnaton ließ die Dächer der Tempel einreißen, damit sich nichts zwischen die Gläubigen und die Sonne stelle (was in der ägyptischen Wüste keine so gute Idee ist). Der assyrische König beschwerte sich postalisch, dass »meine Gesandten ständig in der Sonne stehen und in der Sonne sterben«.

Weil es in Ägypten keinen zentralen Text wie später die Bibel oder den Koran gab, auf den sich die Menschen berufen konnten, schrieb Echnaton – wohl persönlich – ein Gedicht zu Ehren von Aton: »Du einziger Gott, dessen gleichen nicht ist! Du hast die Erde geschaffen nach deinem Wunsch, ganz allein, mit Menschen, Vieh und allem Getier, mit allem, was auf der Erde ist.« Das war dann die nächste Neuheit aus Ägypten: der Monotheismus.

Totenmaske von Tutanchamun

Der vollste Raum des neuen Museums ist fast leer, mittendrin steht nur eine einzige Glasvitrine. Hunderte Besucher recken ihr Handy empor, es gibt Gedränge, Geschubse. Sicherheitspersonal versucht, die Leute in eine Schlange zu zwängen. Hinter dem Glas glänzt die Totenmaske von Tutanchamun. Sie ist aus massivem Gold und wiegt ungefähr so viel wie ein Kasten Wasser. Die Maske ist der größte Stolz des Museums.

Seit der Entdeckung seines Grabs 1922 durch den Engländer Howard Carter – ein Junge aus der Arbeiterklasse, der mit 17 Jahren nach Ägypten ging und dort Aquarelle an Touristen verkaufte, bevor er durch Zufall zum Chefarbeiter im Tal der Könige wurde – ist Tutanchamun der Popstar unter den Pharaonen. Auf seinen Tourneen um die Welt besuchte der Goldschatz den Museen in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA die erstaunlichsten Besucherrekorde und Millioneneinnahmen, Tutanchamun zog mehr Fans an als Taylor Swift.

Heute verkörpert er für viele die Größe und den Reichtum des alten Ägypten. Allerdings ist es ein bisschen so, als würden die Menschen in 4.000 Jahren die Bundesrepublik insbesondere mit dem Kanzler Kurt Georg Kiesinger verbinden. Denn als Pharao war Tutanchamun recht unbedeutend.

Er kam als Kind auf den Thron und starb bereits als Teenager. Die Reformen seines Vaters nahm er umgehend zurück, er machte das gute alte Theben wieder zur Hauptstadt und kehrte zum Polytheismus zurück. Er änderte auch schleunigst seinen Namen (der Vater hatte ihn Tutanchaton genannt), er nannte sich lieber Tutanchamun, um dem Gott Amun-Re die verlorene Ehre zu erweisen. Doch starb er viel zu früh, um das Land wirklich zu prägen.

Der Hypo um ihn speist sich vor allem aus den Umständen seiner Entdeckung. Als Carter das Grab auf ziemlich brutale und koloniale Weise ausräumte, war es im Gegensatz zu andern Königsgräbern noch fast intakt. Ans Licht kamen Schätze von unfassbarer Schönheit.

Im Grand Egyptian Museum sind sie erstmals fast alle an einem Ort zu sehen. Eine junge Frau läuft durch die Räume und sagt auf Englisch: »Wie haben die das ganze Zeug in seinem Grab untergebracht?«

Es ist wirklich viel Zeug. Mehr als 5.000 Objekte sind es insgesamt: Tutanchamuns Thron, seine Betten, Stühle, Truhnen, Sechs riesige Streitwagen, Waffen, Schmuck, Spielzeug. Seine drei Särge und die vier Schreine. Um die 100 Schuhe und 130 Gehstäcke. Sogar die Sammlung seiner Unterhosen liegt hier aus.

Nach Tutanchamuns Tod erklärte sich ein Mann namens Haremhab zum Herrscher. Er war zuvor Oberbefehlshaber der Armee gewesen.

Um sechs Uhr schliefst das Museum. Karawane von Bussen rollen Touristen zurück in ihre Hotels. Fußgänger müssen, um wegzukommen, eine sechspurige Straße überqueren, auf der es weder eine Ampel noch einen Zebrastreifen gibt. Sie rennen rüber und hoffen, dass die Autos bremsen.

Literatur

»Ich weiß noch, wie ich dachte: Oh, jetzt stirbst du!«

Der Schriftsteller Salman Rushdie über die Freiheit, nach dem Attentat wieder Geschichten erfinden zu dürfen

DIE ZEIT: Salman Rushdie, nach dem Messerattentat auf Sie im August 2022 hatten Sie ein Buch darüber geschrieben, *Knife*, in dem nichts erfunden war. Jetzt sind Sie mit einem Erzählungsbändchen in die Welt der Fiktion zurückgekehrt. Wie fühlt sich das an?

Salman Rushdie: Es fühlt sich großartig an. Die Ereignisse hatten mich ja einige Jahre lang in der nichtfiktionalen Welt gefangen gehalten. Schrecklich. Alle wollten mit mir nur noch über das Attentat reden. Es ist eine Freude, in die Welt der Fantasie zurückzukehren.

ZEIT: Aber thematisch bleiben Sie dennoch nah an dem Ereignis. Die Erzählungen Ihres neuen Buches *Die elfte Stunde* spielen alle am Rand des Totenrechts.

Rushdie: Stimmt. Das hat aber eher mit meinem Alter zu tun. Ich bin jetzt achtundsiebzehn Jahre alt oder so. Da denkt man anders über Tod und Verlust, als wenn man vierzig ist. Das Ende ist einfach nah, aber ich wollte trotzdem etwas Leichtes, Lustiges, Helles schreiben. Es fühlte sich ein bisschen wie Trotz an, als ich schrieb.

ZEIT: Sie lassen in einer Geschichte sogar Franz Kafka als Optimisten auftreten. Sie müssen übermäßig gewesen sein beim Schreiben.

Rushdie: Ich weiß, es ist nicht ganz leicht, sich Kafka als einen fröhlichen Menschen vorzustellen. Es geht um meine Story *Oklahoma*, der Ort war ja das Ziel von Karl Roßmann in Kafkas unvollendetem Roman *Amerika*. Sein Freund Max Brod hat über das Ende des Buches einmal gesagt, Kafka habe eine Art »Lösung« geplant, die in Oklahoma auf den Helden warte, eine Art Fröhlichkeit war vorgesehen. Ich meine, die Idee eines Happy Ends bei Kafka ist einigermaßen bizarr, ich weiß. Aber die Idee hat sich irgendwie in mir festgesetzt.

ZEIT: Woher nehmen Sie Ihren Optimismus?

Rushdie: Sehen Sie, wir müssen für Optimismus. Aber mir ist in den vergangenen zehn Jahren so Gutes widerfahren, ich hatte und habe ein so viel glücklicheres Leben, fühle so einen Frieden in meinem privaten Leben, da fällt auch das Schreiben beinahe leicht.

ZEIT: Ah, wir reden also über Liebe. Und die verleiht Ihnen auch eine große Gelassenheit, eine Bereitschaft auch für das Ende?

Rushdie: Nein, nein, nein! Ich bin komplett überhaupt gar nicht bereit für das Ende!

ZEIT: Eine gute Nachricht für die Literatur und für Sie.

Rushdie: Allerdings! Wissen Sie, meine Frau und ich, wir haben schon angefangen, die Party für meinen 100. Geburtstag zu planen!

ZEIT: Oh, gibt es schon eine Gästeliste?

Rushdie: Wir sind dran. Sie wird lang. Und es wird natürlich eine Tanzparty. Wir müssen jetzt nur noch einen DJ finden, der lang genug lebt, um auch wirklich dabei zu sein!

ZEIT: Viel Glück! Im Buch erwähnen Sie Autoren wie Italo Calvino und T. S. Eliot, die sich im hohen Alter schreibend wieder ihrer Kindheit annäherten. Geht Ihnen das auch so?

Rushdie: Oh ja. In der Geschichte *Die Musikerin von Kabani* kehre ich nicht nur in die Stadt zurück, die heute Mumbai heißt, sondern genau in die Nachbarschaft meiner Kindheit. Ich dachte mir, das wird schön sein, ein letztes Mal die Hölle der Gegend hinaufzusteigen. Eine Art Abschied. Denn natürlich hat sich dort alles verändert, seit ich ein Kind gewesen bin.

ZEIT: Wie lange waren Sie nicht mehr dort?

Rushdie: Seit der Pandemie. Ich hoffe, bald noch einmal zurückzukehren. Ich kannte die Leute, die mein Elternhaus gekauft hatten.

ZEIT: Wann immer ich in meiner alten Heimat war, konnte ich das Haus besuchen. Aber auch diese Besitzer sind gestorben, und die neuen kennen ich nicht.

ZEIT: Das heißt, das Haus Ihrer Kindheit ist für immer geschlossen?

Rushdie: Ja. Das ist geschlossen. Und ich dachte mir: Okay, eine letzte Geschichte gibt es von dort noch zu erzählen. Ich erinnere mich so gut, wie ich in den Straßen und Alleen spielte, an meine Freunde von damals, die Menschen meiner Kindheit. In meiner Vorstellung spielen wir immer noch in diesen Straßen.

ZEIT: Und in diese verzauberte Zone wollten Sie nach dem Buch *Knife* und dem Attentat unbedingt zurück!

Rushdie: Ja, aber ich musste *Knife* schreiben. Mein Kopf war so voll mit diesem Ereignis, ich konnte an nichts anderes denken. Ich musste es schreiben, um mich davon frei zu machen.

ZEIT: Genießen Sie die Freiheit des Alters?

Rushdie: Allerdings. Wenn du alt bist, kannst du sagen, was immer zur Hölle du willst!

ZEIT: Ab welchem Alter fängt das an?

Rushdie: Bei mir geht das schon eine Weile so. Wenn etwas in meinem Kopf ist, muss es raus. Ich glaube, junge Autoren haben es heute schwerer. Sie sind nervös bei der Frage, was zu sagen und schreiben erlaubt ist. Ich gebe einen Scheiß darauf!

ZEIT: Hat Sie das Erlebnis des Attentats noch freier gemacht?

Rushdie: Das hat es unterstrichen. Ich habe diese zusätzlichen Jahre geschenkt bekommen, die muss ich nutzen, um zu sagen, was ich wirklich sagen will. Und es aufzuschreiben.

ZEIT: Die größte Freiheit in Ihrem Buch hat ein Mann, der als Geist auf die Erde zurückkehrt, um sich an seinen Feinden zu rächen.

Rushdie: Die Geschichte beginnt mit dem Satz »Als Ehrenfellow S. M. Arthur in seinem dunklen College-Schlafzimmer aufwachte, war er tot, was anfangs nichts zu ändern schien.« Der Satz fiel mir ein, ich schrieb ihn auf und dachte eine ganze Weile: Wow. Wo kommt der jetzt her?

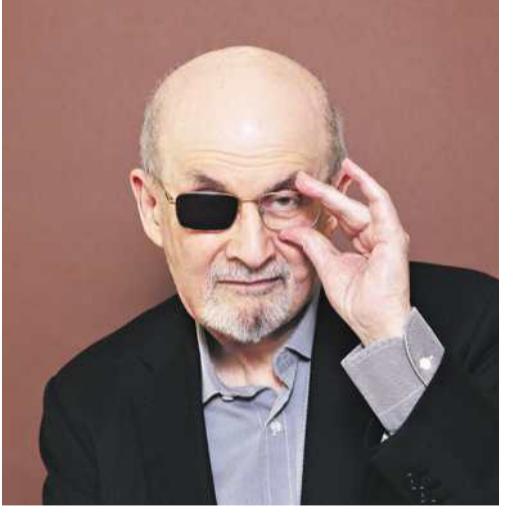
ZEIT: Und vor allem: Was will S. M. Arthur hier?

Rushdie: Er wollte Gerechtigkeit. Und Rache. Mich hat bei allen Geschichten die Frage interessiert, wie wir Menschen dem letzten Akt des Lebens begegnen. Der »elften Stunde« eben, kurz vor Mitternacht. Beethoven zum Beispiel war sehr wütend, böse, unversöhnlich, Dylan

Thomas sehr, sehr wütend. Und mein Geist will eben Rache nehmen.

ZEIT: Sie selbst haben Ihr letztes Kapitel schon mal probeweise erlebt. Hilft das, die Ungewissheit über den letzten Akt auszuhalten?

Rushdie: Es war so interessant. Ich lag da, ich blutete, mir war klar, dass ich sterben werde. Ich weiß noch, wie ich dachte: Oh, jetzt stirbst du. Wenn ich heute drüber nachdenke, finde ich besonders interessant, dass ich keine Angst hatte. Nur eine Art Traurigkeit. Und es gab kein transzendentes, übernatürliches Ereignis.



Salman Rushdie, geboren 1947 in Mumbai, lebt in New York

ZEIT: Schlechte Nachrichten für uns.

Rushdie: Ja, es gab keinen Tunnel aus Licht, keinen Engelschor. Tut mir leid.

ZEIT: Kennen Sie das Buch *Der eigene Tod* des Ungarn Péter Nádas? Er war schon an der Schwelle und hat den Lichttunnel gesehen!

Rushdie: Ich weiß. Ich habe das Buch. Freut mich für ihn. Vieelleicht bekommt man das Licht und das Himmelstor, wenn man es erwartet. Ich habe es nicht erwartet, aber ich fand es interessant, dass nichts Derartiges geschah. Und man hört ja auch, dass man erlebt, wie die Seele den Körper verlässt. Ich habe das Gegenteil erfahren: Ich fühlte mich gefangen in meinem Körper. Ich spürte, mein Körper stirbt, und er nimmt mich mit.

ZEIT: Für jemanden, der nicht an ein Leben nach dem Tod glaubt, ist ihr Werk erstaunlich reich an Geistern und anderen Untoten.

Rushdie: Ach, wissen Sie, Geister, Surrealismus, Fantasie, das sind alles nur Metaphern.

ZEIT: Die Geister sind alle nicht echt?

Rushdie: Tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen.

ZEIT: Das ist enttäuschend.

Rushdie: Ich habe sie mir alle ausgedacht. Das ist es ja, was ich mein ganzes Leben lang tun wollte: Dinge erfinden. Denn auch wenn die Umstände mich zwangen, zwei nichtfiktionalen Büchern zu schreiben (die Autobiografie *Joseph Anton* als Erstes), ist es mir vom Beginn meines Schreibens an nie in den Sinn gekommen, über mich selbst zu schreiben. Das ist ja nun wirklich die uninteressanteste Sache der Welt.

ZEIT: Und *Knife* hat Sie noch mal in die Wirklichkeit katapultiert.

Rushdie: Ja. Das war Teil zwei. Ich hoffe, einen dritten Teil wird es nicht geben.

ZEIT: Sie schreiben, dass Sie wenige Tage vor dem Angriff auf Sie das Attentat schon träumen. Ist das wahr?

Rushdie: Das stimmt, zwei Tage vor dem Attentat. Messerangriff hatte ich diesen verrückten Traum, der in einem antiken Amphitheater spielte, und ein Gladiator griff mich an. Ich wusste schon, dass ich an jenem Abend in einem sogenannten Amphitheater in Chautauqua auftreten würde. Im Traum habe ich das antike Wort in eine antike Umgebung übersetzt. Ich habe solche Träume eigentlich nicht.

Rushdie: Ich habe solche Träume eigentlich nicht. Ich erzählte meiner Frau davon, und sie fand, ich solle die Veranstaltung absagen. Aber ich meinte, nein, ich lasse mir mein Leben doch nicht von Träumen diktiert. Der Traum war wie ein Film von Ridley Scott. Nun, der Traum und meine Frau hatten recht, ich nicht.

ZEIT: Haben Sie seitdem Angst vor Ihren Träumen?

Rushdie: Nach dem Angriff hatte ich eine Weile lang schlimme, gewaltsame Träume. Ich habe furchtbar schlecht geschlafen. Vor einem halben Jahr hat das aufgehört, und ich schlafte wieder ruhig und träume langweilig. Weil ich meine ganze Fantasie und Vorstellungskraft in meiner täglichen Arbeit am Schreibtisch auslebe. Davon muss sich mein Unterbewusstsein in der Nacht erholen.

ZEIT: Langweilige Träume, Magie im Roman.

Rushdie: Träume nur auf dem Papier.

ZEIT: Günter Grass hat Ihnen mal erzählt, es gebe ihn zweimal: Günter, den Menschen, und Grass, den die Welt zu kennen glaubt. Sie meinten, so gehe es Ihnen auch.

Rushdie: Ja. Borges hat darüber mal geschrieben in *Borges und ich*. Aber so geht es jedem, der ein bisschen berühmt ist. Selbst von Kim Kardashian gibt es zwei Versionen.

ZEIT: Wären Sie gern Kim Kardashian für einen Tag?

Rushdie: Ich finde, sie ist ziemlich gut darin, sie selbst zu sein, ich überlasse das ganz ihr.

ZEIT: Was ist dieser »Rushdie« für eine Person?

Rushdie: Medienleute sind gut darin, einmal ein Bild von dir zu zeichnen, von dem sie nie mehr abrücken. Der Einzige, der noch weiß, dass es nicht stimmt, bist du selbst.

ZEIT: Wie kommt man da raus?

Rushdie: Du kommst da nicht raus. Du musst lernen, es zu akzeptieren. Gerade ist in der *New York Times* ein unglaublich böser Verriss meines neuen Buches erschienen. Und sehr persönlich. **ZEIT:** Ums Buch ging es nicht?

Rushdie: Auch, die Kritikerin mag das Buch nicht. Aber der Text beginnt damit, dass ich manchmal in schöne Restaurants gehe, dass ich gut aussehende Ex-Frauen habe und so. In einer Buchkritik!

ZEIT: Ich sehe, das regt Sie auf!

Rushdie: Fünf Minuten lang regt es mich richtig auf, ja.

ZEIT: Und ab Minute sechs?

Rushdie: Ab Minute sechs bin ich sehr gut darin, Dinge zu vergessen.

ZEIT: Aber die Kritiker in der *New York Times* würden Sie schon heimsuchen, wenn Sie ein Geist wären, nach Ihrem Tod?

Rushdie: Wenn sich herausstellt, dass ich die Möglichkeiten dazu hätte, ja.

ZEIT: Gut zu wissen.

Rushdie: Ja, aber niemand wird mitbekommen, dass es mein Geist ist. Ich werde unauffällig vorgehen, als wäre alles normal und geistfrei.

ZEIT: Ihr Buch endet überraschend pessimistisch. »Uns fehlen die Worte«, heißt es nach vielen lustigen, hoffnungsvollen Worten.

Rushdie: Es ist eine Warnung. Sie wissen ja, was hier in Amerika und in anderen Teilen der Welt passiert. Wir verlieren die Fähigkeit, miteinander zu sprechen. Im Wortsinn: Wir verstehen einander nicht mehr. Die Wörter haben plötzlich unterschiedliche Bedeutungen. Es gibt keine verbindende Sprache mehr.

ZEIT: Warum sind die Intellektuellen und Schriftsteller in der aktuellen politischen Situation eigentlich so leise?

Rushdie: Zunächst haben wir in den USA ja keine große Tradition des politisch engagierten Schriftstellers. Aber Sie haben schon recht. Es gibt einen brutalen Angriff auf die Kultur in diesem Land. Es ist völlig klar, dass die aktuelle Regierung Kultur als Feind betrachtet.

ZEIT: Und die Kultur schlägt nicht zurück. Ist sie zu schwach oder blind?

Rushdie: Die Kultur hat einfach Angst. Der Antritt dieser Regierung hat ein enormes Trauma verursacht in der ganzen kulturellen Szene. In der Welt der Kunst, Erziehung, Bildung. Es wird überall Geld gestrichen, beim Radio, Fernsehen, bei Stipendien. Der Angriff ist umfassend. Es hat eine Weile gedauert, bis die Menschen das realisiert haben. Aber der Widerstand beginnt genau jetzt.

ZEIT: Also hat Ihr Buch nicht das letzte Wort? Uns fehlen nicht mehr die Worte? Wir haben neue? Kraftvolle? Magische?

Rushdie: Ich bin von Natur aus Optimist. Außerdem habe ich Geschichte studiert und weiß daher, wie rasend schnell Geschichte ihren Lauf ändern kann. Wer hat im Oktober 1989 den Fall der Berliner Mauer vorhergesagt? Den hätte man doch für verrückt gehalten.

ZEIT: Oder für einen magischen Realisten aus Indien.

Rushdie: Auf jeden Fall war absurd, was geschah. Und alles, was ich sagen will, ist: Die Geschichte muss nicht immer den schlechtestmöglichen Weg nehmen.

Das Gespräch führte Volker Weidermann

Salman Rushdie:
Die elfte Stunde;
Erzählungen;
aus dem Englischen
von Bernhard Robben;
Penguin, München 2025;
288 S., 26,- €

ZEIT-LESERSERVICE
Lieserbrief: Zeitungsgesellschaft, Floriansstr. 10, 10117 Berlin; E-Mail: lieserbrief@zeit.de
Artikelabfrage aus dem Archiv: E-Mail: archiv@zeit.de

Abonnements: Die ZEIT € 352,60 (52 Ausgaben); für Studierende € 197,60 (52 Ausgaben); E-Mail: studierende@zeit.de

E-mail: e-mail@zeit.de; zine@zeit.de

Europa-Redaktion: Ulrich Lüders, Berlin; Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel; Tel. 0032/2303082;

E-Mail: ulrich.ladurner@zeit.de

Londoner Redaktion: Dr. Jochen Bittner, NW18DB London; Vereinigtes Königreich, E-Mail: jochen.bittner@zeit.de

Pariser Redaktion: Matthias Krupa, 48 bis, Rue d'Auteuil, 75016 Paris, E-Mail: matthias.krupa@zeit.de

Schweizer Redaktion: Florian Zinnecker, 8007 Zürich

Abonnementseitenervice: E-Mail: abo@zeit.de

Abonnement für Österreich:

Schweiz und restliches Ausland: E-Mail: abo@zeit.de

Deutschland: Tel. +49-40/42237070; E-Mail: abo@zeit.de

AGENDAKULTUR

HINWEISE
UNTER
VORBEHALT

MUSEEN KUNSTMARKT BÜHNEN

15.11. bis 21.11.2025

BACKNANG

Graphik-Kabinett, Petrus-Jacobi-Weg 5
bis 08.03.2026: **Heinz Edelmann - Yellow Submarine and Beyond**
Tel. (07191) 894-477, Di-Fr 16-19, Sa 11-18 So 14-18 Uhr

BAYREUTH

Kunstmuseum Bayreuth/Altes Barockrathaus
bis Januar 2026: **Kunst in Bayreuth - Werke der 1940-1960er Jahre**
Tel. 0921/7645310, Di-So 10-17 Uhr, www.kunstmuseum-bayreuth.de

BERLIN

Berlinische Galerie - Museum für Moderne Kunst
bis 16.03.2026: **Raoul Hausmann Vision. Provokation. Dada**
bis 03.08.2026: **Brigitte Meier-Denninghoff Skulpturen und Zeichnungen**
bis 17.08.2026: **Monira Al Qadri Hero**
www.berlinischegalerie.de, Alte Jakobstr. 124-128, 10969 Berlin, Mo, Mi-So 10-18 Uhr

Deutsches Historisches Museum
bis 07.06.2026: **Natur und deutsche Geschichte. Glaube - Biologie - Macht**
bis 22.03.2026: **Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können**

bis 23.11.2025: **Gewalt aussstellen: Erste Ausstellungen zur NS-Besatzung in Europa, 1945-1948**

www.dhm.de, Unter den Linden 2, Berlin-Mitte, tägl. 10-18 Uhr

Humboldt Forum
21.11. bis 23.11.2025: **People of Song** Europapremiere: Namibisch-deutsches Musiktheater; Tickets online
bis 12.07.2026: **Beziehungsweise Familie** Ausstellung, Programm im gesamten Humboldt Forum und im Museum Knoblauchhaus; Tickets online
bis 25.05.2026: **Geschichte(n) Tansanias** Ausstellung, Programm; Tickets online
Dauerausstellung: **On Water WasserWissen** Ausstellung mit Programm im Humboldt Labor, Eintritt frei
Dauerausstellung: **Ausstellung des Museums für Asiatische Kunst und des Ethnologischen Museums** Neupräsentation der Sammlungen; Tickets online
Dauerausstellung: **Berlin Global Berlin** Ausstellung; Tickets online
Dauerausstellung: **Geschichte des Ortes** Skulpturensaal, Videopanorama, Schlosskeller, Eintritt frei
humboldtforum.org, Schloßplatz, 10178 Berlin, Mo, Mi-So 10:30-18:30 Uhr

PalaisPopulaire
bis 23.02.2026: **Charmaine Poh - Deutsche Bank ,Artist of the Year' 2025**
Palaispopulaire.db.com, palais.populaire@db.com Tel. 030-202093-0
Unter den Linden 5, 10117 Berlin, Mi-So 11-18 Uhr, Do 11-19 Uhr

BOCHUM

Situation Kunst (für Max Imdahl)
02.10. bis 30.11.2025: **Dirk Reinartz: totenstill**
situation-kunst.de, Mi-Fr 14-18, Sa, So, Feiertag 12-18

BONN

Bundeskunsthalle, www.bundeskunsthalle.de
bis 04.01.2026: **27. BUNDESPREIS FÜR KUNSTSTUDIERENDE**
bis 11.01.2026: **W.I.M. DIE KUNST DES SEHENS**
bis 25.01.2026: **WETRANSFORM. ZUR ZUKUNFT DES BAUENS**
bis 06.04.2026: **EXPEDITION WELTMEERE**

LVR-LandesMuseum Bonn
bis 12.04.2026: **Schöne neue Arbeitswelt**. Traum und Trauma der Moderne
www.landesmuseum-bonn.lvr.de, Colmantstr. 14-16, 53115 Bonn, Di-So 11-18 Uhr

BOTTROP

Josef Albers Museum Quadrat Bottrop
27.09.2025 bis 22.02.2026: **Robert Smithson in Europa**
www.quadrat-bottrop.de, Tel. 02041 372030, Anni-Albers-Platz 1, 46236 Bottrop, Mi, Fr-So 11-17, Do 11-19 Uhr

BREMEN

Kunsthalle Bremen
bis 11.01.2026: **Sibylle Springer. Ferne Spiegel**
bis 15.02.2026: **Alberto Giacometti. Das Maß der Welt**
bis 01.03.2026: **Flirt und Fantasie. Griffelkunst von Max Klinger bis Peter Doig**

BRÜHL

Max Ernst Museum Brühl des LVR
bis 05.07.2026: **New Perspectives in der Sammlung**
www.maxernstmuseum.lvr.de, Comesstraße 42/Max-Ernst-Allee 1, Di-So/Fr 11-18

CELLE

Kunstmuseum Celle mit Sammlung Robert Simon
07.10.2025 bis 22.02.2026: **KOMETEN. 25 Jahre Internationale Lichtkunst**
www.kunst.celle.de, Di-So, Feiertag 11-18

DARMSTADT

Hessisches Landesmuseum Darmstadt, www.hlmd.de
bis 11.01.2026: **Wolken. Erleben und Verstehen**
Tel. 06151/3601200, Friedensplatz 1, Di, Do, Fr 10-18, Sa, So, Fei. 10-17, Mi-20 Uhr

DORTMUND

Dortmunder U - Zentrum für Kunst und Kreativität
bis 18.01.2026: **Genossin Sonne**
bis 23.11.2025: **Konklusion? Inklusion!**, Eintritt frei
bis 18.01.2026: **Solarpunk** Eine Ausstellung über verrückte Utopien für ein besseres Morgen, Eintritt frei
bis 01.02.2026: **Kunst → Leben → Kunst** Das Museum Ostwall gestern, heute, morgen, Eintritt frei
www.dortmunder-u.de, Tel. 0231/50-24723, info@dortmunder-u.de, Leonie-Reygers-Terrasse, 44137 Dortmund, Di, Mi 11-18, Do, Fr 11-20, Sa, So, Feiertag 11-18 Uhr

Konzerthaus Dortmund

So 18:00 **Andris Nelsons & Gewandhausorchester Leipzig** Seong-Jin Cho spielt Mendelssohns 1. Klavierkonzert / Di 19:00 **Junge Wilde - Mao Fujita** Klavierabend / Mi 19:30 **Sir Andras Schiff & Orchestra of the Age of Enlightenment** / Do 20:00 **Silvia Pérez Cruz & Salvador Sobral** / 19:00 Happy Hour - Klassik um Sieben

Das WDR Sinfonieorchester mit Strauss' »Heldenleben«, www.konzerthaus-dortmund.de, Tel. +49 231 - 22 696 200

DRESDEN

STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN
Alle Ausstellungen und Veranstaltungen unter: www.skd.museum

DUISBURG

MKM Museum Küppersmühle für Moderne Kunst
bis 25.01.2026: **Susan Hefuna - Passage**
„Zeig was Du hast“ Jörg Immendorff aus der Sammlung Ströher
www.museum-kueppersmuehle.de, Tel. 0203/ 30 19 48 11, office@museum-kueppersmuehle.de, Philosophenweg 55, 47051 Duisburg, Mi-So, Feiertag 11-18 Uhr, Jeden Sonntag 15 Uhr öffentliche Führung

EMDEN

Kunsthalle Emden
15.11.2025 bis 12.04.2026: **ARMIN MUELLER-STAHL** Nacht und Tag auf der Erde
kunsthalle-emden.de, Tel. 04921-975050, Di-Fr 10-17, Sa, So, Feiertag 11-17 Uhr, 23., 24. und 31.12. geschlossen

Erfurt

Defensionskaserne, Erfurt | bis 18.01.2026
ONLY GOOD VIBES? Cannabis, Rausch & Realität
Eine Ausstellung der Stiftung Welt der Versuchungen

tägl. 11-18 Uhr, Do 11-20 Uhr, für Schulklassen ab 9 Uhr nach Buchung, Di geschl.
mehr unter: www.welt-der-versuchungen.de | Instagram: [weltversuchungen](https://www.instagram.com/weltversuchungen/)

ESSEN

Museum Folkwang
bis 18.01.2026: **WILLIAM KENTRIDGE. Listen to the Echo**
bis 04.01.2025: **STIMMEN DER ZEIT. Eine Oral-History**
bis 04.01.2025: **DOCUMENTARTFOTOGRAFIE REKORDPREISE**
www.museum-folkwang.de, Tel. 0208-8845-444, Museumsplatz 1, 45128 Essen, Di-So 10-18 Uhr, Do und Fr 10-20 Uhr, Eintritt frei in die Sammlung

Ruh Museum, UNESCO-Welterbe Zollverein

Dauerausstellung: Natur, Kultur und Geschichte des Ruhrgebiets
Schaudepot/Kokerei: im Rahmen einer Führung buchbar

14.02.2026: **Das Land der tausend Feuer. Industriebilder**

31.08.2026: **Brigitte Kraemer Dokumentarfotografien**

Gelsenkirchener Str. 181, T. 0201-24681444, tgl. 10-18, www.ruhmuseum.de

FLENSBURG

Museumsberg Flensburg
20.07.2025 bis 25.01.2026: **JUGENDSTIL HOCH ZWEI: Hans Christiansen und sein Lieblingsschüler Robert Gercke**
28.09.2025 bis 08.03.2026: **Unterschätzt! Starke Frauen der Künstlerkolonie Eksensund**

FRANKFURT AM MAIN

ARCHÄOLOGISCHES MUSEUM Frankfurt
Dagmar Schultdt - ARCHÄOLOGIE DER GEDÄNKEN.
Von der Kunst des Sichtbaren und Unsichtbaren.

Karmelitergasse 1, 60311 Frankfurt am Main, Di, Do-So 10-18, Mi 10-20

Frankfurter Kunstverein

02.10.2025 bis 01.03.2026: **Anatomie der Fragilität: Körperbilder in Kunst und Wissenschaft**

www.fkv.de, Di, Mi, Fr-So 11-19, Do 11-21, Feiertag geöffnet

Städels Museum

bis 12.02.2026: **Carl Schuch und Frankreich**

11.04.2026: **Asta Gröting. Ein Wolf, Primaten und eine Atemkurve**

www.staedelmuseum.de, Tel. 069-605098-200, Schaumainkai 63, Frankfurt am Main, Di, Mi, Fr-So 10-18, Do 10-21 Uhr



HAGEN

Museumsquartier Hagen
bis 01.02.2026: **Noortje Palmers: Menschen des 21. Jahrhunderts**
bis 11.01.2026: **InformELLE: Künstlerinnen der 1950er/60er Jahre**

HALLE (SAALE)

Kunsthalle "Talstrasse"
bis 15.02.2026: **ECHO DES UNBEKANNTEN. Vom Umgang mit Tod und Vergänglichkeit** Talstr. 23, 06120 Halle (Saale), Mi, Fr 13-17, Do 13-19, Sa, So, Feiertags 11-17 Uhr, <https://kunstverein-talstrasse.de>

Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale)
bis 10.02.2026: **Halle handlich. 75 Jahre Landesmünzkabinett Sachsen-Anhalt**

Friedemann-Bach-Pl. 5, 06108 Halle, www.kunstmuseum-moritzburg.de

HAMBURG

MUSEUM DER ARBEIT

29.10.2025 – 03.05.2026: **CARE!**

Wenn aus Liebe Arbeit wird

29.10.2025 – 03.05.2026

Stiftung Historische Museen Hamburg

Museum der Arbeit, Wiesendamm 3 22305 Hamburg

OBERHAUSEN

LUDWIGGALERIE Schloss Oberhausen

bis 23.11.2025: **Udo Lindenberg. Kometenhafte panisch - Likörelle, Udogramme, nackte Akte & viel mehr**
www.oberhausen.de, Tel. 0208 41249 28, Konrad-Adenauer-Allee 46, Oberhausen, Di-So, Feiertag 11-18

OSNABRÜCK

Museumsquartier Osnabrück
Felix Nussbaum - Der Maler / Deutscher Friedenspreis für Fotografie 25.9.25
bis 22.2.26 / „Stadtspuren“ zur Geschichte der Friedensstadt Osnabrück
www.museumsquartier-osnabrueck.de Di-Fr 11-18, Sa+So 10-18 Uhr

REGENSBURG

Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg
bis 18.01.2026: **Lovis Corinth - Bildrausch**
www.kunstforum.net, Di, Mi, Fr-So 10-17, Do 10-20 Uhr

ROSTOCK

Kunsthalle Rostock
21.09. bis 30.11.2025: **Rosa Loy - Sonne im Sinn**
www.kunsthallerostock.de, Tel. 038144040500, info@kh-rostock.de, Hamburger Str. 40, Rostock, Di-So, Feiertag 11-18

SCHWÄBISCHE HALL

JOHANNITERKIRCHE

Dauerausstellung: **Alte Meister in der Sammlung Würth**
Täglich 11-17 Uhr, Eintritt frei, <a href="http://www.kunstkultur

Manche glauben, das Gefährlichste an meiner Arbeit seien verurteilte Extremisten, die ich im Gefängnissen treffe. Und das Schwierigste sei, junge Menschen vor Radikalisierern zu bewahren. Ich gebe zu: Es braucht Überwindung, vor Schüler zu treten, die mich für einen Islamhasser halten. Oder mit Straftätern zu reden, die sich als Kämpfer für die Sache der Palästinenser sehen und mich, den Palästinenser, als Verräter an meinem Volk.

Doch das lässt sich lernen. Man braucht dazu Offenheit und Empathie – die Geduld, denen, die anders denken, zuzuhören; den Mut, zu seiner eigenen Sicht zu stehen; die Demut, sein Gegenüber nicht zu belehren.

Ich bin Psychologe und wurde als Sohn von Palästinensern in Israel geboren. In Deutschland arbeite ich heute vor allem als Experte für Extremismus. Ich schule Polizisten und Lehrer, wie man Islamismus und Antisemitismus erkennt und damit umgeht. Weil ich Klartext rede, werde ich immer wieder verleumdet – nicht nur von Radikalisierern, auch von Linken und Migranten. Ich glaube, es passt ihnen nicht, dass ich Integrationsprobleme benenne, die in diesem Land lange verschwiegen wurden. Das Wichtigste, was mein Team und ich tun, sind aber unsere Workshops für Jugendliche.

Wenn ich in Schulen oder auch Gefängnisse gehe, erzähle ich meist erst einmal meine Geschichte. Wie meine Großeltern unter der israelischen Staatsgründung litt und mein Großvater sogar auf der Seite der Iraker gegen die Israelis kämpfte. Wie mächtig der Hass auf »die Juden« in dem Milieu ist, aus dem ich komme, also unter Arabern in Israel. Und wie ausgerechnet ein Imam, mein Lehrer und väterlicher Freund, mich mit Radikalen zusammenbrachte. Damals habe ich die Hamas bewundert. Wir Teenager fuhren donnerstagabends gern nach Jerusalem in die Al-Aksa-Moschee, um vor dem Freitagsgebet dort zu übernachten. Wenn die Sicherheitslage brenzlig war und nur Männer über vierzig in die Moschee durften, provozierten wir draußen die israelischen Polizisten.

Wenn ich davon erzähle, reden meine Zuhörer auch von sich, oft entstehen leidenschaftliche Diskussionen. Anfangs lehnen sie mich oft ab als Judentrue. Doch wenn man selber ehrlich ist, bleibt es nicht bei feindseligem Schweigen. Belastender als diese Arbeit sind die ständigen Drohungen, die mich über das Internet erreichen: »Guten Tag, Mansour. Ihr Vater hätte Ihrer Mutter lieber ins Gesicht gewichst, als dich zu machen. Ich hoffe, deine Kinder enden wie die in Gaza.« Oder: »Dafür wird mein Onkel bei der türkischen Spezialeinheit Bordo Bereliler dich und deine Angehörigen zu Tode foltern, wenn er Deutschland in zwei Monaten besucht, Du dreckiger Nazionist!« Das sind nur zwei Beispiele aus der letzten Woche, an manchen Tagen kommen Hunderte Hassmails. Die türkische Einheit Bordo Bereliler gibt es übrigens wirklich, sie ist unter anderem spezialisiert auf verdeckte Operationen im Ausland.

Meine Kollegen, die in meiner Initiative für Extremismusprävention arbeiten und meist einen Migrationshintergrund haben (darunter Libanen, Türken, Iraner), haben gelernt, das auszuhalten. Ich selbst lebe seit 2015 mit Polizeischutz, unsere Berliner Büros haben seit 2018 Objektschutz. Und es wird immer schlimmer. Ja: Ich habe manchmal Angst. Es fällt mir nicht leicht, das zuzugeben. Ich bin ein Mann, und Männer aus meinem Kulturreis dürfen keine Angst zeigen. Hinzu kommt, dass ich meinem Team und erst recht meiner Familie Sicherheit vermitteln will. Außerdem behaupten meine politischen Gegner gern, ich wolle mich nur wichtigmachen. Das ist perfide und empathielos.

Doch noch mehr als die Morddrohungen belasten mich die ständigen Diffamierungen. In den letzten Wochen gab es wieder gezielte Versuche, uns durch Lügen zu zerstören. Ich weiß, wie so etwas abläuft, denn 2023 wurde ich schon einmal als Hochstapler verleumdet. Ein muslimisches Portal unterstellte mir, meinen Lebenslauf gefälscht zu haben. Doch statt diese Anwürfe zu hinterfragen, beäugten selbst manche deutsche Leitmedien mich misstrauisch. Ich musste mich mit einem Faktencheck wehren. Und ich gewann vor Gericht. Aber es war furchtbar anstrengend.

Diesmal begann es mit einer Welle automatisierter Kommentare auf Social Media: Sobald ich etwas postete, egal was, antworteten Bots mit der Unterstellung, ich bekäme Tausende Euro »von Israel« für jeden Post gegen die Hamas. Das war im September, bald folgte der nächste Schritt: Anonyme Accounts verbreiteten, ich sei »als Agent einsetzbar«, um die deutsche Gesellschaft zu spalten.

Es gab keinen Beleg, aber die Lüge verfing: Mansour als geldgieriger Agent dunkler Mächte. Wir ließen das löschen, doch das Narrativ kursiert weiter. Auch Muslim Interaktiv, jetzt vom Bundesinnenminister verboten, hetzte gegen mich. Ich kenne das schon seit 2023, als das Umfeld von Muslim Interaktiv meinen Mitarbeiter und mir mit dem Tod drohte. Nein, man gewöhnt sich nicht an so etwas. Ich weiß aus eigenem Erleben, wie gefährlich Pranger sind. Man muss etwas nur oft genug behaupten, dann wird es geglaubt und sickert aus dem Internet auch in klassische Medien. Man gilt irgendwann als umstritten – oder Schlimmeres.

Daher war ich alarmiert, als Mitte Oktober das Magazin *Jacobin* unter der Überschrift »Ahmad Mansour kann kein Vorbild sein« schrieb, seit April fördere »das CSU-geführte Bundesforschungsministerium« mein Projekt »Dis_Ident mit 9,5 Millionen Euro«. Wahr ist, das Forschungsprojekt Dis_Ident wird von meiner Frau Beatrice Mansour gemeinsam mit der LMU München, den Universitäten Köln und Nürnberg-Erlangen sowie dem Universitätsklinikum Heidelberg realisiert.



Ahmad Mansour, 49, wurde als Sohn von Palästinensern in Israel geboren. Der Psychologe engagiert sich gegen Radikalisierung

Foto: Raphael Schumacher/dpa (c)

Auch wir sind Muslime!

Wieder einmal werde ich verleumdet – nun als Rassist und Islamfeind.
Der Vorwurf trifft auch meine Kollegen. Warum er so infam ist VON AHMAD MANSOUR

Beschlossen wurde es im November 2023 von der Ampelregierung, vom Haushaltsausschuss des Bundestages. SPD, Grüne, FDP und die Oppositionspartei CDU/CSU stimmten zu. Als Gutachter inhaltliche Kritik vorbrachten, wurde nachgebessert – eine übliche Praxis. Ziel des Projekts ist, zu zeigen, wie Desinformation zur Radikalisierung beiträgt. Wie antisemitische und islamistische Narrative sich über soziale Medien verbreiten. Das Ziel: Strategien für Prävention und politische Bildung zu entwickeln. Die beteiligten Forscherinnen und Forscher

kommen aus unterschiedlichen Disziplinen, sie arbeiten zwar mit uns im Verbund, ihre Forschung bleibt unabhängig und ergebnisoffen. Ich finde es absurd, dass ausgerechnet dieses Projekt jetzt benutzt wurde, um mich als unseriös, ja islamfeindlich zu verdächtigen. Dass der anfängliche Shitstorm gewirkt hatte, wurde mir klar, als die Redaktion von *Correctiv* uns mit Vorwürfen konfrontierte. Man zog unter anderem die Art der Bewilligung und die Wissenschaftlichkeit von Dis_Ident in Zweifel, auch, ob die teilnehmenden Jugendlichen ausreichend geschützt würden. Wir beantworteten alle Fragen ausführlich – und ich hoffte auf eine faire Berichterstattung. Doch das Ergebnis war bitter. *Correctiv* erweckte den Eindruck, das Projekt, betreut von einem un-

abhängigen Beirat, sei unwissenschaftlich, womöglich rassistisch. Kein Wunder, dass wir bald Post von einer Zeitung bekamen, die uns unverblümt fragte: »Wie stellen Sie sicher, dass Ihr Projekt muslimische Jugendliche nicht pauschal problematisiert oder stigmatisiert?« Nachdem wir zusammen mit federführenden Wissenschaftlern des Projekts alle Fragen sachlich beantwortet hatten, zog die Zeitung dies zurück. Immerhin.

Ist nun alles gut? Nein. Denn der Vorwurf des Rassismus ist schwerwiegend. Wieso müssen mein Team und ich nachweisen, dass wir keine Islamfeinde sind? Auch wir sind Muslime! Deutschland ist meine Wahlheimat, ich werde alles tun, damit Extremisten dieses Land nicht zerstören. Ich habe aber keine Lust mehr, mich gegen Diffamierer zu verteidigen. Das Problem sind nicht wir, die seriösen Islamismuskritiker, sondern dass Verleumdern geglaubt wird – und viele dazu schweigen.

Oft heißt es, ich würde provozieren. Nein, ich sage nur laut, was ich denke. Allen, die noch nie öffentlich verleumdet wurden, sage ich: Es strengt an, sich zu wehren. Denn es geht hier ums Mundtot-Machen. Jedes Mal, wenn sich ein Shitstorm aufbaut, frage ich mich: Reagieren oder nicht? Reagiert man nicht, kann eine Lüge sich ver-selbstständigen. Reagiert man, macht man sie groß.

Mir wird, weil ich Israel gegen Israelhass verteidige, vorgeworfen, ich hätte kein Mitleid mit den Kriegsopfern in Gaza. Das ist infam. Ich bin Israeli und Palästinenser, habe in meiner alten Heimat gegen Siedler demonstriert. Ich war auf der Friedenskundgebung, auf der der Ministerpräsident Izchak Rabin von einem jüdischen Fanatiker erschossen wurde. Und ich war Teil eines islamistischen, antisemitischen Milieus. Ich werde Juden jetzt nicht die Solidarität verweigern – nur um im eigenen muslimischen Milieu Ruhe zu haben.

Schweigen wäre einfach. Ich habe mich anders entschieden. Als Palästinenser glaube ich: Versöhnung beginnt mit der Anerkennung des Leids der anderen Seite. Ich werde das weiterhin fordern.

Aber ich bin erschöpft. Meine Familie und ich leben im Ausnahmezustand. Angst begleitet uns überallhin. Ich sage das nicht, um mich als Opfer darzustellen. Ich erwarte weder Mitleid noch Applaus. Heute schule ich die Polizei mehrerer Länder. Ich leite die Arbeitsgruppe Integration und Chancen der CDU. Ich spreche an vielen Universitäten. Aber ich erwarte auch, dass ich fair behandelt werde, egal wie man zu meiner Meinung steht. Meine Gegner behaupten, ich sei gar kein Muslim. Doch. Ich lese den Koran, ich bete zu Gott, und ich lasse mir von niemandem sagen, wer ich bin.

Eloquent, cool, radikal

Joe Adade Boateng ist das Gesicht von Muslim Interaktiv. Nun wurde die Gruppe verboten

Dieses Mal schweigt er, kein Post bei TikTok, kein neues Video bei Instagram. Seit am frühen Morgen des 5. November die Gruppe Muslim Interaktiv durch das Bundesinnenministerium verboten wurde, scrollen Hamburger Sicherheitsbeamte öfter durch die sozialen Medien, um zu schauen, wo Joe Adade Boateng steckt. Wann er, der 26 Jahre alte Wortführer der Islamisten, wieder auftaucht.

Boateng stand auf dem Hamburger Steindamm vor bis zu 2.300 Demonstranten, als Muslim Interaktiv 2024 ein Kalifat nach dem Gesetz der Scharia forderte. Er rief: »Das ganze Land kennt meinen Namen!« Schon vorher galt er bei den Behörden als Anführer, auch als Paradebeispiel für einen neuen Typ religiöser Fanatiker: eloquent, sportlich, cool und radikal. Im Netz kritisierte Boateng, dass Muslime in Deutschland systematisch ausgegrenzt würden und unerwünscht seien. Das Problem war, dass Muslim Interaktiv diesen Vorwurf auf sich selbst ausweitete, nach dem Motto: Wer uns verbieten will, will den Islam an sich verbieten.

Auch deshalb wollte der Staat ein Verbot sehr sorgfältig prüfen. Er mühte sich mehr als ein Jahr lang, Beweise dafür zu sammeln, dass die Gruppe eine Gefahr für die freiheitliche Ordnung ist. Es schien schwierig zu zeigen, dass die Gruppe nicht nur radikal ist, sondern auch gegen die Verfassung arbeitet – und für einen islamischen Gottesstaat. Doch nun erließ das Bundesinnenministerium eine Verbotsverfügung gegen die Gruppe, und sogleich verschwanden deren Kanäle bei Instagram und YouTube. Die Gründe für das Verbot benannte Bundesinnenminister Alexander Dobrindt (CSU): Man könne beweisen, dass die Gruppe die Demokratie und den Rechtsstaat abschaffen wolle und das Existenzrecht Israels abstreite. Man lasse nicht zu, dass sie mit ihrem Hass die Gesellschaft zersetze. Hamburgs Innensenator Andy Grote (SPD) betonte, dass Muslim Interaktiv vor allem junge Menschen gegen den Staat aufhetze. Diesem »TikTok-Islamismus« habe man nun einen Schlag versetzt.

Tatsächlich sprechen Mitglieder einschlägiger Gruppen Jugendliche auch in der echten Welt an, insbesondere vor Moscheen. Komm doch mal zu einem Vortrag, sagen sie. Auf einer Gartenparty bei einem gemeinsamen Bekannten. Muslim Interaktiv soll kei-

ne Anschläge geplant haben, aber hetzte und fiel durch Gewalt auf. Bei einem Aufmarsch schon im Oktober 2023 kam es zu Gefechten mit der Polizei, Teilnehmer der unangemeldeten Demonstration für Palästina bewaffneten sich mit Holzlatzen. Danach fanden Durchsuchungen statt, auch bei dem Lehramtsstudenten Joe Adade Boateng. Am 21. August 2024 erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen ihn.

Seitdem geschah wenig. Das zuständige Amtsgericht Hamburg-St. Georg hat nach 15 Monaten immer noch nicht entschieden, ob und wann der Prozess gegen Boateng und drei weitere mutmaßliche Führungsspitzen von Muslim Interaktiv eröffnet wird. Andere Verfahren waren offenbar wichtiger. Weitere Ermittlungen gibt es aktuell nicht gegen Boateng, bestätigte die Hamburger Staatsanwaltschaft auf Nachfrage der ZEIT. Obwohl Muslim Interaktiv nun verboten ist, liegt ein großer Teil des Netzwerkes im Dunkeln. Unklar ist: Woher kam das Geld für die teuren Autos, mit denen man gern posiert? Wer bezahlte die aufwendigen Videos? Und gehört die Gruppe zur radikal-sunitischen Organisation Hizb ut-Tahrir (HuT)? Die ist in Deutschland seit 2003 verboten, aber offenbar weiterhin in deutschen Großstädten aktiv. Recherchen der ZEIT (Ausgabe vom 28. August 2024) legen nahe, dass Muslim Interaktiv ein Ableger der HuT ist. Diese wurde 1953 in Jerusalem gegründet und strebt einen weltweiten Islamischen Staat an.

CHRISTOPH HEINEMANN



Der Wortführer
Joe Adade
Boateng, 26

ANZEIGE

3 Wochen gratis lesen.

DIE ZEIT
MIT CHRIST & WELT

Wir sollten Achtsamkeit nüchternen betrachten



Jetzt bestellen:
zeit.de/3xchristundwelt

ENTDECKEN



Foto: Bastian Thiry für DIE ZEIT

Fuchs, du hast mein Herz gestohlen

Vor unserem Redaktionsgebäude in Berlin lebt neuerdings ein Fuchs. DAVID HUGENDICK hat versucht, ihn zu treffen. Kann da eine Beziehung entstehen?

Wie würde man ein Gespräch eröffnen?

»Hallo, hinreißender Pelz!«

J

Jede gescheiterte Beziehungsgeschichte muss irgendwo anfangen. Und vielleicht beginnt diese im Frühjahr, als mehrere Kollegen plötzlich aufgeregt von ihm erzählen. Dass er draußen vor der Berliner Redaktion unterwegs gewesen sei, im grauenden Morgen, vor Sonnenaufgang, und am Abend, wenn der Himmel langsam zu Tinte wird. Wie er dann geschäftig im Gestrüpp verschwunden sei oder da drüben an der Böschung, wie er eilig durch das Tor gelaufen sei, den Pflasterweg zur Straße raus, oder bei den Fahrradständern etwas gesucht habe, ganz allein. Und die Gesichter der Kollegen leuchten immer ein paar Watt heller, sobald sie ihn erwähnen, als hätten sie Timothée Chalamet gesichtet, der nun regelmäßig um einen Neubaubüroturm in Kreuzberg streunt.

Je stärker sich die Geschichten über ihn verbreiteten, desto öfter schnurrteten sie bald auf einen Satz zusammen: Ach, der Fuchs war wieder da. Vor einigen Wochen kam der Anruf. Ob ich diesen Fuchs nachbarn, der inzwischen inoffiziell zum Redaktionsfuchs h. c. befördert worden war, nicht mal treffen wolle. Und ob ich nicht etwas erfähre über die Beziehung von Mensch und Tier. Vermutlich habe ich mich dafür durch jahrelanges offenbar wunderliches Verhalten qualifiziert, da ich auf der Straße andauernd Tiere anspreche und bisweilen in längere, meist recht einseitige Gespräche verwickle.

Persönlich war mir dieser Fuchs bisher nie begegnet. Und die ausschweifenden Erzählungen über ihn ließen mich zunächst an ein Fantasiewesen glauben, wie Moby Dick oder den Yeti, wobei die statistische Fuchswahrscheinlichkeit in Berlin deutlich höher liegt als die von weißen Walen, die eine Privatfehde mit manischen Schiffskapitänen führen, und auch von verzottelten Fellriesen im Himalaya: Je nach Schätzung leben 5.000 bis 15.000 Füchse in der Stadt, mithin gut möglich, dass einer von ihnen in die Nähe einer Zeitungsredaktion zieht.

Velleicht ist er sogar ein interessanter Leser. Aber dafür müsste ich ihn ja erst einmal treffen. Und Großstadtfüchse gelten als dem Menschen gegenüber wenig zutraulich, sofern sie sich für uns überhaupt interessieren. Sie haben dafür ihre Gründe, und für die habe ich größte Sympathie. Auch dafür, dass Füchse ungern Termine vereinbaren, sich nicht zuverlässig an Verabredungen halten, nicht andauernd erreichbar sind und ihre genaue Adresse auch nicht so gern herumerzählen.

Bekannt ist nur: vielleicht in der Nähe der Redaktion, vielleicht in der Nähe des Parkplatzes, vielleicht dort am Zaun, wo die Hecke dichter wird, vielleicht im spärlichen Park dahinter, eher ein Exhibitionisten-gehege mit schlechter Beleuchtung und splitterigen Holzbänken, die nach dem kompletten Hepatitis-Alphabet aussehen und dem allgemeinen Best-of-Glasscherben-berlin. Ungefähr hier soll er wohnen. Und ungefähr hier soll ich nach ihm suchen. Allerdings habe ich keine Erfahrungen, wie man jemandem erfolgreich auflauert. Ich habe mir eine Wachsjacke angezogen, damit er mich als naturverbundenes Individuum ernst nimmt. Ich trage einen Flachmann in der Innentasche, damit mich auch echte urbane Naturburschen ernst nehmen, falls die sich zufällig hierhin verirren und etwas genauer nachfragen.

Für Freunde exakter Zeitangaben: Es ist 21.14 Uhr, optimale Fuchszeit, die Tiere sind nacht- und dämmerungsaktiv, von abends bis morgens, doch natürlich kann es sein, dass ich es mit einem exzentrischen, rebellischen Exemplar zu tun habe, einem Pick-me-Fuchs, der gegen das Korsett der Fuchskonventionen aufbegeht, um sich interessant zu machen. Denn: Er lässt sich schon bitten. Recht bald erlischt auch im Gebäude fast alles Licht. Und einige letzte Kollegen laufen im Feierabend-Stechschrift vorbei, verwundert, dass ich so allein auf dem Vorplatz stehe wie ein versetzter Casanova, der es noch nicht kapiert hat.

»Was machst du denn noch hier?«

»Hab 'ne Verabredung.«

Allgemach senkt sich die Stille. Das Grün der Bäume verdunkelt sich, sie schwenken müde ihre Blätter, aus dem Park nebenan kommt sanftes Gemurmel, der leise Atem der Natur, wie das bei Rousseau heißt, vielleicht warnen schon aufmerksame Ratten den Fuchs, dass er wohl einen Stalker hat, der hier nun herumschleicht.

Der Erlebnisradius eines Stadtffuchs liegt zwischen zwei und drei Kilometern. Es erscheint sinnvoll, selbst in Bewegung zu sein, dem Fuchs auf seiner Route durchs Revier entgegenzugehen. Ein diskret angefunzelter Rundweg führt ums Haus; vorbei an einer Schämhütte für die Raucher und an einer geheimnisvollen Stahltür, vermutlich Eingang eines stillgelegten Tunnels oder eines Testlagers für verbotene Militär-experimente, aus dem jede Sekunde Männer mit wirrem Haar und einem Koffer voll Plutonium treten. Wo ist er nur?

Der Kulturtheoretiker Mark Fisher hat einmal über das Gespenstische geschrieben, es bestehne im »Ausfall der Präsenz« und dem »Ausfall der AbSENZ«. Etwas ist nicht da, wo es sein sollte. Oder etwas ist da, wo es nicht sein sollte. So gesehen doppelt unheimlich: Der Fuchs ist nicht da, wo er um diese Uhrzeit sein sollte (hier), ich bin da, wo ich um diese Uhrzeit nicht sein sollte (auch hier).

Und wenn er noch kommt?

Wie würde man ein Gespräch eröffnen mit einem möglichst guten ersten Eindruck? »Hi, öfter hier?«, »Hallo, absolut hinreißender Pelz!«, »Bei der Hertha läuft's gerade nicht so, ne?« oder »Was denkst du so über die Stadt-Bild-Debatte?«. Ebenfalls unklar ist, ob man Füchse duzen soll oder sie besser siezt, wobei Füchse enorm anpassungsfähige Tiere sind. Ertragen den Lärm, erdulden die Hektik, ernähren sich vom Zeug, das man hier in den Müll wirft oder auf die Straßen dieser Stadt, die ihre Gleichgültigkeit oft noch begeistert als Freiheit verkauft. Ich weiß übrigens nicht, ob mein Fuchs ein Männchen ist oder ein Weibchen oder ob er nicht lieber gender-neutral angesprochen werden möchte. Wir sind schließlich in Berlin.

Die Natur antwortet darauf bloß mit undeutlichem Knirschen im Unterholz, allerdings fühle ich mich etwa nach einer Stunde in der Schummrigkeit eines komatösen Büroareals allmählich beobachtet. Vielleicht höre ich sogar leise Schritte. Als ich mich umdrehe, verschwindet ein orangefarbener, überaus pelziger Schatten unter einer Hecke. Ein Aperçu eines Fuchsschwanzes. Zu schnell für ein Foto, viel zu flink für einen Versuch von höflicher Konversation. Mein »Hey« klingt auch eher nach einem Rentner, den der Bus stehen gelassen hat.

Hinter der Hecke liegt ein Garagenhof, der seit Jahren offenbar sämtlichen Glas- und Stahlräumen von Immobilienentwicklern widerstand leistet. Ein Hof voller Autoruinen und morscher, vielleicht seit Jahrzehnten verriegelter Holzgatter. Möglicherweise musste der Fuchs dort noch Geschäfte erledigen, vorstellbar ist ja vieles: Eltern übers Ohr hauen, Schulden von Waschbüchern eintreiben, Import-Export, einen Jungen Fuchs mit verschlagenen Streuneraketen. Jedenfalls eiliges Business, wie man auf der Straße sagt. Ein Fuchs muss tun, was ein Fuchs tun muss.

Vielleicht hat er ja am nächsten Morgen mehr Zeit. Und um kurz nach fünf steht der Mond blass am Himmel, als wollte er sagen: So, reicht langsam auch. Wenn die Bäume ringsum sprechen könnten, hätten sie hier heute nicht viel zu erzählen. Der Fuchs ist bisher leider unpasslich.

Obwohl: War er das nicht gerade, da drüben am Zaun? Blitze da nicht ein stupfiges, höflich ergrautes Orange? »Der Fuchs entzieht sich permanent seiner Eindeutigkeit«, hat die Literaturkritikerin Katrin Schumacher in ihrem hinreißenden Buch über diese Tiere geschrieben. Also: schön und niedlich, zugleich heimtückisch und eigenwillig. Oder man hat ihn einfach schon wieder verpasst. Vielleicht hätte ich Wildtierkameras im Gelände aufstellen sollen,

len, aber ich weiß nicht, wie der Fuchs zur Überwachung im öffentlichen Raum steht. Außerdem möchte ihn nicht behandeln wie einen Kriminellen.

In buddhistischer Reglosigkeit sitze ich auf meinem Posten und starre auf den Weg. Es ist kalt. So vergeht die Zeit. Ich frage mich, wie Heinz Sielmann das einst ausgehalten hat, als er, vermutlich als Dornbusch verkleidet, Stunden in Savannen und Sumpflandschaften hockte, bis sich ein Gnu oder eine schüchterne Molchart endlich vor seine Kamera bequemte. Noch ein paar Minuten, und vielleicht landen die ersten Nebelkrähen auf mir, mit spöttischen Augen, als besäßen sie eine tiefer Einsicht in den Lauf des Universums. An einer Bank draußen vor dem Hofeingang verkaufen bereits Leute in Jogginghose etwas an Leute in Jogginghose. Es könnte sein, dass sie mich für Konkurrenz oder die Zivilpolizei halten,

Zweites vielleicht das blöde Lied einfällt, vom Fuchs, der die Gans gestohlen hat, was Fuchsressentiments schon im Kindergarten prägt. Hierzu muss gesagt werden, dass keinerlei amtliche Statistiken zu Gefügeldiebstählen existieren und auch keine Überrepräsentation von Füchsen bei Entführungsdelikten im Allgemeinen. Und sauer könnte der Fuchs auch auf diejenigen werden, die sofort hoch erhitzen schließen wollen, sobald ein Wolf einen Zaun beschädigt, Biber ein Flugfeld lahmlegen oder Dachse, übrigens oft geduldige Bekannte von Füchsen, ein Bahngleis ausbuddeln. Der Mensch hat oft ein cholerisches Verhältnis zur Natur. Und ein Fuchs hätte gute Gründe, missmutig zu werden, wenn schon wieder einer seiner Artgenossen von einer fahrenden Allrad-Zitadelle überrollt wurde, Hauptodesart eines Stadtffuchs. Sagt auch die Berliner Fuchshilfe, die man bei Fuchsnotfällen

es dem Halbseidenen und dem Verbotenen Schatten spenden kann, schlüpfrigen Heimlichkeiten, bisweilen aber auch Schlimmerem. Statistisch gesehen wird Gebüsch leider häufiger in Straftaten verwickelt als, sagen wir, ein Rhododendron. Vermutlich spielt Gebüsch deshalb in glühenden Naturanrufungen nie eine Rolle, so wie es ihm auch sonst im Alltag an zärtlicher Zuwendung fehlt. Am Gebüsch erleichtert sich allenfalls mal ein Partyzombie zu später Stunde mit einem lauten »Aaah«, was im Schnitt etwa sieben von zehn Männern rufen, wenn Flüssigkeit in sie rein- oder aus ihnen rausläuft. Über Gebüsch lässt sich eine Weile nachdenken, nach einer halben Stunde etwa sehe ich jedoch zuerst die vorwitzigen Ohren, dann den Schweif, dann das gesamte durchnässte Tier, das würdevoll durchs Laub trabt wie ein echter Gentleman. »Hallo, Fuchs! Wart mal!«, sage



Auch der ZEIT-Fotograf Bastian Thiery begab sich auf die Spur des Fuchses

Foto (Ausschnitt): Bastian Thiery für DIE ZEIT

bald schaut einer rüber und macht Hip-Hop-Video-Gesten, aber sie kommen sich vermutlich selbst etwas komisch vor, mich zu fragen, was ich hier ausgerechnet um diese Uhrzeit mache. Ein Eichhörnchen rast den Baum runter und ohne Beute wieder nach oben. *Life in the trees isn't easy*.

Die ersten Kollegen kommen:
»So früh schon hier?«
»Ich warte auf jemanden.«

Der Fuchs wartet allerdings heute nicht auf mich. Am Abend auch nicht. Auch am nächsten Morgen fehlt er bei der üblichen Choreografie. Krähen: da. Ratten: auch da. Spatzen: anwesend. Mann mit Laubbläser: einsatzbereit. Von ihm: keine Spur. Vielleicht statte er gerade dem Kanzleramt-fuchs einen Besuch ab, der lebt nicht weit weg, inzwischen eine Lokalberühmtheit, dagegen komme ich nicht an. Aber allmählich finde ich, dass ich bislang weitaus mehr in unsere Beziehung investiere als er. Allerdings ist es schwer, von Füchsen enttäuscht zu sein.

Umgekehrt hätten Füchse etliche Gründe, von Menschen enttäuscht zu sein. Denen für Füchsen oft noch als Erstes die Tollwut einfällt, obwohl es in Deutschland seit 2006 keinen Fall mehr gegeben hat, an dem ein Fuchs persönlich beteiligt war. Denen als

immer anrufen kann: Inmitten von Häusern und Straßen, Autos und Menschheit lebt ein Fuchs im Schnitt nur zwei bis drei Jahre. Wie alt mag wohl meiner sein?

An einem Abend bringe ich ihm eine Tüte Rosinen mit und verstreue sie auf dem Rasen am Parkplatzrand, im Zaungestrüpp und auf dem Weg. In einem Fachbuch hatte ich gelesen, dass Füchse so etwas gern essen. Naturschützer raten davon ab, Füchse überhaupt zu füttern, weil sie sich sonst an Menschen gewöhnen könnten, aber vielleicht hilft nur Bestechung. Außerdem hat dieser Fuchs etwas Schönes verdient. Und eine Schale Chipsletten wollte ich ihm nicht anbieten.

Es regnet, das Bürohaus steht auf dem Hof wie ein tot, schwarzer Würfelklotz, selbst die Dealer wittern im Park kein Geschäft mehr. Bisweilen glücksen Regentropfen in den Baumkronen, und unter einem trockenen Vordach gucke ich ins Gebüsch, dort hat es eben verdächtig geraschelt, aber vielleicht macht Gebüsch so was hin und wieder von selbst, damit man es überhaupt wahrnimmt. Sonst geht man ja nur teilnahmslos dran vorbei, anonymes Strauchzeug, das sich zum Rest der Natur dazugestellt hat wie ein uneingeladener Gast. Nach Anbruch der Dunkelheit ist Gebüsch höchstens von Bedeutung, wenn

ich, und er bleibt irritiert stehen, schaut kurz herüber aus skeptischen, glasigen Augen. Dann verschwindet er im Dickicht. Er möchte offenbar nichts über sich in der Zeitung lesen.

Ein paar Morgengrauen später sind die Rosinen jedenfalls weg, vielleicht waren es die Vögel, vielleicht auch der Mann, der schon wieder das Herbstlaub wegbläst, so entschlossen, als müsste er gleich noch eine Baracke in Falludscha stürmen. Die ersten Kollegen biegen auf ihren Rädern in die Einfahrt, manche kennen schon meinen Anblick um diese Zeit. Das Gebüsch schweigt, die Krähen streiten sich, und ich laufe bald müde zur Hauptstraße. Die Sonne geht gleich auf.

Aus der Entfernung sehe ich ihn, dreißig, vierzig Meter weit weg. Sein mattes Orange, seinen Pelz, zu Plüscht geföhnt vom Wind, seine fröhlich wippenden Ohren. Die Autos rauschen, ein Doppeldeckerbus donnert vorbei. Dann läuft er los. Fuchsdinge tun neues Fuchsbusiness erleben. Mit ein paar Schritten ist er auf der anderen Straßenseite und dreht sich nicht mehr zu mir um. Er braucht mich weniger als ich ihn. So enden ja leider manchmal Beziehungen. Mach's gut, flüstere ich ihm hinterher. Und pass bitte auf dich auf.



Foto: Simon Gerlinger für DIE ZEIT

Mauro Luongo, 66, lebt in Berlin

Mit

66

In unserer Kolumne nehmen wir uns jede Woche ein Lebensalter vor. In diesem posierte Desirée Nick nackt vor der Kamera

Mit 66 rannte der Ultraläufer Hubert Karl in 60 Tagen auf der Route 66 von Chicago bis Los Angeles. »So verrückte Ideen machen halt auch das Leben interessant«, begründete er seine Reise. Eigentlich hatte der Franke für die knapp 4.000 Kilometer 66 Tage eingeplant. Unterwegs sammelte er zu seiner Überraschung mehr als 80.000 Instagram-Follower, denen er jetzt zum Beispiel Tipps zur richtigen Ernährung gibt.

Mit 66, 1996, wurde Clint Eastwood zum achten Mal Vater. Dem Schauspieler wird ein bewegtes Liebesleben nachgesagt, er hat Kinder mit sechs verschiedenen Frauen. Seine älteste Tochter lernte er erst kennen, als sie schon erwachsen war.

Mit 66 werden Menschen als »dem hohen Alter zugehörig« betrachtet, ergab eine Umfrage in 32 Ländern.

Mit 66 lebt Cornelia Funke auf einem Hof in der Toskana, in der Nähe von Volterra, und lädt junge Künstlerinnen und Naturschützer zu sich ein. Los Angeles, ihre vorherige Wahlheimat, verließ sie unter anderem wegen Donald Trump und der ständigen Gefahr von Waldbränden.

1960 lag die Lebenserwartung von Männern in Deutschland bei Geburt bei **66,9** Jahren und die von Frauen bei 72,4. Jungen, die heute geboren werden, können mit 78,9 Lebensjahren rechnen, Mädchen mit 83,5.

In einem Interview anlässlich seines **66.** Geburtstags sagte der Starkoch Johann Lafer: »Alles ist endlich – und das ist die einzige Gerechtigkeit dieser Welt, in der wir nur zu Gast sind.« Er ernährt sich zu 90 Prozent vegan und vegetarisch, um dem körperlichen Verschleiß entgegenzuwirken.

Mit 66 plädierte Albert Einstein für die Schaffung einer Weltregierung. Sie sei der einzige Weg, die Menschheit zu retten. Einen Monat zuvor waren die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki gefallen.

Mit 66 nimmt laut einer italienischen Studie die Angst vor dem Verlaufen in der eigenen Umwelt zu. Also zum Beispiel die Angst davor, den Weg zu einem Termin in einem unbekannten Teil der Stadt finden zu müssen.

Barbie ist **66** Jahre alt.

Mit 66 bis 70 Jahren sind Deutsche besonders zufrieden in ihrem Leben – vor allem dann, wenn sie noch arbeiten.

Mit 66 starb Oskar Schindler. Auf seinen Wunsch hin wurde er in Jerusalem begraben. Während der NS-Diktatur

hatte Schindler mehr als 1.200 in seiner Fabrik angestellten jüdischen Zwangsarbeitern das Leben gerettet.

Mit 66 posierte Désirée Nick für den *Playboy*, als ältestes Cover-Model der deutschen Ausgabe. »Jeder Frau ab 50 sollte ähnlich ein Akt-Shooting verordnet werden«, findet die Schauspielerin. »Weil sie dadurch aufgeweckt wird, sieht sie sich selbst und ihren Reizen auseinanderzusetzen.«

Ihre 87-jährige Mutter sei von den Fotos hellauft gebegeistert gewesen. »Sie wird den *Playboy* sicher in ihrer Seniorenresidenz herumreichen«, sagte Nick der *Bild-Zeitung*.

Mit 66, im März 2025, bekam die Berlinerin Alexandra Hildebrandt ihr zehntes Kind, Philipp. Die Chefin des Berliner Mauermuseums sagte der *Bild-Zeitung*, sie fühle sich wie 35.

Mit 66 ging Udo Jürgens auf eine Tournee mit dem Titel »Udo 2000 – Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an«. Den namensgebenden Hit hatte er schon mit 43 veröffentlicht.

Mit 66 verlor Olaf Scholz die Vertrauensfrage im Bundestag. Gerhard Schröder war 61, als der Bundestag ihm das Vertrauen verweigerte, Helmut Kohl 52 und Willy Brandt 58.

Mit 66, 1995, wurde Günter Schabowski, der mit seiner Aussage zur »unverzüglichsten« Reisefreiheit zum Mauerfall beitrug, wegen Totschlags angeklagt, weil er mitverantwortlich für den Schießbefehl an der Mauer war. Er wurde schließlich zu drei Jahren Haft verurteilt.

Mit 66 sind so viele Menschen in Deutschland übergewichtig wie in keinem anderen Lebensalter: 60 Prozent der Frauen und 73 Prozent der Männer in der Altersgruppe der 65- bis 74-Jährigen leiden unter Übergewicht.

Inger Nilsson, bekannt für ihre Darstellung der Pippilotta Viktualia Rollgardina Pfefferminz Efraimstochter Langstrumpf, ist **66**. Maria Persson, die Pippis Freundin Annika spielte, ist heute ebenfalls 66, ihr Filmbruder Tommy (Pär Sundberg) 68. Reich geworden sind die Kinderstars dank ihrer Rollen nicht – ihr Honorar war gering, und auch an den Tantiemen wurden sie nicht beteiligt.

Mit 66 stellte Bob Dylan zum ersten Mal seine Bilder aus – in den Kunstsammlungen Chemnitz. Deren Generaldirektorin war durch einen selbst gezeichneten Schmetterling auf einem Cover auf das Zeichentalent des Musikers aufmerksam geworden und hatte angefragt, ob er seine Werke in Chem-

nitz ausstellen wolle. Die Motive hatte er auf seinen weltweiten Tourneen in Schwarz-Weiß gezeichnet und Jahre später eigens für die Ausstellung mit Aquarell- und Gouachefarben koloriert. Der *Spiegel* urteilte: »Die Sujets der Bilder erscheinen ähnlich konventionell wie deren Umsetzung: Porträts, Stillleben, Straßenzüge, Gebäude.«

An seinem **66.** Geburtstag kommentierte Béla Réthy sein letztes WM-

Spiel. Frankreich gewann das WM-Halbfinale gegen Marokko 2:0, und Réthy verabschiedete sich mit den Worten: »Es freut mich, wenn es gefallen hat, und sorry an die, die ich nicht erreichen konnte. Das ist nicht immer einfach. Auf jeden Fall muss ich sagen, liebe Zuschauer, war es mir eine große, große Ehre. Tschüss und adieu.«

Mit 66 wurde Indira Gandhi von ihren Leibwächtern erschossen. Die indische

Premierministerin war auf dem Weg zu einem Interview mit dem Regisseur Peter Ustinov für die BBC. Direkt vor dem Attentat sagte er in die Kamera: »Hier stehe ich also im Garten von Indira Gandhi. Es sind Vögel in den Bäumen. Wächter stehen in den Winkeln. Es ist ruhig.« Kurz darauf: »Auf Indira Gandhi ist soeben geschossen worden. Die Wächter stehen nicht mehr in den Winkeln. Aber die Vögel sind noch in den Bäumen.«

Mit 66 sagt der Eisverkäufer **Mauro Luongo** der ZEIT: »Ich brauche meinen Eiswagen. Er ist wie mein Hund. Wo ich hingehe, ist er immer mit mir. Wenn das Wetter schön wird, gehen wir raus. Und wenn es regnet, gehen wir nach Hause. Ich bin so glücklich. Diese Arbeit, ich liebe sie mehr als meine Frau, ehrlich gesagt.«

Zusammengestellt von
Rebecca Stegmann

ANZEIGE

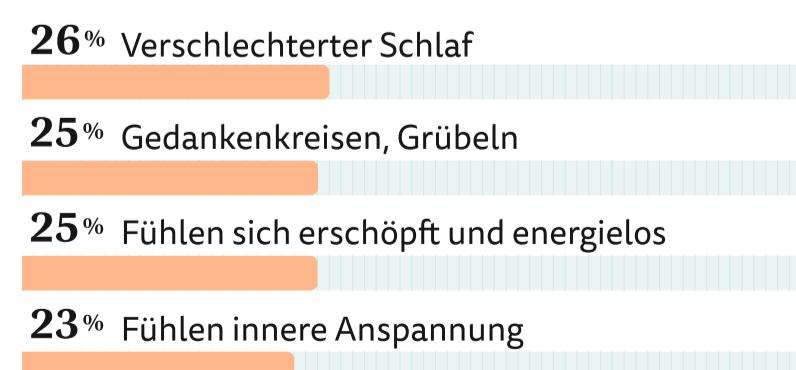
HelloBetter

Dauerstress und Versorgungskrise in Deutschland:

Sorgeninflation in Deutschland: Die Situation der psychischen Gesundheit bleibt angespannt. Bereits zum dritten Mal in Folge zeigt die repräsentative Studie der Online-Therapieplattform HelloBetter, durchgeführt mit dem Marktforschungsinstitut Ipsos, dass Sorgen und Belastungen den Alltag der Menschen bestimmen.

Finanzielle Ängste stehen an erster Stelle: **54 %** fürchten Inflation und steigende Preise. Danach Sorgen um die politische Lage im In- und Ausland (**46 %**), die wachsende Spaltung der Gesellschaft (**42 %**) und Altersarmut (**39 %**).

Wie wirken sich diese Sorgen psychisch, körperlich oder auf das Verhalten der Befragten aus?



Vier von zehn Befragten berichten, dass ihre Sorgen zugenommen haben. Es zeigen sich deutliche Folgen – sowohl körperlich als auch psychisch. Doch keine Unterstützung in Sicht: Laut Studie vergingen zudem durchschnittlich 17 Monate bei Menschen mit einer depressiven Erkrankung, bis sie eine Therapie beginnen konnten.

„Die Zahlen der Studie zeigen insgesamt deutlich: Es geht nicht um Einzelfälle, sondern um Millionen Menschen, die bereits heute mit Schlafproblemen oder Erschöpfung leben und zu lange auf die zu ihnen passende Unterstützung warten müssen. Wirksame Entlastung können da niedrigschwellige Angebote wie die Apps auf Rezept von HelloBetter bieten.“



Scannen
und mehr erfahren

HelloBetter.de



Dr. Elena Heber
HelloBetter Gründerin
Diplom-Psychologin

Mara, warum isst du nicht mehr?

4.8.2021: Warum muss man überhaupt essen? Mir geht es doch gut und ich esse weniger als alle anderen.

5.1.2022: Essen ist für mich kein Grundbedürfnis mehr, es ist viel mehr eine Qual und eine Strafe geworden. Denn jeder Bissen oder Schluck Wasser nimmt mir das Gefühl der Leere. Es gibt mir das Gefühl gefüllt zu sein und dieses Gefühl passt überhaupt nicht zu mir.

5.12.2022: Zum ersten Mal fühle ich mich Gott sei dank (...) wieder etwas dünner. Ich kann meinen Bauch wieder einziehen, meine Oberschenkel mit Platz umfassen, jede Rippe spüren, (...) Beckenknochen und Steifbein sind das einzige an meinem Po (...).

Mara war 13, als bei ihr Magersucht diagnostiziert wurde. Zwei Jahre lang notierte sie in 19 Tagebüchern, wie sie sich fühlte, wie viel sie wog, was sie aß. Oft schrieb sie mit bunten Filzstiften, manchmal malte sie Blumen daneben. Sie gab sich große Mühe für eine Krankheit, die ihr kaum etwas ließ, fast nicht einmal das Leben.

Heute ist Mara 17. Einige der Tagebücher stapeln sich neben ihr auf dem Holztisch in der Küche ihrer Mutter in Berlin, während sie in mehreren Gesprächen von ihrem Krankheitsverlauf erzählt.

Die Zahlen haben uns zu Mara gebracht. Von 2019 bis 2023 ist die Zahl der von Essstörungen betroffenen Mädchen zwischen 12 und 17 Jahren um fast 50 Prozent gestiegen. 2023 wurden doppelt so viele Mädchen wegen Magersucht in einer Klinik behandelt wie vor 20 Jahren. Junge Mädchen wie Mara machen knapp 50 Prozent aller Magersucht-Patienten aus. Mara will davon erzählen, wie sehr einem die Krankheit die Kontrolle nimmt. Und wie man sie überwinden kann.

Maras Gewicht ist jetzt stabil. Konkrete Gewichts- oder Kalorienangaben werden in diesem Artikel nicht gemacht, weil das Menschen triggern kann, die eine Essstörung haben, hatten oder anfällig dafür sind. Die langen, blonden Haare trägt Mara offen, um ihren Hals hängt eine silberne Kette mit zwei Herzen, ein Geschenk von ihrem Freund. Ihre Hände ruhen in ihrem Schoß, aber sie spricht schnell und bestimmt.

Sie sei ein Durchschnittskind gewesen, würde ihre Mutter immer sagen, erzählt Mara. Sportlich, eher schlank. Sie liebte Schokoladeneis, auch im Winter.

Was sie sich nicht anmerken ließ, war das Gefühl, das sie begleitete. Mara sagt, sie habe sich wertlos gefühlt. Das sei einfach in ihr gewesen. Schon als Kind.

Sie strebte danach, sich selbst das Gegenteil zu beweisen. Mit ihrer Handballmannschaft gewinnen. In der Schule nur Einsen schreiben. Mit allen Klassenkameraden gut auskommen.

Aber am stärksten war es beim Aussehen. Sie habe sich zu dick gefunden, sagt Mara. Auch das sei einfach in ihr gewesen. Und sie wusste: Aussehen ist wichtig.

In der Schule saß sie seit der fünften Klasse mit fünf Freundinnen zusammen, sie sprachen über Jungs und Stars und darüber, wie man aussehen sollte. Geschminkt, Minirock, Markenturnschuhe, dünn.

Hatte eine zugenommen, sagte sie das. Die Trainierte aus der Gruppe bekam zuerst einen Freund. Und einmal sagte eine der Freundinnen: Wenn der Beckenknochen hervorsteht, ist man gut. Sie betrachteten alle ihre Beckenknochen. Mara sah nur ihren Bauch.

Sie fühlte sich so unwohl in ihrem Körper, dass sich Blicke von Gleichaltrigen für sie wie Angriffe anfühlten. Trug sie eine Jogginghose und schminkte sie sich nicht, hießen die Blicke: Du bist nicht hübsch genug. Schaut beim Handball eine Gegnerin zu ihr und platzte sich dann weit weg auf dem Feld, bedeutete der Blick: Du bist zu stark, zu dick. Aber der schlimmste Angriff war ihr eigener Blick.

Der große Spiegel hing im oberen Flur der Maisonetewohnung, in der sie mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester lebte, neben der Tür zum Kinderzimmer. Jedes Mal, wenn sie aus dem Bad kam, lief sie darauf zu. Dreieinhalb Meter, sie kamen ihr vor wie 100.

Sie starnte immer auf ihre Füße. Nicht hochucken, habe sie oft gedacht. Dann tat sie es doch. Ihr Blick schoss zu ihrer Hüfte und ihrem Bauch. Sie sagt, sie hatte das Gefühl, ihr Körperfülle den ganzen Spiegel aus.

Mara sagt, in ihr sei damals noch ein zweites Gefühl gewachsen: »Als Frau muss man ganz dünn sein, ganz trainiert. Damit man überhaupt einen guten Mann bekommt, damit alles gut wird.«

Die Veränderungen, sagt Mara, begannen schlechend. März 2020, Corona. Mara war schliefend. Die Schule schloss, die Freundinnen traf sie selten, das Handballtraining fiel aus. Sie überlegte sich neue Aufgaben für ihre Tage. Mehr Sport machen. Sich gesünder ernähren. Sie sah das als gute Lebensweise.

Und sie hoffte, wenn sie äußerlich etwas an sich veränderte, dann würde sich auch das schlechte Gefühl in ihr verändern. Dann würde sie sich wertvoller fühlen.

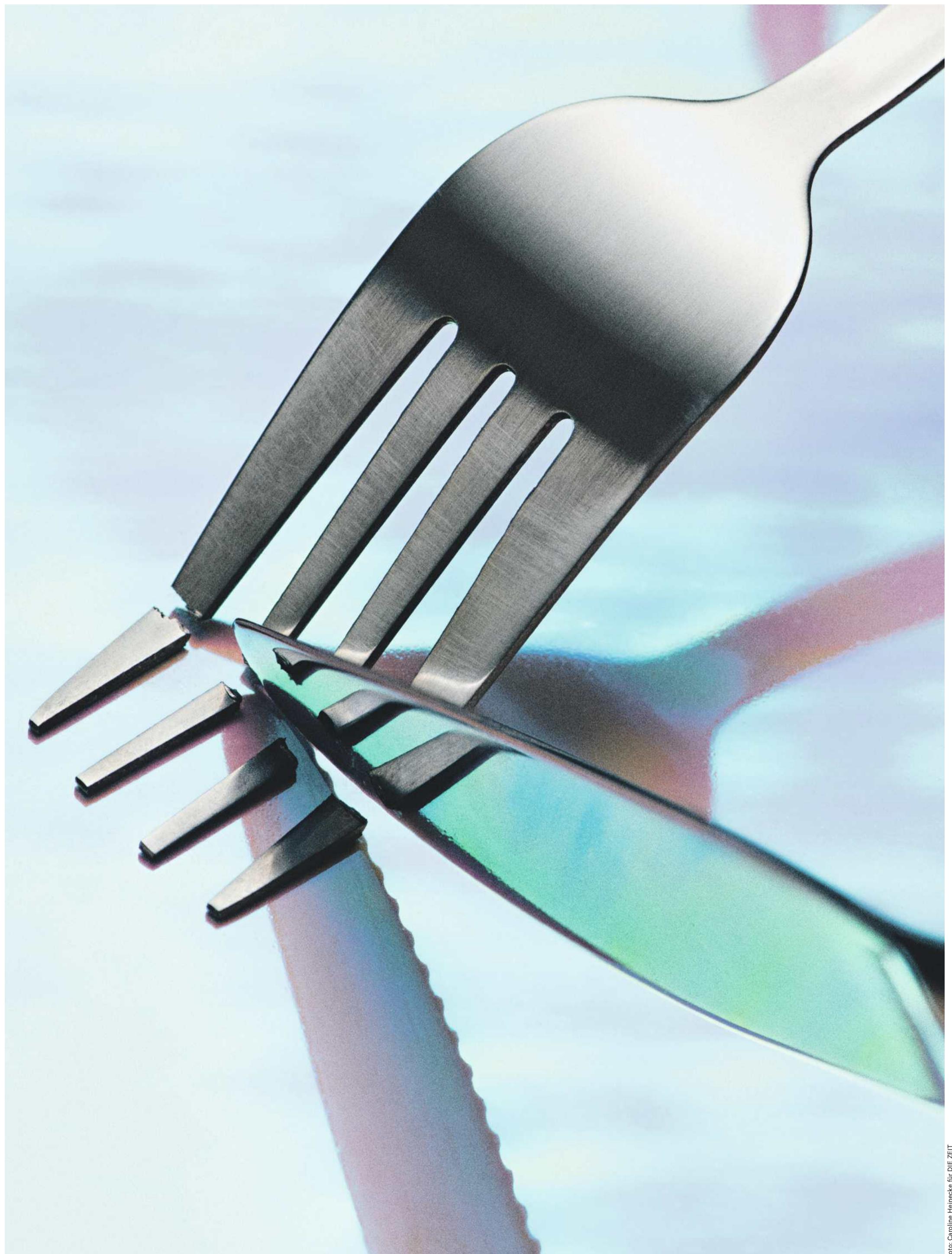


Foto: Caroline Heinecke für DIE ZEIT

Sie war 13 und wollte gesehen werden. In ihren Tagebüchern dokumentierte sie ihre Magersucht.

Bis die Ärztin sagte: Iss, oder du stirbst – und Mara einen Ausweg fand

VON TRISHA BALSTER

Sie schrie ihre Mutter an: Mama, du gibst mich ständig weg. Du willst mich dick machen

Jeden Tag um elf Uhr legte sie im Kinderzimmer zwei Yogamatzen nebeneinander und startete auf ihrem iPad ein Sportvideo. Sie trainierte eine Stunde oder eineinhalb, mal Kraft, mal Ausdauer. Sie bekam ein Sixpack. Sie schaffte zwei Minuten Wandsitzen. Bald stand ihr Beckenknochen hervor.

Im neuen Schuljahr sagten die Freunden: Du bist ja richtig schlank geworden.

Bei Instagram guckte sie Videos, in denen Influencer zeigten, was sie aßen und wie viele Kalorien die Portionen hatten. Sie begann, bei Lebensmitteln den Kaloriengehalt auf 100 Gramm runterzurechnen. Nudeln fielen sofort weg. Etwas später Süßigkeiten, Öl, Erdnussbutter, Butter, Salami, Nüsse, Salzstangen. Reis war okay, lieber als sie Kartoffeln.

An Weihnachten sagte jemand: Wow, issst du wirklich keine Süßigkeiten?

Die Waage stand im Bad. Im neuen Jahr stellte Mara sich alle paar Tage darauf. Einfach mal gucken. Ein Kilo weniger, zwei Kilo.

Weil ihre Wirbelsäule verkrümmt war, trug sie zu dieser Zeit ein Korsett. Das musste immer enger geschnürt werden.

Mara erinnert sich, dass sie damals überrascht war, dass sie das tatsächlich konnte: abnehmen. Es war herausfordernd.

Ihr Blick begann zu wandern, suchte Vorbilder und Vergleiche. In der Schule schielte sie zu den Hüften, den Bäuchen der Freundinnen. Sie konnte nicht aufhören, über die Körper der anderen nachzudenken. Über den Unterschied, den sie noch immer zwischen sich und ihnen spürte. Es war nicht genug.

Mara weiß bis heute nicht, was die genauen Gründe für ihre Anorexie waren. Sie glaubt, dass die Coronapandemie eine große Rolle gespielt hat. Forscher sagen, dass die Auslöser für eine Essstörung häufig plötzliche Veränderungen sind, traumatische Erlebnisse. Aber Mara glaubt auch, dass die Magersucht selbst dann irgendwann bei ihr aufgetreten wäre, wenn es keine Pandemie gegeben hätte. Sie weiß, dass Forscher herausgefunden haben, dass bestimmte Charaktereigenschaften besonders anfällig für eine Anorexie machen. Betroffene waren oft schon vor der Erkrankung diszipliniert oder leistungsorientiert. Es gibt Hinweise darauf, dass sogar genetische Faktoren bei der Entstehung von Magersucht eine Rolle spielen. Studien zeigen, dass viele Betroffene eine Auffälligkeit auf dem Chromosom 12 aufweisen. Wie bei Mara hat oft auch das Schönheitsideal der westlichen Gesellschaft großen Einfluss.

Den Startpunkt der Magersucht kann Mara rückblickend nicht bestimmen. Der Übergang von Diät zu Anorexie war fließend. Diagnostiziert wird die Krankheit in Deutschland durch diese Hauptsymptome: starker Gewichtsverlust oder geringes Gewicht, intensive Angst vor Gewichtszunahme oder anhaltendes Verhalten, das einer Gewichtszunahme entgegenwirkt, und eine verzerrte Wahrnehmung des eigenen Körpers, eine sogenannte Körperschemastörung. Etwa zehnmal mehr Mädchen als Jungen erkranken an Anorexie. Aber nicht immer treffen alle oder genau diese Symptome zu.

Mara erinnert sich, dass ihre Mutter im neuen Jahr ständig gesagt habe: Du issst ja immer weniger, du hast ganz schön doll abgenommen. Sie ging mit Mara im Frühjahr 2021 zur Hausärztin, dann zu einer Therapeutin. Schließlich bekam Mara die Diagnose Magersucht. Sie musste eine ambulante Therapie beginnen. Da habe sie nur mitgemacht, sagt Mara, weil sie hoffte, dass man sie dann früher oder später in Ruhe lässt.

Ihre Mutter riet ihr, ihre Gedanken aufzuschreiben. Mara begann ihr erstes Tagebuch am 9. Juni 2021:

*Welche Gedanken hatte ich beim Essen?
Ich nehm doch davon auf jeden Fall zu.
Boah, da ist aber viel Fett drin.*

Maras Einträge und Erinnerungen aus dieser Zeit sind widersprüchlich. Mal wollte sie mehr essen, damit ihr Gewicht stieg und sie im Sommer mit ihrer Familie nach Nicaragua fliegen durfte. Oder weil es ihr leidtat, dass sie sich ständig mit ihrer Mutter stritt, wenn die beim Anbraten Öl benutzte. Nudeln kochte. Sagte, Mara solle sich eine zweite Portion nehmen.

Dann sei wieder eine andere Stimme in ihrem Kopf aufgetaucht, flüsternd, aber bestimmt, sagt Mara. Sie dachte: Das ist mein Ding, das ist mein Körper, das ist mein Essen. Und Mara sprang vom Tisch auf und lief in ihr Zimmer.

Mitte Juli 2021 war ihr Gewicht so weit gesunken, dass sie vollstationär aufgenommen werden sollte. Mara war 13. Kurz bevor sie in die Klinik ging, blieb ihre Periode aus.

23.7.2021: Um ehrlich zu sein, denke ich (...) alles ist okay, ich denke, dass ich einigermaßen dünn bin, an manchen Stellen noch abnehmen könnte, aber auf gar keinen Fall denke ich, dass ich krank bin und Hilfe brauche.

Insgesamt war Mara fünfmal in einer Klinik, insgesamt 350 Tage. Jeder der Aufenthalte sollte ihr helfen. Aber stetig steigerte sich die Magersucht, so fühlte sie sich für sie an, bis zum letzten Aufenthalt.

B

Beim ersten Mal, 16. August bis 1. Oktober 2021, fing die Krankheit an, ständig in ihren Gedanken präsent zu sein. Den ganzen Tag grübelte sie über die Kalorien, die sie essen musste, oder das Gewicht, das bei den Wiegeterminen auf der Waage stand.

Sie aß, weil sie ihre Mutter und ihre Schwester schrecklich vermisste. Sie wollte so schnell wie möglich genug zunehmen, um entlassen werden zu können.

6.9.2021: Schon jetzt merke ich ein paar Stellen, wo mein Körper Fettreserven anlegt. Am meisten an dem Po und dem Bauch. WARUM? Warum kann ich nicht einfach zunehmen ohne das man es sieht?

Nach sechs Wochen war Maras Gewicht so weit gestiegen, dass sie die dritte Percentile erreicht hatte, einen wichtigen Grenzwert, durch den das Gewicht mit Gleichaltrigen verglichen wird. Liegt das Gewicht darüber, gilt eine Magersucht nicht als schwer. Aber Mara fühlte sich unwohl in der Klinik, jeden Abend sagte sie ihrer Mutter das am Telefon, sie wollte nach Hause. Schließlich holte Maras Mutter sie raus, gegen ärztlichen Rat.

Mara sagt, sie habe das damals ernst gemeint, sie habe es schaffen wollen. Aber zu Hause habe sich ein Schalter umgelegt. Statt zur Schule ging sie in eine Tagesklinik. Dort kontrollierte niemand ihr Essen. Zu Hause kochte sie, ließ das dreckige Geschirr in der Küche, aber schmiss das Essen weg. Sie legte leere Riegelverpackungen auf den Tisch. Als sie mit ihrer Mutter, nahm sie viel Gemüse, damit der Teller voll aussah.

Frage man Mara, was die Magersucht ihr gegeben hat, antwortet sie sofort: Sicherheit. »Es gab nur ein Ziel: abnehmen. Dabei konnte ich mich selbst kontrollieren. Wie viele Kalorien habe ich zu mir genommen, wie viele habe ich verbraunt?«

Am 2. Januar 2022, Mara erinnert sich noch genau an das Datum, guckte sie sich zum ersten Mal gerne im großen Spiegel an. Ihr Beckenknochen zeichnete sich unter ihrer engen Jeans ab. Das Schlüsselbein unter ihrem Top.

Sie wollte sich ihren Körper einprägen. Am nächsten Tag sollte sie wieder in die Klinik. Ihr Gewicht war zu stark gesunken, beim Blutabnehmen wurde eine Elektrolytstörung festgestellt, durch die konstante Unterernährung hatte sie Natrium- und Kaliummangel. Sie habe gedacht: Ich nehme in der Klinik so viel zu, wie ich muss, dann gehe ich raus und nehme alles wieder ab.

Beim zweiten Klinikaufenthalt, 3. Januar bis 3. Februar 2022, log sie wieder für die Krankheit. Sie hatte Sportverbot, auf der Toilette machte sie Squats. Vergaßen die Pfleger eine Mahlzeit, sagte sie nichts, und wenn jemand danach fragte: Hab ich nicht gemerkt.

4.1.2022: Das ist real! Ich erschrecke mich (...) vor mir selbst, doch schaue ich 2 weitere Minuten auf mein Spiegelbild, (...) bin ich wie ausgewechselt und freue mich darüber, dass mein Bauch so steinhart ist, das dort keine einzige Haufalte ist, das ich eher Stöckchenbeine (...) habe. Und am Ende (...) empfinde ich ein wenig Stolz.

Beim dritten Klinikaufenthalt, 14. Februar bis 8. März 2022, zeigte ihr die Krankheit, dass es nie genug war. Im Essensraum beobachtete sie, wie andere Patientinnen Nüsse vom Teller in den BH steckten. Butter vom Brot kratzten und in der Serviette verschwinden ließen. Sie habe gedacht: So muss ich auch sein, die sind viel dünner als ich.

Beim vierten Klinikaufenthalt, 12. Mai bis 17. Juli 2022, witterte sie überall Verrat. Ihre Therapeutin hatte sie zwangs-einweisen lassen. Bekam sie einen Apfel statt einer Orange, verweigerte sie das Essen.

19.5.2022: Immer wenn ich mich leer fühle, höre ich ohne darüber nachzudenken mit dem Essen auf.

Mara spricht oft davon, wie unwohl sie sich in den Kliniken gefühlt hat. Sie hätte sich gewünscht, dass ihr Umfeld eingebunden wird. Nicht nur sie kritisiert das. In den Kliniken lernen Patientinnen oft, in einer künstlichen Umgebung und nach einem fremdbestimmten Rhythmus zu essen. Für die Gewichtszunahme werden sie etwa mit Handy- oder Besuchszeiten belohnt. Im Alltag schaffen viele es dann nicht, dort gibt es keine Kontrolle, Belohnung oder Bestrafung.

Die Alternative, eine ambulante Therapie, hatte bei Mara nichts gebracht. Die familienbasierte Therapie, die etwa in den USA oder England verbreitet ist, wurde in Deutschland kürzlich erst in einer Pilotstudie an der Berliner Charité erprobt. Therapeuten arbeiten dann gezielt mit den Eltern zusammen, statt die Kinder von ihnen zu distanzieren, die Betroffenen können während der Behandlung zu Hause wohnen. Aber auch durch diese Behandlung wird nicht jede Patientin geheilt.

Bei ihrem Klinikaufenthalten hatte Mara immer wieder Patientinnen getroffen, die wie sie zum vierten, fünften Mal da waren. Magersucht ist die psychische Erkrankung mit der höchsten Mortalitätsrate, 10 bis 15 Prozent sterben daran.

Beschreibt Mara ihren Krankheitsverlauf, spricht sie von einer Spirale. Sie meint, dass nicht nur körperlich, sie bekam eine Depression, hatte teils suizidale Gedanken. Sie sagt, als wäre sie noch immer über ihre Machtlosigkeit erstaunt: »Ich weiß nicht, an welchem Punkt ich hätte sagen können, bis hierhin und nicht weiter.«

Nach dem vierten Klinikaufenthalt war sie wie im Wahnsinn. Sie hatte keinen Kontakt mehr zu ihren Freundinnen. Keine Schule. Keine Hobbys. Sie wusste nicht mehr, wer sie ohne die Krankheit war. Sie spürte keinen Zweifel, keine Unsicherheit mehr. Sie habe nur noch eins gewollt: weniger werden.

Aufstehen, Toilette, Waage. Fünf Tage aß sie nichts. Dann an einem Tag Nachos mit Käsesoße, Schokolade, Brötchen mit Butter. Jeden Tag ging sie 50.000 Schritte quer durch die Stadt.

Sie weigerte sich zu essen. Die Ärzte legten ihr eine Magensonde.

Zwei Wochen nach der Einweisung kam sie im Essensraum einen Krampfanfall und fiel erneut in Ohnmacht. Man brachte sie in die Rettungsstelle des angren-

Sie schrie: Mama, du gibst mich ständig weg. Du willst mich dick machen.

Ihre Mutter antwortete: Mara, du bist das nicht, ich lasse mich nicht von der Krankheit anschreien. Sie habe Mara in den Arm nehmen wollen, jedes Mal, wenn sie schrie. Mara drückte sie immer von sich.

14.9.2022: So sehr ich auch weiß, wie ich in den Momenten bin, komme ich nicht aus mir heraus. Ich habe keine Kraft (...). Ich hasse mich so sehr. Doch das aller schlimmste (...) ist, das ich mich wie das aller letzte Verbalte, aber jedes Mal aufs Neue geliebt werde.

Als sie den niedrigsten Punkt ihres Gewichts erreicht hatte, fiel sie in Ohnmacht. Sie schaffte es nicht mehr, die Treppe in der Maisonetewohnung hochzugehen. Sie setzte sich und schob sich Stufe für Stufe nach oben. Schon beim vierten Klinikaufenthalt hatte sich um ihr Herz Wasser gesammelt. An ihrem 15. Geburtstag ging ihr Vater deshalb mit ihr zur Hausärztin. Im Bauchraum entdeckte die ebenfalls Wasser. Sie sagte: Wenn du jetzt nicht kontinuierlich isst, stirbst du bald.

Ihr Vater brach neben ihr in Tränen aus. Ihre Mutter ließ Mara wieder zwangseinweisen. Mara sagt, sie habe nur gedacht: Die Ärztin will mich nur dazu bringen, dass ich zunehme. Darauf falle ich nicht rein.

In der Klinik durfte Mara nun nur liegen oder im Rollstuhl sitzen.

Sie habe den Tod damals nicht gefürchtet, sagt Mara. Im Gegenteil: Sie wäre erleichtert gewesen. Irgendwo in sich habe sie gespürt, dass es ihr nicht gut ging. Aber sie hatte nicht den Willen, etwas zu ändern.

7.12.2022: Es ist so wie als wäre ich ein Akku, bei dem die letzten 3 % noch flackern und man entscheiden muss ob man ihn ganz schnell ansteckt bevor er gleich ausgeht.

Sie weigerte sich zu essen. Die Ärzte legten ihr eine Magensonde.

Zwei Wochen nach der Einweisung kam sie im Essensraum einen Krampfanfall und fiel erneut in Ohnmacht. Man brachte sie in die Rettungsstelle des angren-

zenden Krankenhauses. Sie erinnert sich, dass ihre Mutter sofort kam, völlig verheult. Dass ihre Mutter sagte: Ich hoffe, du weißt, dass du jetzt kämpfen musst. Du wirst nicht vor meinen Augen wegsterben.

Die Ohnmacht, die Rettungsstelle, die Worte ihrer Mutter. Das hätte ihre Situation für sie real werden lassen, sagt Mara.

Zum ersten Mal bekam sie Angst.

Ihre Mutter hatte Orangensaft mitgebracht, für den Kreislauf. Mara trank ein Glas.

12.1.2023: Egal wie sehr ich mir wünsche, sie würde zurückkommen, weiß ich, sie ist gegangen, für immer! (...). Vielleicht sollte ich (...) die Chance, die ich vom Leben noch bekommen habe, nutzen (...) und mir selbst keinen Grabstein basteln.

Vor jeder Mahlzeit stellte sie sich nun die Frage: Essen oder nicht? Sie handelte einen Deal mit der Krankheit aus. Waren die Datteln auf ihrem Teller klein, konnte sie essen. War auf ihrem Joghurt mit den Beeren kein Agavendicksaft, konnte sie essen. Einmal dachte sie: Das ist ja ganz lecker. Einmal dachte sie: Das ist ja schlimmste.

Sie vermutet, dass sie auch immer wieder in die Klinik ging, weil sie da gesehen wurde: »Alle waren besorgt, und man hat sich wichtig gefühlt.« Ihr Vater, der früh ausgezogen war, kam zu jeder Besuchszeit, wenn sie ihn darum bat. Ihre Mutter war ohnehin bei jedem Besuchszeit da. Ihre Großcousins schickte zu jeder neuen Einweisung Blumen. Vorher hatte sie nie Blumen bekommen.

Mara vermutet, dass die Krankheit noch lange in ihrem Kopf auftauchen wird. Sie hat weiter Angst vor Nudeln. Sie mag es nicht, wenn jemand ihren Körper kommentiert. Ist sie gestresst, verliert sie die Lust zu essen.

Im Frühjahr beobachtete sie bei einer Familienfeier, wie eine Verwandte ihren halben Kuchenboden unter einer Serviette versteckte. Sie habe gedacht: Wenn die magersüchtig wird, muss ich das auch wieder machen. Um zu zeigen, dass ich das noch schlimmer kann. Das gehört mir.

Sie erzählte ihrer Mutter und ihrer Schwester davon. Das hätte sie früher nie gemacht. Es half. Beide nahmen sie in den Arm. Sie sagten: Wir sind stolz auf dich.

Sie weiß, dass sie schwierig ist.

Sie weiß, dass sie krank war.

Sie weiß, dass es nicht besser geworden wäre, wenn sie das nicht selbst gewollt hätte.

Sie weiß, dass ihre Mutter sie immer wieder in eine Klinik gab und immer wieder rausholte, um ihr zu helfen. Dass die Krankheit auch das Leben ihrer Mutter und das ihrer Schwester zerrüttet hat. Sie redeten nicht viel darüber, sagt Mara, aber sie spüre es. Das sei für sie das Schlimmste.

Sie vermutet, dass sie auch immer wieder in die Klinik ging, weil sie da gesehen wurde: »Alle waren besorgt, und man hat sich wichtig gefühlt.« Ihr Vater, der früh ausgezogen war, kam zu jeder Besuchszeit, wenn sie ihn darum bat. Ihre Mutter war ohnehin bei jedem Besuchszeit da. Ihre Großcousins schickte zu jeder neuen Einweisung Blumen. Vorher hatte sie nie Blumen bekommen.

Mara vermutet, dass die Krankheit noch lange in ihrem Kopf auftauchen wird. Sie hat weiter Angst vor Nudeln. Sie mag es nicht, wenn jemand ihren Körper kommentiert. Ist sie gestresst, verliert sie die Lust zu essen.

Im Frühjahr beobachtete sie bei einer Familienfeier, wie eine Verwandte ihren halben Kuchenboden unter einer Serviette versteckte. Sie habe gedacht: Wenn die magersüchtig wird, muss ich das auch wieder machen. Um zu zeigen, dass ich das noch schlimmer kann. Das gehört mir.

Sie erzählte ihrer Mutter und ihrer Schwester davon. Das hätte sie früher nie gemacht. Es half. Beide nahmen sie in den Arm. Sie sagten: Wir sind stolz auf dich.

Sie weiß, dass sie schwierig ist.

Sie weiß, dass sie krank war.

Sie weiß, dass es nicht besser geworden wäre, wenn sie das nicht selbst gewollt hätte.

Sie weiß, dass ihre Mutter sie immer wieder in eine Klinik gab und immer wieder rausholte, um ihr zu helfen. Dass die Krankheit auch das Leben ihrer Mutter und das ihrer Schwester zerrüttet hat. Sie redeten nicht viel darüber, sagt Mara, aber sie spüre es. Das sei für sie das Schlimmste.

Sie vermutet, dass sie auch immer wieder in die Klinik ging, weil sie da gesehen wurde: »Alle waren besorgt, und man hat sich wichtig gefühlt.« Ihr Vater, der früh ausgezogen war, kam zu jeder Besuchszeit, wenn sie ihn darum bat. Ihre Mutter war ohnehin bei jedem Besuchszeit da. Ihre Großcousins schickte zu jeder neuen Einweisung Blumen. Vorher hatte sie nie Blumen bekommen.

Mara vermutet, dass die Krankheit noch lange in ihrem Kopf auftauchen wird. Sie mag es nicht, wenn jemand ihren Körper kommentiert. Ist sie gestresst, verliert sie die Lust zu essen.

Im Frühjahr beobachtete sie bei einer Familienfeier, wie eine Verwandte ihren halben Kuchenboden unter einer Serviette versteckte. Sie habe gedacht: Wenn die magersüchtig wird, muss ich das auch wieder machen. Um zu zeigen, dass ich das noch schlimmer kann. Das gehört mir.

Sie erzählte ihrer Mutter und ihrer Schwester davon. Das hätte sie früher nie gemacht. Es half. Beide nahmen sie in den Arm. Sie sagten: Wir sind stolz auf dich.

Sie weiß, dass sie schwierig ist.

Sie weiß, dass sie krank war.

Sie weiß, dass es nicht besser geworden wäre, wenn sie das nicht selbst gewollt hätte.

Sie weiß, dass ihre Mutter sie immer wieder in eine Klinik gab und immer wieder raus



Fotos: Oliver Parini/Yankee Magazine/ZEIT-Grafik

»Hier ist jede Siedlung nur eine Unterbrechung des Waldes, eine Ausnahme«

GLUTBAUM LAND

Auf der Route 100 durch Vermont und den amerikanischen Herbst – ehe der Frost die Macht übernimmt VON PETER KÜMMEL

Wenn ich durch einen Herbstwald laufe, habe ich manchmal einen Zitat im Sinn, es stammt aus dem Roman *To the Lighthouse* von Virginia Woolf: »And all the lives we ever lived and all the lives to be are full of trees and changing leaves.« Grob übersetzt geht es um die Bedeutung der Bäume und des Laubs: Das Dasein der Menschheit, der vergangenen und der zukünftigen, ist erfüllt und wird erfüllt sein von Bäumen und Blattwerk.

Die Bäume bleiben, die Blätter wechseln die Farbe und fallen ab, neue wachsen nach – dieses Spektakel des Vergehens, so habe ich oft gehört, sei am herrlichsten im amerikanischen Norden zu erleben. Ich wollte schon immer durch die Wälder Vermonts in Richtung Kanada fahren, im »Indian Summer«, jener Übergangszeit, die uns aus vielen Kinofilmen entgegenleuchtet (und deren Name heute als *inappropriate* gilt, als unangemessen gegenüber den amerikanischen Ureinwohnern). Ich hatte aber Bedenken, dem Impuls zu folgen. Haben wir nicht in Deutschland einen ebenso leuchtenden Nachsommer, »Altweibersommer« genannt? Falle ich nicht auf die Bilder der amerikanischen Tourismusindustrie herein? Und als ich in diesem Herbst beschloss, die Reise wirklich anzutreten, kam ein weiteres Problem hinzu: Ist es nicht unfug, in den USA Frieden und Beschaulichkeit zu suchen – in einem Land, das täglich weiter abrutscht ins Totalitäre? Aber da ich nun selbst im Herbst stehe, im Herbst meines Lebens, dachte ich: Wann, wenn nicht jetzt?

Ich begann die Reise mit mulmigem Gefühl. Es verflog rasch. Von New York ging es mit dem Auto nach Norden, durchs Tal des Hudson, und als ich auf der Höhe von Yonkers den ersten Stop einlegte, um einen Blick auf die ferne und erstaunlich zierliche Skyline Manhattans zu werfen, wurde mir schon leichter. Der Hudson hat hier, anders als in New York, keine dienende Funktion – dort ist er nur dazu da, Manhattan von New Jersey zu trennen.

Hier aber ist er der mächtige Herrscher des Tals, das er einst grub; die Besucher huldigen ihm von den Klippen, die er stehen ließ. Und dann ist man auch schon im Wald. Es beginnt die Route 100, die berühmteste Straße Vermonts. Hier spielt er sich ab, in aller Stille, der Glutherbst; das Fest der puren Verschwundung von Naturfarben, Pigmenten, die im Laubwerk der Buchen, Zuckerahornbäume, Gelbbirken, Linden, Roteichen, Weißeschen und Birken brennen – und mit den welken Blättchen zu Boden sinken. Warum will man das erleben? Vielleicht geht es um den Genuss am Niedergang. Um den Aufschub des Unaufhaltsamen in jenen euphorischen Wochen, in denen die Welt ihre äußerste Buntheit aufbietet, ehe der Frost die Macht übernimmt.

Aufgrund der Trockenheit des vergangenen Sommers, so erklärt mir eine Wanderin, die ich im Wald treffe, leuchten die Blätter in diesem Herbst nicht so stark im berühmten drastischen Scharlach- und Kupferrot; stattdessen dominiert ein berauscheinendes Goldgelb. Wenn der Wind in die Baumkronen fährt, entsteht ein Wirbel der Äste, Rispen, Rinden, Blendungen, der an die Reflexe auf einer aufgewühlten Wasserfläche erinnert. Man fragt sich: Ist wirklich die Sonne die Quelle dieses Zaubers, oder glüht in jedem Blättchen eine autarke Flamme?

Wer mit Schwermut zu kämpfen hatte, der wird sie hier los. Das vom Laub gefilterte Herbstlicht spielt auf den Farbrezeptoren der Augen wie auf einem mehrokavigen Instrument. Der Reisende stellt sich unter einen solchen Glutbaum und fühlt sich wunderbar behütet: als habe das Licht sich über ihm (und eigentlich auch in ihm) zur Ruhe gesetzt.

Die Fahrt auf der kurvigen, in spielerischen Sankungen und Hebungen nordwärts fließenden Route 100 ist wie ein Tanz mit der Schwerkraft. Zwei parallele Mittellinien in blassgelber Farbe teilen die Straße, und wenn man ihnen eine Weile folgt, stellt sich ein tranceartiges Roadmovie-Gefühl ein. Reisen

als glücklicher Selbstzweck. Niemand hinter einem, der Rückspiegel ist leer. So war man in Deutschland früher mal unterwegs.

Und tatsächlich, hinter manchen Hügelkuppen öffnen sich Landschaften, die man aus der Kindheit kennt, obwohl man doch noch nie hier war: eine Anhöhe der Schwäbischen Alb, ein Schwarzwald-Tal, eine Schlucht-mit-Wasserfall-Szene aus dem Salzkammergut – aber wenn das Auto die nächste Kurve erreicht, merkt man, dass man sich geirrt hat. Der Blick findet keinen Halt, keine Rahmung. In Deutschland ist Natur eine Intarsie, umschlossen von Besiedlung, eingefasst von Autobahnzubringern und Speckgürteln, von oben beschriftet mit Kondensstreifen. Hier hingegen ist jede Siedlung nur eine Unterbrechung des Waldes, eine Ausnahme.

Meine Fahrt ist ein friedliches Dahingleiten durch den Farbrausch, und die Menschen, denen ich begegne, sind nahezu ausnahmslos höflich, offen, aufmerksam, auf zugewandte Weise schlagfertig – und herzlich. Trump ist selten ein Thema. Und wenn doch, dann löst sein Name vor allem Augenrollen aus – und Beschämung, dem Gast aus Deutschland, dem Land mit der schlimmsten faschistischen Vergangenheit, von der Angst vor dem Terror in der eigenen Heimat berichten zu müssen. Ich sehe kaum je Trump/Vance-Schilder und keine einzige MAGA-Kappe, aber gelegentlich ein »No Kings«-Poster. Man könnte diese dezenten Art, die Regierung zu ignorieren, verzagt, ja fatal nennen: Müssten die Menschen nicht aufbegeben? Allerdings sind sich hier die meisten sowieso einig in ihrer Ablehnung: Zwei Drittel der Vermonter stimmten 2024 für Kamala Harris, und eigentlich ist dies Bernie-Sanders-Land.

Zwischendurch stößt man auf Städtchen, die die Reiseführer *charming, picture-perfect* und *lovely* nennen. Sie sind verschwenderisch restauriert: Manchester, Stowe, Montpelier, Dorset, Bristol – oder Bennington, wo Robert Frost begraben ist. Am Küchen-

tisch seines Häuschens in Shaftsbury, nördlich von Bennington, entstand sein Gedicht *Stopping by Woods on a Snowy Evening*, das mit der berühmten Zeile »And miles to go before I sleep« endet.

Aber es gibt auch Dörfer, bei deren Durchfahrt man ahnt, dass zehn Prozent aller Vermonter an oder unterhalb der Armutsgrenze leben. Da stehen in der Halbwildnis Hütten wie auf Inseln, deren Umrisse vom Strandgut markiert werden, das das Leben angespült hat: Spielzeugraketen, Autoreifen, Kanus, zerfetzte Trampoline sind scheinbar zufällig ums Haus verstreut und stellen doch penibel gehütete Reichsgrenzen dar.

Seltsam wirkt auf den Durchreisenden auch der Umgang mit den Toten: Die Friedhöfe können neben einem Supermarkt oder direkt an der Straße liegen, als wären sie fürs Abladen gemacht, nicht für Gedanken; angelegt von Angehörigen, die weitermussten und nie zurückkamen.

Man muss sich das klarmachen: Vermont hat 648.493 Einwohner – kaum mehr als Stuttgart. Die Einsamkeit begünstigt eine gewisse Gruseligkeit: Es gibt viele Vermonter Horrorgeschichten, die, so wird versichert, auf wahren Begebenheiten beruhen, Sagen von Werwölfen, Vampiren, verhexten Brücken. Auf meiner Reise passiere ich unzählige viktorianische Geisterhäuser, die so wirken, als würden sie von den Dämonen, die sich in ihnen eingenistet haben, vor dem Einsturz bewahrt. Auf den Veranden staут sich durchfeuchter Krempel, und in manchen Schaukelstühlen sitzen die Halloween-Skelette vergangener Jahre; jedenfalls hofft man im Vorüberfahren, dass es sich um Plastikskelette handelt.

Ich übernachte in einer Hütte mitten im Wald, wenige Meilen vom Skifahrort Stratton. Jason, der Besitzer der Hütte, erzählt mir, dass es hier Schwarzbären gebe, vor denen man sich aber nicht zu fürchten brauche. Jason ist Städter, er hat eine Wohnung in Brooklyn, aber sein Hauptwohnsitz ist nun hier,



im Wald. Er ist ein Ingenieur, der eine spezielle Art von Bio-Toiletten entwickelt hat; diese Erfindung hat ihn bis nach Tahiti und Peru geführt, wo man wasserlose Toiletten gut gebrauchen kann – auch meine Hütte ist damit ausgestattet. Für die ordnungsgemäße Benutzung braucht man vor allem viel Sägemehl.

Jason hat sich im Wald die Fähigkeiten und die eisernen Nerven des Einsiedlers angeeignet. Sein Pick-up-Truck wird von Klebeband zusammengehalten. »Die Karre gibt mir die nötige street credibility. Wenn ich nicht so einen zerbeulten Truck hätte, würde man mich hier nicht für voll nehmen. Dann deutet er auf den kleinen Personenwagen, der neben seiner Werkstatt steht: »Ein E-Auto, eher was für sisys. Das nehme ich, wenn ich nach Brooklyn fahre.«

Es könnte sehr einsam werden hier oben, sagt er, und wenn es demnächst zu schneien beginne, werde man bis April das Gras nicht mehr sehen. Andererseits: Hier kennt er die Nachbarn, in Brooklyn kennt er sie nicht; hier kommt das Wasser aus einem Brunnen, in Brooklyn sei er aufs Wasserwerk angewiesen. Überhaupt sei städtisches Leben *not a good idea*: Man sei abhängig von Versorgungssystemen, die jederzeit zusammenbrechen könnten. (Mir fällt ein, dass ich nach meiner Ankunft in den USA, bei der ersten Übernachtung in West New York, einen Stromausfall erlebt habe; ganze Straßenzüge lagen eine halbe Stunde lang in tiefer Dunkelheit.)

Jason erzählt mir, dass der Wald rings um seine Hütte relativ jung sei, wie fast überall in Vermont. Einst sei hier Weideeland für Schafe gewesen, auch Kartoffelacker habe es gegeben. Mit dem Siegeszug der Baumwolle sei das Halten von Schafen unrentabel geworden, die Farmer zogen nach Westen zu den fruchtbaren Böden weiter, der gerodete Wald wuchs nach. Was wird heute in Vermont angebaut? »Ahornsirup – und Marihuana. Kein Witz. Marihuana war hier lange Zeit die Anbaupflanze Nummer eins! Und aus einem Ahornbaum kann man zehn Gallonen Sirup gewinnen. Die Ernte wird im Frühjahr wie ein Ritual gefeiert. Der Sirup war im 19. Jahrhundert hier die einzige Süßigkeit.«

Weiter geht es auf der Route 100. Immer wieder mache ich Halt an kleinen Oasen. In den Sechziger- und Siebzigerjahren ist die Gegenkultur von New York hier heraufgezogen, und ein wenig von ihr hat offenbar bis heute überlebt, in euphorisch überfüllten Buchhandlungen, die fast alle offene Kamine haben und linke Literatur anbieten – und in den kleinen Programmkinos, die es hier und da gibt: Sie zeigen keine Blockbuster, sondern Independentproduktionen, etwa *Blue Moon*, den herrlichen neuen Film von Richard Linklater.

Und über alldem schwebt der Geist von Bernie Sanders; er ist der ideelle Landesvater Vermonts. In etlichen Abwandlungen, sogar als Glasuntersetzer, sieht man in den Läden das berühmte Motiv vom

20. Januar 2021, als Sanders der Amtseinführung Joe Bidens bewohnte: sitzend im Parka, mit bunten, pfotenartigen Fausthandschuhen (den legendären »Bernie-Mittens«) – in grimmiger Ruhe, als hätte er das kommende Unheil vorausgesehen.

In einem Buchladen im winzigen, aber malerischen Örtchen Stowe finde ich den Roman *Feel the Bern*, Untertitel: *A Bernie Sanders Mystery*: einen Krimi des Autors Andrew Shaffer, der Sanders als Romanheld etabliert hat, natürlich mit dessen Erlaubnis. Markus Söder, Hendrik Wüst oder Winfried Kretschmann als Helden eines Krimis? Schwer vorstellbar. Andererseits: Angela Merkel hat es in Deutschland ebenfalls zur Krimiheldin gebracht. Aber nichts ist mit der Populärität vergleichbar, die Sanders hier genießt. Jeder Vermonter, so heißt es, könnte mindestens eine selbst erlebte Bernie-Anekdoten zum Besten geben.

In den Tagen, da ich durch Vermont fahre, steht der Herbst auf der Kippe. Noch sieht man flammendes Gold in den Wäldern, doch die höheren Lagen werden von Frost gebleicht. Man spürt die Vorfreude der Einheimischen auf die Wintersaison. Je höher die Straße hinaufführt, desto europäischer und alpenländischer wird die Architektur. In den Restaurants sind die Teppich- und Parkettböden von den Skistieftritten vergangener Winter gezeichnet; die Hotels heißen Edelweiß, Innsbruck Inn oder Alpen Haus.

In Stratton mache ich Rast. Der Skior, vermutlich am Reißbrett konzipiert, ahmt österreichische Hochgebirgsromantik nach, allerdings eher mithilfe von Beton als mit Holz. Hier atmet man feuchtkalte Pistenluft, es riecht nach Frost. Eine Gruppe von Wanderern, manche noch in kurzen Hosen, nehmen die Gondel nach oben zum Gipfel. Es könnte heute noch schneien, rufe mir einer beim Einstiegen zu.

Vermont ist also nicht nur das Paradies der Farbräusche, sondern auch des Schnees. Westlich von Stowe befindet sich der Mount Mansfield, Vermonts höchster Berg (1.339 Meter). Und im Städtchen Jericho, etwas westlich der Route 100, steht ein winziges, aber in jeder Hinsicht anrührendes Museum, in dem das Werk eines Naturforschers namens Wilson Alwyn Bentley geehrt wird. Man nennt diesen Mann Snowflake Bentley, denn er ist der Begründer der Schneeflockenforschung. Schon als sehr junger Mensch hatte er die Vermutung, dass keine Flocke einer anderen gleicht. »Wenn eine Flocke schmolz«, schrieb er, »war ihre Gestalt unwiederbringlich verloren. So viel Schönheit, von der nichts bleibt.«

Er lebte von 1865 bis 1931. In jedem Winter saß er eingemummt im Freien, betrachtete Flocken unter einem Mikroskop und zeichnete sie ab, ehe sie schmolzen. Später montierte er ein Mikroskop so mit einer Kamera zusammen, dass es ihm gelang, die Flo-

cken zu fotografieren. Er war getrieben vom Verlangen, diese einzigartigen Wunder für die Nachwelt zu retten. Als in Jericho einmal ein Schneesturm aufzog, während er nicht in der Stadt weilt, war er untröstlich: Es ging ihm eine unermessliche Fülle an Flocken verloren. Und als er gefragt wurde, ob er mit Rockefeller, einem der reichsten Männer seiner Zeit, tauschen würde, sagte er: Der Reichtum, den die Flocken darstellen, sei ihm mehr wert als Gold.

Meine Reise auf der Route 100 ist eine Fahrt der vergänglichen Wunder und der erfreulichen Begegnungen. Aber am Ende wird mir noch einmal gezeigt, wo ich mich hier befinden – eben doch auch in Trumps Reich. Ganz im Norden Vermonts, auf der Grenze zwischen den USA und Kanada, steht ein Gebäude namens The Haskell Free Library and Opera House. Eine öffentliche Bibliothek im Erdgeschoss, darüber ein Theater mit 400 Plätzen, von den Gründern vor 120 Jahren bewusst genau hier erbaut, als Ort der Verbundenheit zweier Nationen. Die Grenze durchschneidet das Gebäude diagonal, sie ist im Haus, gewissermaßen zum Spaß, mit einer schwarzen Linie dargestellt.

Bisher war dies ein offenes Haus, das von beiden Seiten frei betreten werden konnte. *Not anymore*. Trumps Politik hat den Ort zu einem Monument der Trennung gemacht, an dem zwei Welten wie unter Flutlicht zusammenstoßen: Die Amerikaner dürfen das Gebäude nur noch durch »ihre« Tür betreten, die Kanadier müssen sich durch den Notausgang auf der Nordseite zwängen. Zu widerhandlungen werden als Grenzverletzungen betrachtet und, so die Drohung der amerikanischen Behörden, streng geahndet.

Hier verließ ich die USA. An einer kleinen Zollstation fuhr ich über die Grenze. Dann betrat ich die Bibliothek von kanadischer Seite und blickte durch ein Fenster im ersten Stock zurück auf dieses bizarre, unheimliche nahe Land, Amerika.

Ich habe in diesem Herbst ein Phänomen erlebt, das an eine Geschichte aus Paris erinnert. Als dort der Eiffelturm errichtet worden war, hassten viele Leute das Bauwerk. Der Schriftsteller Guy de Maupassant sagte, da man den scheußlichen Turm von jeder Ecke der Stadt aus sehe, gebe es nur eine Möglichkeit, seinem Anblick zu entkommen – man müsse hinaufsteigen. Ganz ähnlich, stelle ich nun fest, ging es mir im amerikanischen Norden: Der rasende Präsident hat mich nicht behelligt. Er schien hier ferner als in Europa, wo man ihn gewissermaßen von jeder Straßenecke aus sieht.

Ich will bald wiederkommen. Man sollte nicht alle Amerikaner mit THE GREAT AND UGLY AMERICA gleichsetzen. Und man darf sie auf keinen Fall mit Trump alleinlassen.

www.zeit.de/vorgelesen



Schön einsam: Vermont hat kaum mehr Einwohner als Stuttgart

UND SONST NOCH

Kunst-Fabrik

Am südlichen Beginn der Route 100 befindet sich, noch in Massachusetts, North Adams. Dieser ehemalige Industriort beherbergt in einem gigantischen ehemaligen Fabrikgebäude das MASS MoCa, eines der größten Museen für moderne Kunst in den USA.

Bernies Stadt am See

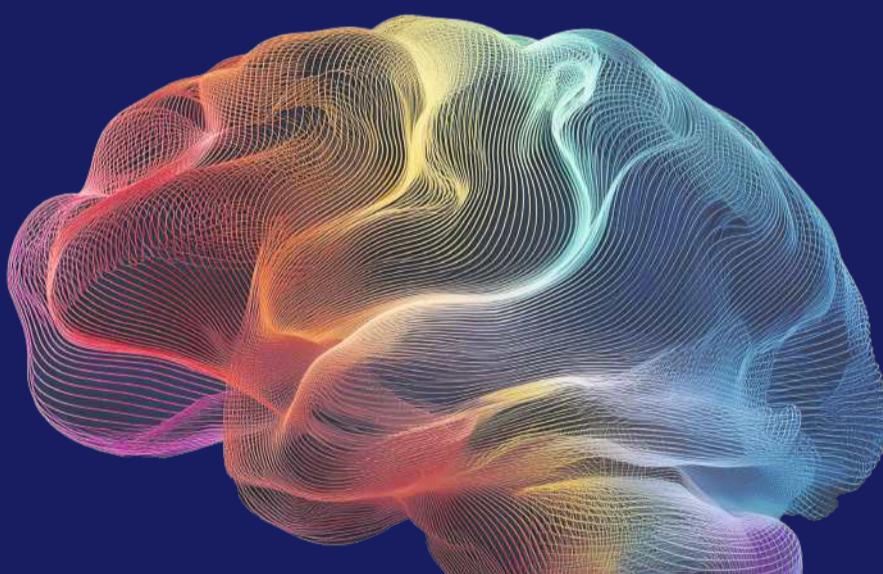
In Burlington war Bernie Sanders acht Jahre lang Bürgermeister. Die Universitätsstadt liegt am Ufer des Lake Champlain, der sich bis nach Kanada erstreckt und zu dessen Attraktionen wunderbare Strände und 80 Inseln zählen. Der Schriftsteller Rudyard Kipling sagte, der Blick über den See bei Sonnenuntergang sei einer der beiden schönsten, die er je erlebt habe (der andere Ausblick befindet sich laut Kipling auf den Ngong Hills in Kenia).

Auf den Spuren von Robert Frost

Der große Dichter hat prägende Jahre in Bennington (im Südwesten Vermonts) verbracht. Hier, im Vorort Shaftsbury, steht sein ehemaliges Wohnhaus. Es beherbergt das Frost-Museum und ist Ausgangspunkt eines schönen Wanderwegs, des Robert Frost Trail.

ANZEIGE

ZEIT EDITION



Wissenschaft für ein gutes Leben

6 Sachbücher über die alltäglichen
Geheimnisse unseres Körpers



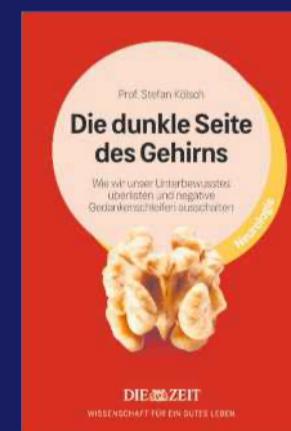
Jetzt bestellen: shop.zeit.de/leben

*mit dem Code LEBEN sparen Sie bis zum 23.11.2025 Versandkosten in Höhe von 4,95 €. Einfach im Warenkorb des ZEIT Shops eingeben. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen. Auslandspreise auf Anfrage | Bestellnr. 49925 | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg | Abbildung: Kl-generated/Midjourney

ESSEN



DENKEN



FÜHLEN

SCHLAFEN

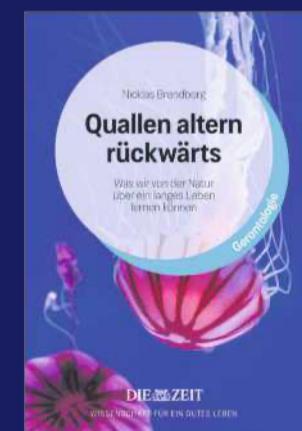


ALTERN

GEHEN



ALTERN



Neu

6 Bände im Schuber
für 89,95 €

Bis 23.11.
Versandkosten
sparen mit dem
Code
LEBEN



Wo der Himmel Post bekommt

Inmitten der sanften Hügellandschaft der Uckermark, wo Seen in der Wintersonne glitzern, liegt Himmelpfort – ein Ort, der klingt, als wäre er eigens für die Weihnachtszeit erfunden worden. Und tatsächlich ist es es auch – denn die „Pforte des Himmels“ ist heute weit über die Region hinaus bekannt: als Zuhause des Weihnachtsmanns. Wenn die Tage kürzer werden, öffnet sich hier eine Tür in eine andere Welt. Mitte November nimmt das Weihnachtspostamt seinen Betrieb auf: Besucher begegnen dem Weihnachtsmann und genießen die festliche Stimmung auf dem gemütlichen Weihnachtsmarkt.

Doch das eigentliche Wunder spielt sich in der kleinen Poststube ab. In den Räumen der kleinen Weihnachtspostfiliale stapeln sich dann die Umschläge von rund 300.000 Briefen aus aller Welt: krakelige Handschriften, bunte Zeichnungen und sorgfältig geklebte Sterne. Gemeinsam mit seinen Engeln beantwortet der Weihnachtsmann jeden einzelnen Brief. So wird in Himmelpfort der Geist der Weihnacht spürbar – dort, wo Jahr für Jahr, ein uralter Glaube weiterlebt: der Glaube, dass Worte wirken, dass Briefe ankommen, dass irgendwo jemand liest und antwortet.



HOPFEN AM SEE / ALLGÄU
Natur-Wellness und entspannte Festtage am Logenplatz über dem Hopfensee

Jetzt noch ein wenig durchatmen, bevor der Jahresendspurt beginnt:
Ob in der Weihnachts-Festzeit oder einfach für ein paar Tage zum Relaxen in einem gemütlichen Hotel-Zimmer, dazu wohltuende Behandlungen und frisch zubereitete Bio-Genüsse. Dafür bietet dieses familiär geführte Haus den idealen Rahmen – mit Traumblick über den See in die Allgäuer Berge. Die 100-%-Bio-Küche und Wellness-Momente in Hallenbad und großzügigem Garten-SPA mit Saunen und Dampfbad sorgen für neue Energie – plus Naturkosmetik, Massagen, Yoga und Kneipp.

BIOHOTEL EGGENSBERGER**** Hopfen am See/Allgäu
Enzensbergstr. 5, 87629 Füssen, Tel. 08362-91030
eggensberger.de

WEIHNACHTEN

ANDALUSIEN



HIGHLIGHT

Andalusien spielt Weihnacht

Andalusien. Das Land des Lichts, sagen die Spanier. Im Dezember ist dieses Licht blass geworden, fast nordisch. Die Sonne steht flach über den Olivenhainen, der Wind trägt den Geruch von Holzfeuer und Orangenblüten durch die Täler.

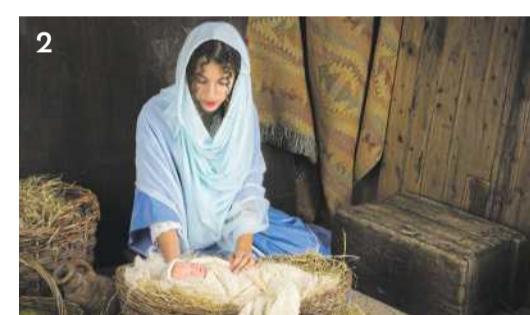
In den weißen Dörfern – den Pueblos Blancos zwischen Cádiz und Málaga, deren Häuser seit Jahrhunderten mit Kalk gestrichen werden, um Hitze und Krankheit fernzuhalten – klingen aus offenen Türen die ersten andalusischen Weihnachtslieder, begleitet von Gitarren und Trommeln. Der Süden Spaniens, zwischen den Hügeln der Sierra Nevada und der Küste des Atlantiks, zeigt sich in diesen Wochen stiller und klarer. Über sieben Jahrhunderte prägte verschiedene Religionen diese Region, nicht ohne Spannungen, aber in einem Austausch, der Spuren hinterließ: in Ornamenten, Sprache und Küche. Viele Gewürze, die heute in andalusischen Weihnachtsgebäcken stecken – Zimt, Sesam, Honig und Anis – stammen aus dieser Zeit.

Und an einem Ort, hoch über dem Tal des Guadalete, wird ein Teil dieser Geschichte lebendig – die der Weihnacht: in Arcos de la Frontera, wo das ganze Dorf für zwei Nächte zur Krippe wird. Auf dem Platz vor der Kirche San Pedro herrscht geschäftiges Treiben: Bretter werden getra-

gen, Stroh geschichtet, Kinder ordnen Stoffbahnen. In wenigen Stunden beginnt das Belén Viviente, die lebende Krippe, an der jedes Jahr mehr als 500 Bewohner teilnehmen. Seit 1983 verwandelt sich die Altstadt des weißen Dorfes einmal im Jahr in ein biblisches Bethlehem, eine Tradition, die von der UNESCO als immaterielles Kulturerbe anerkannt wurde.

In den Gassen zeigen die Menschen, wie früher gearbeitet und gelebt wurde: Es wird geschmiedet, gebacken, gekocht, gesungen – Szenen eines Alltags, der vergangen scheint. Kinder spielen Engel oder Hirten, ein Neugeborenes aus dem Ort liegt in der Krippe. Für viele ist das Krippenspiel der Höhepunkt des Jahres, dessen Vorbereitungen Wochen zuvor beginnen. Und so wird für zwei Nächte das Dorf selbst Teil der Weihnachtsgeschichte und lässt den Geist dieser uralten, vertrauten Erzählung lebendig werden.

In Andalusien wirkt, riecht und klingt Weihnachten intensiver – weniger nach Gewohnheit, mehr nach Festlichkeit. Vielleicht lässt sich das Weihnachtsfest nirgendwo so unmittelbar erfahren wie hier – als gelebtes Spektakel, das jene zum Strahlen bringt, die das Fest schon lange zu kennen glauben.



1 Weihnachtsdekoration in den weißen Gassen von Arcos de la Frontera. 2 Belén Viviente: Szene aus der lebenden Krippe – Maria mit dem Neugeborenen.

© iStockphoto

FEWO TIPPS

GRIECHENLAND

In einem einmaligen musischen Meergarten - Natur und Geselligkeit genießen. www.idyllion.eu

Heute
↓
in der ZEIT und
auf ZEIT ONLINE

Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



Jetzt ersteigern - später reisen.

Attraktive Reiseangebote bis zu 40% unter Listenpreis.
Alle Angebote der Reiseauktion finden Sie unter

zeit.de/angebote/reiseauktion

IMPRESSUM

Verlag: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Spreeort 1, 20095 Hamburg;
Geschäftsführung: Iliana Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann;
Projektmanagement: Flemming Holm; **Redaktion:** Mara Brockmann;
Grafik: Jörg Maßfert; **Fotos:** iStock; **Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe:** Lars Niemann; **Head of Sales Tourism & Culture:** Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de;
Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2025

ZEIT EDITION

Deutschlands schönste Seiten

Die neue ZEIT-Edition »Hin und weg!«

Gehen Sie mit der ZEIT auf eine Reise zu 77 Sehnsuchtsorten in Deutschland. Prominente wie Doris Dörrie, Marius Müller-Westernhagen oder Caroline Wahl sowie ZEIT-Autorinnen und Autoren erzählen von ihren Lieblingsorten – mal poetisch, mal humorvoll, immer berührend. Nur im ZEIT Shop erhältlich.



Für nur
35 €*



Jetzt bestellen: shop.zeit.de/hinundweg

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Bestell-Nr. 50148 Auslandspreise auf Anfrage | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

DESTINATION

EXPEDITION ANTARKTIS

Kein Kontinent ist menschenleerer, unerforschter – einzigartiger. In der Antarktis hat sich die Natur ihre Vorherrschaft bewahrt und bietet Wildtieren ein Paradies, welches sich auf einer Seereise mit HX Expeditions hautnah entdecken lässt.



Wo die Vorstellungskraft endet, beginnt das Abenteuer

NICOLE MAIBAUM
Pinguiine, die zu Tausenden auf riesigen Eisschollen zusammenstehen, und Albatrosse, die hoch in den Lüften segeln. Orcas, Buckel- und Zwergwale, ja mit Glück sogar Blauwale, die nach Nahrung tauchen. See-Elefanten, an die vier Tonnen schwer, die friedlich in der Sonne dösen, kilometerlange Tafelsteberge, kalbende Gletscher, weite Schneegipfel: Willkommen in der Antarktis! Sie mit Worten zu beschreiben, kann eine Ahnung hervorrufen, doch ihre tatsächliche gigantische Dimension zu vermitteln – das schafft kein Reiseführer, kein Internetvideo, kein Podcast und auch keine Fernsehdokumentation. Sie muss mit eigenen Augen gesehen werden: diese weiße, weiße Wunderwelt, die mit keiner anderen Landschaft vergleichbar ist. Der südlichste Kontinent ist etwa doppelt so groß wie Australien und mit einer Landmasse von 14 Millionen Quadratkilo-

bietet HX Expeditions in diesen Monaten gleich mehrere Abfahrtstermine und verschiedene spektakuläre Routen mit unzähligen Highlights an.

Antarctic-Sund, Kap Hoorn und die Drake-Passage

In den Gewässern der Südlichen Shetlandinseln gehen Seevögel, Pinguiine, Wale und Robben auf Nahrungssuche, beim Durchfahren der Gerlach-Straße, einer der schönsten Wasserwege der Antarktis überhaupt, können Buckelwale gesichtet werden, und das umrahmt von einer Kulisse zerklüfteter Eisberge, sprudelnder Gletscherquellen und glasklarer Eiswände. Auch die Umrundung von Kap Hoorn, diese legendäre kleine Felseninsel, Symbol für den Kampf gegen die Elemente, der spektakuläre Antarctic-Sund mit seinen kilometerlangen tafelförmigen Eisbergen, der Errera-Kanal mit schneebedeckten Gebirgen, das Durchfahren der bekannten Drake-Passage oder

für eine Reise mit HX Expeditions sprechen. Ein weiterer sind die mehr als 130 Jahre Erfahrung rund um Seereisen in den äußerst anspruchsvollen Polargewässern. Dabei geht es HX übrigens nicht nur um das Erforschen und Erkunden, sondern auch um das Schützen dieser außergewöhnlichen Landschaften. Die hochmodernen Expeditionschiffe mit Hybrid-Elektroantrieb, welche selbstverständlich für die extremen Eisverhältnisse konstruiert und ausgestattet sind, verbrauchen deutlich weniger Kraftstoffe, ebenso werden die CO₂-Emissionen beim Fahrbetrieb mit elektrischem Antrieb gesenkt.

All-inclusive-Erlebnis mit Wissenschaft zum Anfassen

Von ruhigen Solo-Paddeltouren oder geführten längeren Kajak-Ausflügen über Schneeschuhwanderungen und einem polaren Eisbad (»Polar Plunge«) bis hin zum Übernachten in wetterfesten

der umfangreichen Bibliothek und der modernen Ausrüstung für biologische und geologische Untersuchungen zur Verfügung, genauso gibt es einen Verleih von Stiefeln, Wanderstöcken und allen benötigten Ausrüstungsgegenständen für die Ausflüge. Zudem geben professionelle Bordfotografen gerne wertvolle Tipps für Landschafts- und Tieraufnahmen, damit die Eindrücke perfekt festgehalten werden und mitunter auch zu wichtigen wissenschaftlichen Forschungsprogrammen beitragen können. So unterstützt HX beispielsweise die NASA Wolkenforschung und Studien zur Biodiversität von Algen oder zu Phytoplankton-Gemeinden.

Hoher Komfort, kleine Passagierzahl

Staunen, wenn sich vor einem Eisberge auftürmen, die so groß sind wie schwimmende Kathedralen. Innehaltungen in der tiefen Stille, die nur ab und zu von den

Lauten der einheimischen Tierwelt durchbrochen wird. Berührt zusehen, wie Pinguinküken als tapsige kleine Federbüschel die ersten Schritte in ihr Leben machen. Andächtig schweigen, wenn ein Blauwal vorbeizieht, das größte bekannte Tier, das jemals auf der Erde gelebt hat. Eine Reise in die Antarktis ist für viele auch eine Reise zu sich selbst. Es sind Eindrücke, die vorher unvorstellbar waren. Erlebnisse, die für unwahrscheinlich gehalten wurden und doch plötzlich Formen und Farben annehmen.

Mit ihrer kleinen Größe und damit Platz für eine angenehm überschaubare Passagierzahl bieten die Schiffe der HX Flotte, etwa MS Fram, MS Friedtjof Nansen oder MS Roald Amundsen, den idealen Rahmen, um all das Gesehene auf sich wirken zu lassen. Von den Außencks kann in Ruhe Ausschau nach Wildtieren gehalten werden, verschiedenste Wellness- und Sportmöglichkeiten wie die bordeigene Sauna, Whirlpools und der Fitnessraum schaffen Möglichkeiten zur Entspannung. Die elegante Explorer Lounge & Bar sowie die großzügig gestalteten Restaurants verwöhnen mit Snacks und kulinarischen Feinheiten. Dabei gut zu wissen: Vom WLAN bis hin zu Mahlzeiten, Trinkgeldern, Getränken und vielem mehr ist alles inbegriffen. Schließlich soll das Abenteuer »Antarktis« ohne Ablenkung auf anderes in jedem Moment im Fokus stehen. ●

IMPRESSUM: Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmuth-Schmidt-Haus, Sperrort 1, 20095 Hamburg. Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser, Iris Ostermaier, Christian Röpke und Nils von der Kall. Art Direction: Dietke Steck. Realisierung: Studio ZX GmbH - Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe. Geschäftsführung: Iliane Weiß, Dr. Mark Schifflauer, Lars Niemann. Projektmanagement: Valentina Klein. Redaktion: Nicole Maibaum. Grafik: Sonja Feldkamp. Lektorat: Egbert Scheunemann. Head of Travel & Tourism: Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de. Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2025. Hergestellt in Kooperation mit: HX Expeditions



Die modern ausgestatteten Hybrid-Expeditionsschiffe der HX Flotte überzeugen mit ihrer angenehm überschaubaren Größe und verbrauchen deutlich weniger Kraftstoff.



Königspinguine (o.) sind in der Antarktis ebenso zu Hause wie auch Adeliepinguine, Kehlstreifpinguine, Eselspinguine, Goldschopfpinguine, Felsenpinguine und Kaiserpinguine.

metern der fünfgrößte der Erde. 98 Prozent seiner Fläche sind von Eis bedeckt. Hier, an einem der unberührtesten Orte rund um den Globus, hat die Natur noch die Vorherrschaft und mit ihren rauen, ursprünglichen Kräften atemberaubende Eislandschaften geformt.

Wenn sich bei uns die Tiere im November langsam bereit machen für ihren Winterschlaf, erwacht mehr als 14.000 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt das Leben. In der Antarktis beginnt der Sommer und damit einzigartige Natur- und Tierszenarien. Von der Balz, dem Nestbau, der Eiablage und schließlich dem Schlüpfen der Pinguinküken über die Welpengeburt bis hin zur Sichtung verschiedenster Wale – all dies lässt sich hautnah auf einer Expeditions-Seereise mitverfolgen. Unsere Wintermonate gelten als für die Antarktis ideale Reisezeit und so

die Überquerung des Südlichen Polarkreises zählen zu den Höhepunkten bei manch einer Route. Eine Übersicht der möglichen Expeditions-Seereisen inklusive Terminen gibt es unter travelhx.com, und so schwierig die Entscheidung angesichts der Auswahl fallen dürfte, so gewiss wird die Reise geprägt sein von unvergleichlichen und bleibenden Erlebnissen.

Expeditionsteam mit ausgewählten Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen Fachgebieten

Das Expeditionsteam mit Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen Fachgebieten ist nur einer der wesentlichen Aspekte,

BLACK FRIDAY AKTION BIS ZU 30 %* SPAREN

BIS 03. DEZEMBER BUCHEN

Die Welt auf neue Art erleben.

GRÖNLAND | GALAPAGOS-INSELN | NORDWEST-PASSAGE | ALASKA | KANADISCHE ARKTIS | SPITZBERGEN

Jetzt bei den Experten buchen unter Tel. (040) 874 085 81, im Reisebüro oder unter travelhx.com

*Sparen Sie bis zu 30 % auf Neubuchungen bis 03.12.2025 auf ausgewählte Abfahrten vom 14.01.2026 bis 26.03.2027. Das Angebot ist nicht für Buchungen außerhalb dieses Zeitraums gültig. Es können Zuschläge für Alleinreisende anfallen. Das Angebot kann mit dem Treueprogramm HX Explorers kombiniert werden.

HX DE GmbH · Große Bleichen 23 · 20354 Hamburg | Veranstalter der Reisen ist die HX NO AS · Langkaia 1 · 0150 Oslo · Norwegen



QR-Code
scannen und
Angebot
entdecken!



Francesco Giammarco entdeckt das Krankenhaus-Inferno

Als artypischer Leser der ZEIT kennen Sie ja – selbstverständlich – Dantes *Inferno*. Darin wird die Hölle als eine trichterförmig absteigende Anordnung von Kreisen beschrieben, es wird immer tiefer und enger. Jeder Kreis steht für eine Sünde, die bestraft werden soll; je weiter unten, desto schlimmer die Sünde. Eine ähnliche Erfahrung habe ich neulich in einem deutschen Krankenhaus gemacht. Nur umgekehrt. Dort gibt es offenbar Ringe der Höflichkeit: Je tiefer man ins Innere vordringt, desto freundlicher werden die Leute.

Die erste Station ist natürlich die Notaufnahme. Oder genauer: deren Empfang. Dort sitzt hinter einer Scheibe ein Wesen von mythischem Grusel. Noch nie habe ich erlebt, dass jemand so viel mit so wenigen Worten gesagt hätte: Meine Idiotie, Weinerlichkeit und Selbstüberschätzung – komplexe Eigenschaften! – wurden zusammengefasst in einer einzigen Kopfbewegung. Hinsetzen! Ist diese Person so, weil sie dort arbeitet? Oder arbeitet sie dort, weil sie so ist? Egal. Man muss es als besondere Fähigkeit verstehen, Menschen wie mich dazu zu bringen, darüber nachzudenken, ob es für alle angenehmer wäre, wenn sie ihren vor dem Platzen stehenden Blinddarm einfach wieder mit nach Hause nähmen.

In der Notaufnahme dann erste Anzeichen von Fürsorge: eine freundliche Berührung der Ärztin. Der Blinddarm sei schwer zu erkennen. Es kommt ein Radiologe (und ein zweiter, »der nur mal gucken will«). »Na, mal sehen, ob wir ihn finden.« Den Blinddarm. Sie finden ihn nicht. »Das wird nichts«, sagt jemand. Der Ton lässt keinen Zweifel: Schuld ist der Blinddarmbesitzer. Man bleibt allein zurück auf der Untersuchungsliege mit dem Versprechen, gleich kämen Schmerzmittel und ein OP-Kittel. Eine Stunde später erscheint ein Pfleger auf der Suche nach einem freien Raum.

Vorsichtige an ihn gerichtete Frage: ob man vielleicht Schmerzmittel bekommen könnte? Skepsis: Wieso? Aber dann hängt man endlich am Tropf.

Der Weg zum OP dann plötzlich: eine regelrechte Explosion der Zuwendung. Der Pfleger, der einen durchs Haus schiebt, verwirkt einen in ein freundliches Gespräch. Der OP-Bereich selbst stellt sich als Paradies der Sanftheit heraus. Gedimmtes Licht, leise Stimmen. Mit einem Mal wirken sogar die Farben der Kleidung angenehm pastellig. Freundliche Frauen umzingeln einen. Schlimme Dinge werden in süßem Ton gesagt (»Durch die Narkose werden Sie aufhören zu atmen«). Interessierte Fragen werden gestellt, nach Beruf, Kindern.

Ach, was für ein schönes, wertvolles Individuum ich doch bin!

Dann kommt die Maske. Alles wird schummrig. Stunden später wacht man auf – und jemand hat einem die Schamhaare rasiert.

Auch der stationäre Aufenthalt beginnt fast familiär. Jede Stunde kommt jemand, bringt Essen, Medikamente, fragt, wie es geht. Doch mit jedem Tag – und jedem besseren Blutwert – wird der Ton kälter. Ab nun durchläuft man alle Ringe des Krankenhaus-Infernos rückwärts – in Zeitlupe, dieses Mal bewegungslos im immerselben Bett. Am dritten Tag heißt es schließlich: »Sie können jetzt entlassen werden« – und es klingt, als sei man selbstverschuldet schon vier Tage zu lange hier.

Auf dem Weg nach draußen dann der Gedanke, dass das alles schon seine Richtigkeit hat. Je näher man dem Tod kommt, desto freundlicher werden die Leute. Vielleicht auch, weil man selbst umso netter ist, je erbärmlicher es einem geht.



Hier entdecken jede Woche im Wechsel:
Anna Mayr, Yasmine M'Barek,
Francesco Giammarco und David Hugendick

Illustration: David Vandia für DIE ZEIT; Fotos: Moritz Schopp für DIE ZEIT; privat (2)



Folge 492

WORTSCHATZ

plästern/Kiddlwasche

Ein Wort, das ich aus meiner Kindheit im Ruhrgebiet kenne, ist das Verb **plästern**, mit langem ä. Wenn meine Eltern morgens sagten, »es plästert«, war mir sofort klar, dass es sich nicht um einen stillen Nieselregen handelt: Ich wusste, das Wasser würde mir zum Kragen hinein- und an den Hosenbeinen wieder herauslaufen, sobald ich den Fuß vor die Tür setzte. Ein Wetter, bei dem die Menschen gerne zu Hause bleiben. Das stand bei uns natürlich nicht zur Debatte, ich musste in die Schule, plästern hin oder her.

Andreas Fischer, Vallentuna, Schweden

Bei dem Begriff »**Kiddlwasche**« könnte man vielleicht ans Waschen eines Kittels denken, aber wenn man bei uns in Franken davon redet, dass einer in einen »Kiddlwasche« geraten ist, dann ist ein kurzer, aber heftiger Platzregen gemeint, ein Regen, der einen bis auf die Haut durchnässt (weshalb der Gang zur Waschmaschine danach meist noch zusätzlich fällig wird).

Klaus P. Jaworek, Büchenbach, Bayern

ZEITSPRUNG

Entblättert



Gestern glänzten die Blätter des Ginkgobaums noch in der Sonne, doch eine kalte Nacht reichte, ihn zu entblättern.
Martin Ruopp, Nürtingen

Was mein Leben reicher macht

Jeden Morgen gehe ich mit meinem kleinen Sohn spazieren und beobachte dabei die Straßenkehrer in unserem Viertel. Auf einen von ihnen freue ich mich immer besonders, denn er hat bei der Arbeit meist Abba auf dem Handy laufen und singt lautstark mit, während er den Gehweg von Müll befreit.

Vanessa Schneider, Barcelona

Wenn ich morgens im Bad auf meinen immer noch leicht gebräunten Fußrücken die hellen Streifen der Sandalenriemen erkenne und an lichtdurchflutete Sommertage denke.

Dietrich Schütze, Biberach a. d. Riss

Egal ob Spielzeug, Fahrrad oder Mobilair, bei uns kommt nichts weg, bevor mein Mann nicht geprüft hat, ob es nicht doch zu retten wäre – was meistens der Fall ist!

Nun hat er zusammen mit anderen Ehrenamtlichen ein Reparatur-Café eröffnet. Und wenn er nach Hause kommt und erzählt, wie er eine alte Uhr gerettet und deren Besitzerin zu Tränen gerührt hat, weil die Uhr eine Erinnerung an den verstorbenen Gatten war, dann leuchten seine Augen.

Wie gut, dass er vor 35 Jahren meinen Staubsauger repariert hat, dieser wunderbare Mann, und wir seither gemeinsam durchs Leben gehen ...

Maymol Devasia-Demming, Ratingen

Im Zug zu sitzen, und zwar am Fenster, und stundenlang die Wolken zu betrachten: stetige Vergänglichkeit und absolute Schönheit.

Maria Siggi, Berlin

Die knallroten Zieräpfel im Garten. Es naht die Zeit, wenn das Vogelvolk darüber herfallen wird. Ein herrliches Spektakel!

Heinz van de Linde, Goch, Nordrhein-Westfalen

Mein Mann, der in liebevoller Kleinarbeit den Staubsaugerbeutel sezert, um den Milchzahn unserer jüngsten Tochter zu retten.

Anne Pfeil, Leingarten, Baden-Württemberg

Seit sieben Jahren warte ich auf meine Nüsse. Ich hatte welche zum Trocknen auf Fensterbrett gelegt, und Nachbars Eichhörnchen haben sie stibitzt und in meinem Hochbeet vergraben, im Winter danach aber dann wohl was Besseres zu futtern gefunden. Als ich vor vier Jahren umzog, hatten sie schon kräftig ausgetrieben. Ich grub die Bäumchen aus und nahm sie mit. Inzwischen haben sie mich an Höhe eingeholt. Vielleicht kann ich ja noch die ersten Früchte ernten. Ich bin siebenundachtzig.

Norbert Kneib, Wittlich, Rheinland-Pfalz

Am Sonntagabend kommen meine Mitbewohnerinnen und ich zurück in unsere WG. Wir diskutieren, kichern und grübeln. Und während wir die Küche herbstlich schmücken, zaubern wir spontan noch ein Abendessen. Diese Wohnungsmöinschaft ist zum Zuhause geworden.

Malou Gorri, Innsbruck

Während der Regen an diesen trüben und kalten Tagen gegen das Fenster prasselt, läuft bei mir in der Wohnung Smooth Jazz. Ich habe Licht, ein gutes Buch, mit dem man in neue Welten eintauchen kann, und ein leckeres Heißgetränk. Was braucht man mehr an solchen Tagen?

Martin Witt, Köln

Wir haben uns zum Nachtgebet versammelt. Der Abt trägt das Evangelium vor, alle Augen sind auf ihn gerichtet. Doch mein Blick wird abgelenkt: An einem feinen Faden schwiebt eine klitzekleine Spinne durch den Altarraum.

Die immerwährende Luftzirkulation in unserer großen Abteikirche trägt sie scheinbar schwerelos. Und während ich mich bemühe, den Faden des Evangeliums nicht zu verlieren, spinnt sie seelenruhig an ihrem Faden weiter.

Bruder Simeon Friedrich, Benediktinerabtei St. Matthias, Trier



Noch mehr Schätze

Die schönsten Leserbeiträge aus den Rubriken »Was mein Leben reicher macht« und »Wortschatz« jetzt auch als Albenkalender: 16,99 €. Im Buchhandel oder unter shop.zeit.de

Machen Sie mit!

Schreiben Sie uns, was Ihr Leben reicher macht, teilen Sie Ihre »Wortschätze« und »Zeitsprünge« mit uns. Beiträge bitte an leser@zeit.de oder an Redaktion DIE ZEIT, »Z-Leserseite«, 20079 Hamburg

Die Redaktion behält sich Auswahl, Kürzung und redaktionelle Bearbeitung ihrer Beiträge vor. Mit der Einsendung geben Sie Ihr Einverständnis, Ihren Beitrag in der ZEIT, in der ZEIT-App, in sozialen Netzwerken oder in einem ZEIT-der-Leser-Sammelwerk zu veröffentlichen.